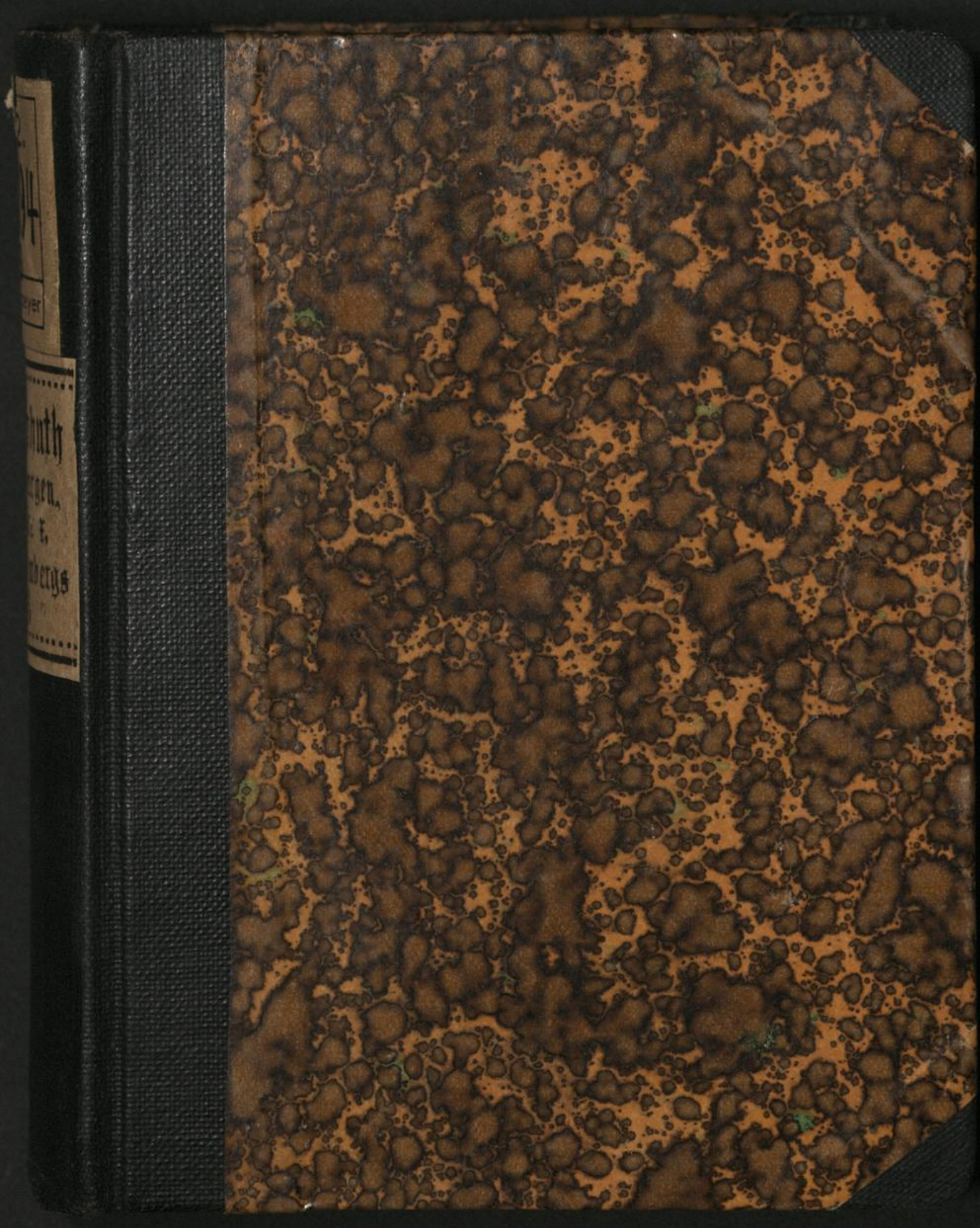
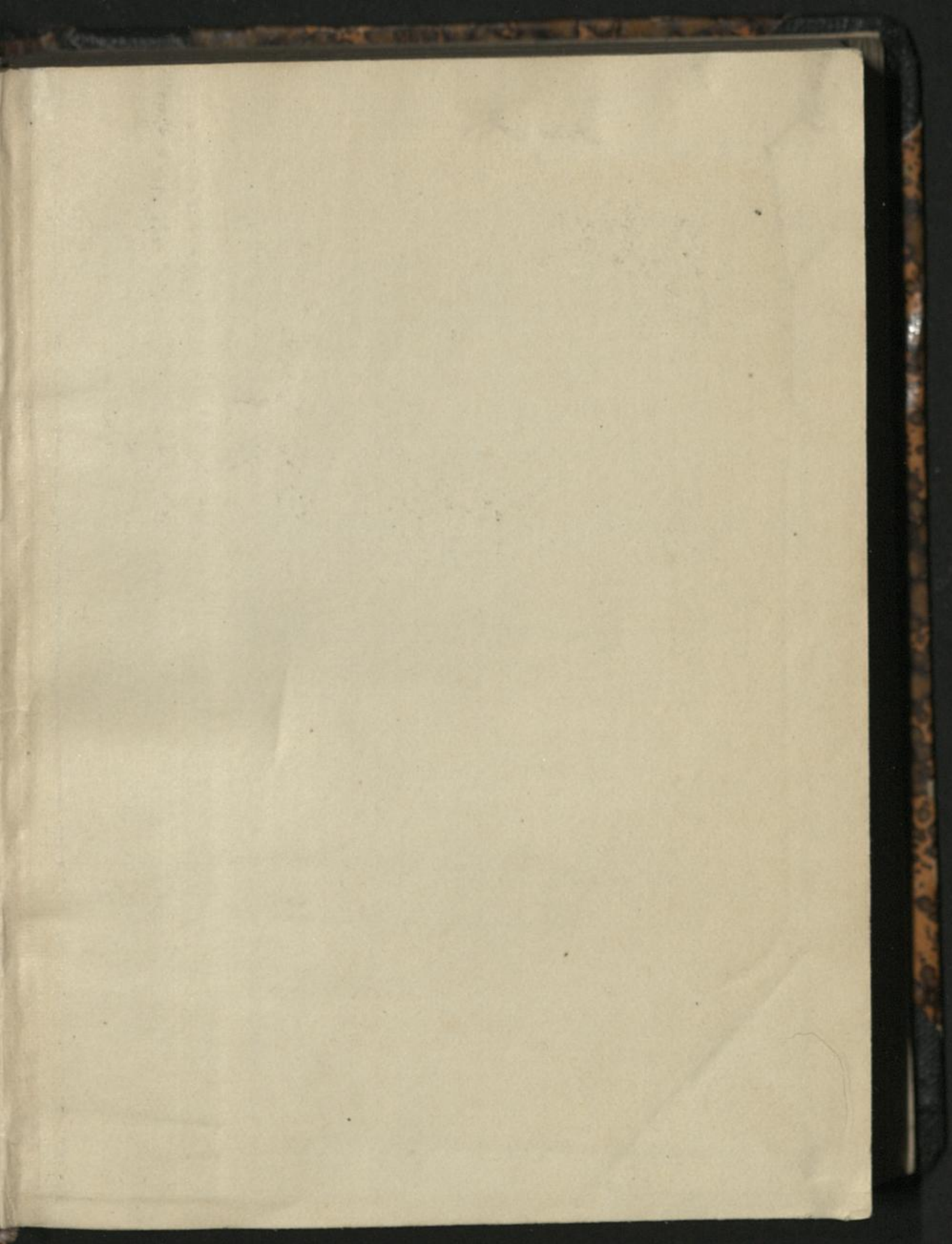
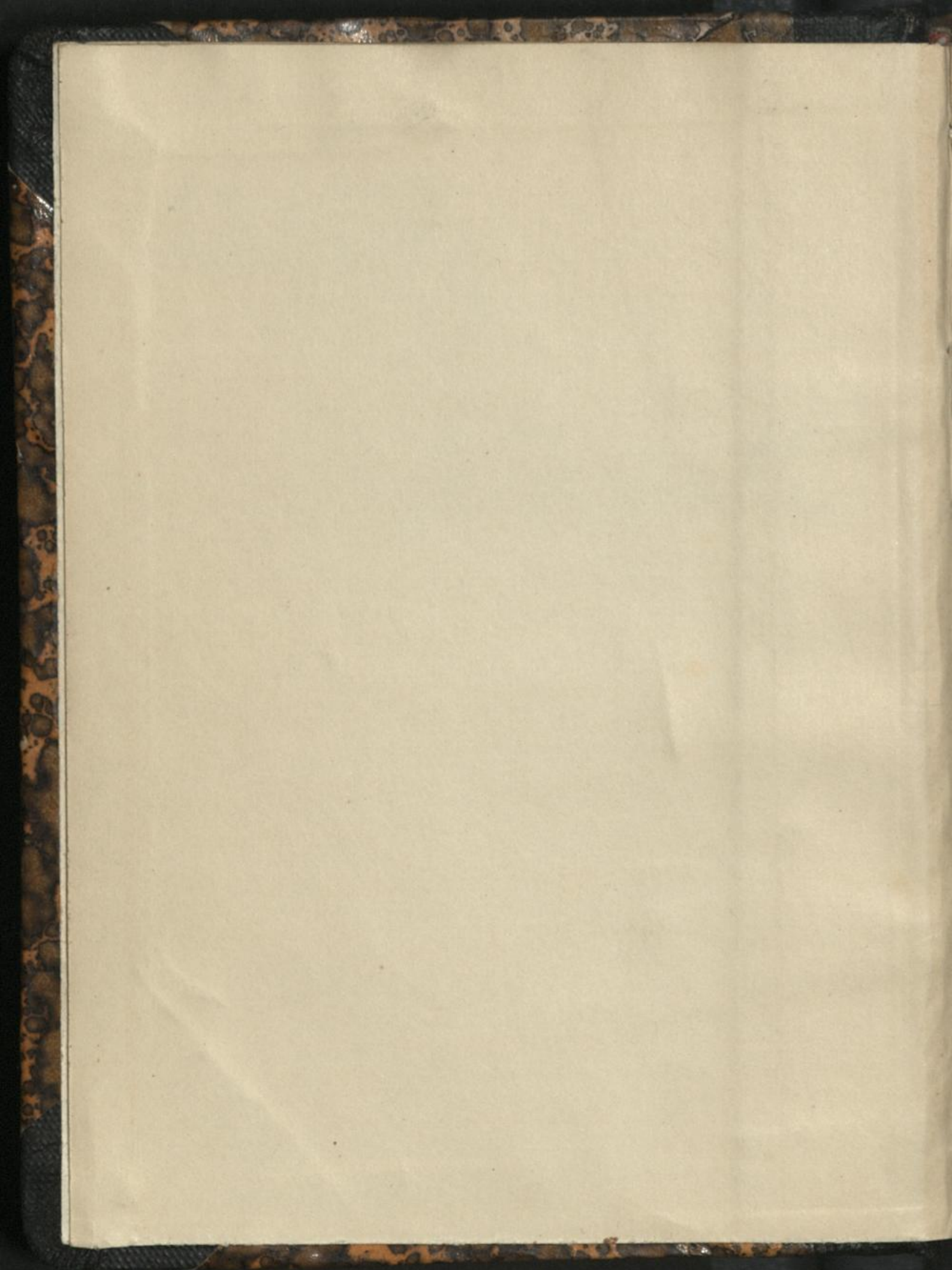




22.2894/3

Schönhuth





Die
Burgen, Klöster, Kirchen
und
Kapellen Württembergs
und der
Preussisch-Hohenzollern'schen Landestheile
mit ihren
Geschichten, Sagen und Mährchen.

Unter Mitwirkung vaterländischer Schriftsteller

dargestellt von

Ottmar F. S. Schönhuth.

Zweite illustrierte Ausgabe.

III. Band. II. Hälfte.

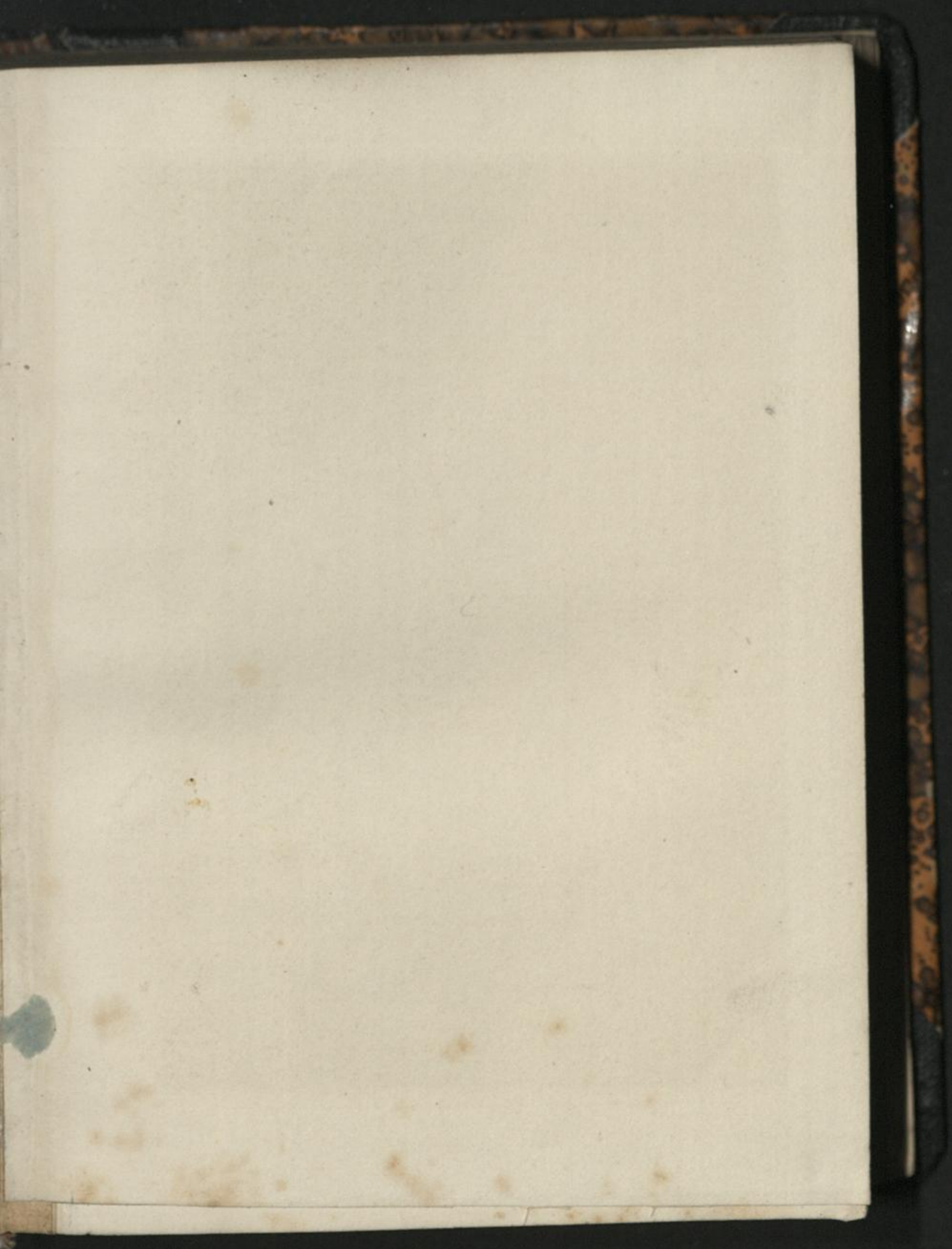
Stuttgart.

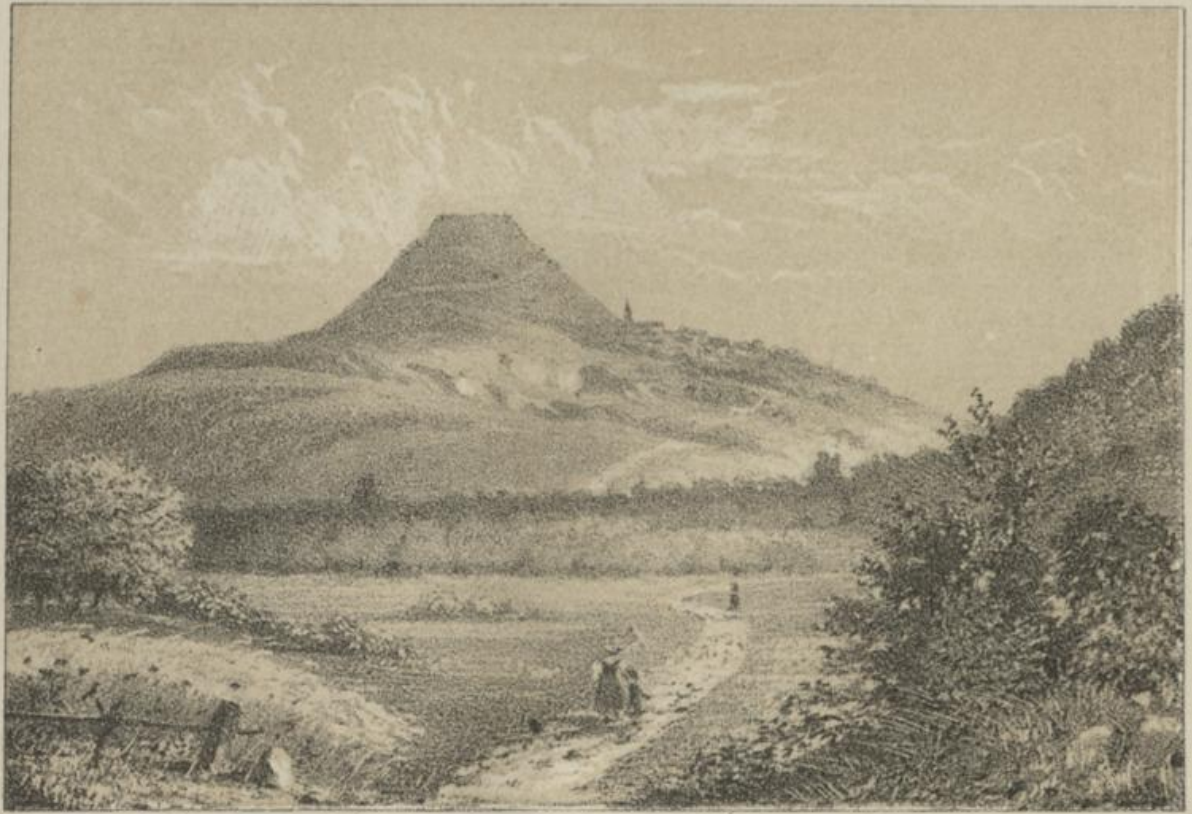
Verlag von Eduard Fischhaber.

1863.

 Elegante Decken zu allen Bänden dieses Werkes mit geschmackvoller, dem Inhalte angemessener Deckenvergoldung (Composition von Julius Schnorr) sind durch alle Buchhandlungen zu dem billigen Preis von je 12 fr. zu beziehen.

 Die Illustrationen einzeln kosten für Abnehmer der ersten Auflage nur 20 Sgr. oder 1 fl. und können auch in schon geb. Ex. durch jeden Buchbinder mit leichter Mühe eingeflebt werden.





Hohenstaufen

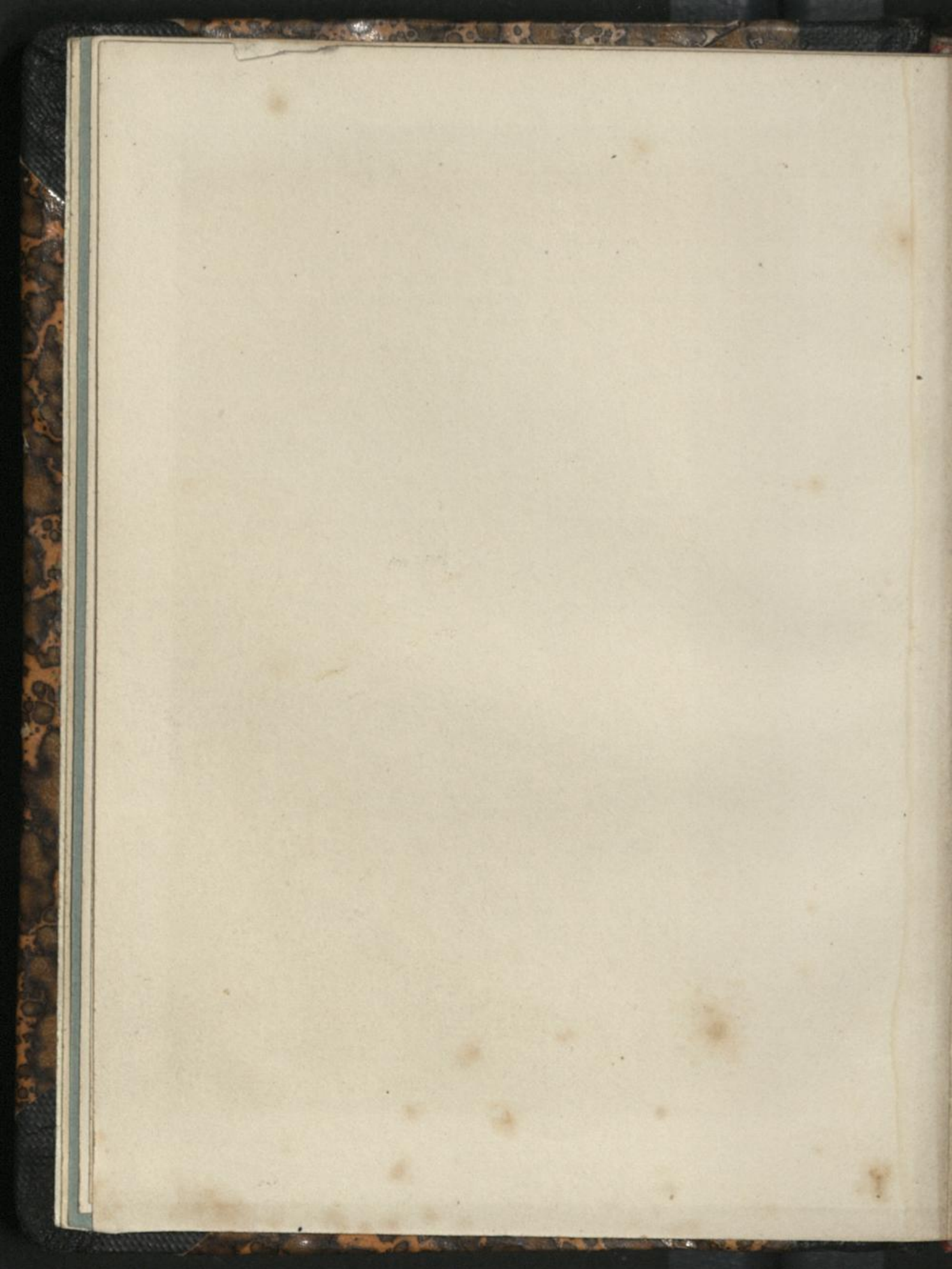


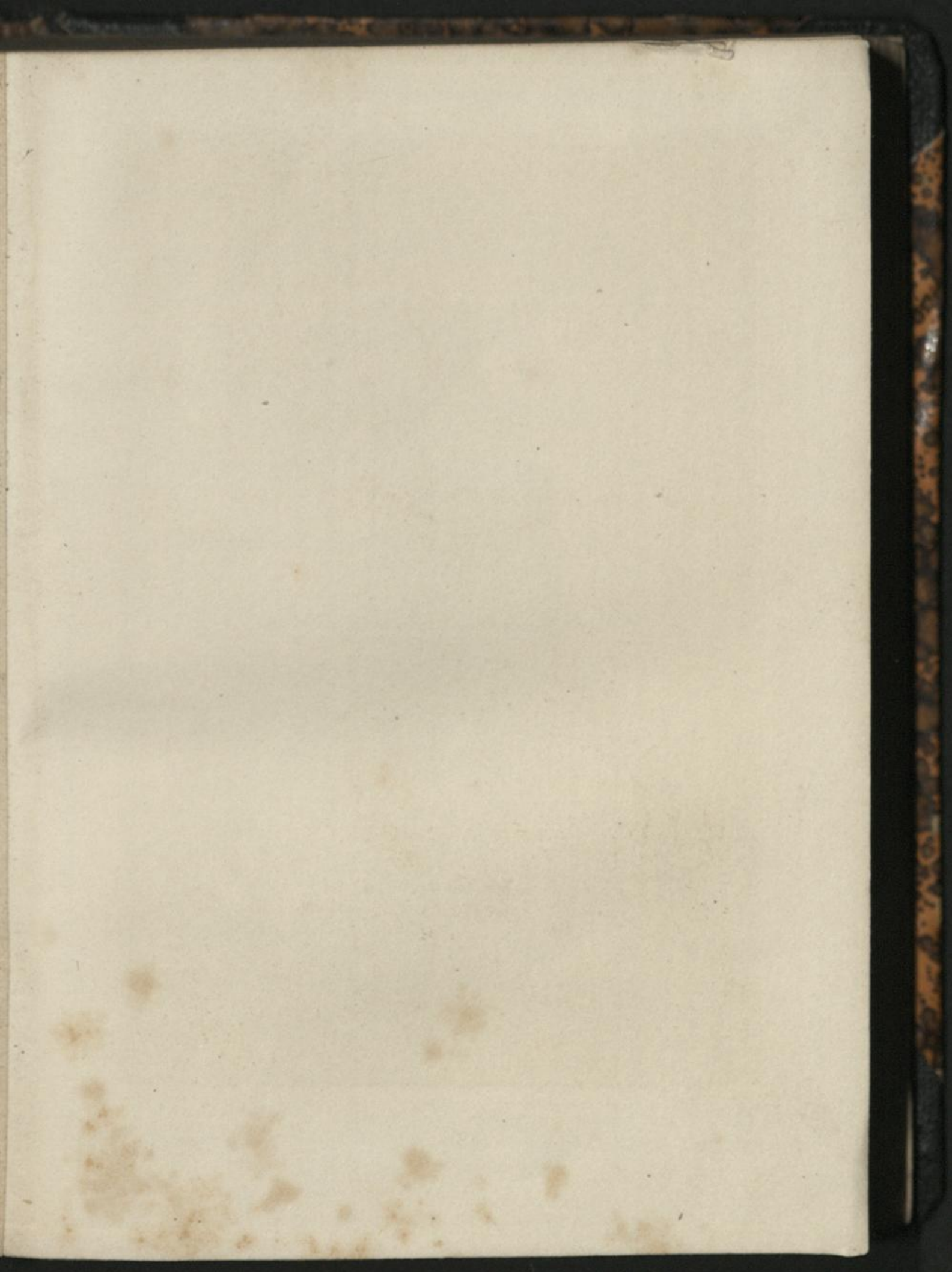


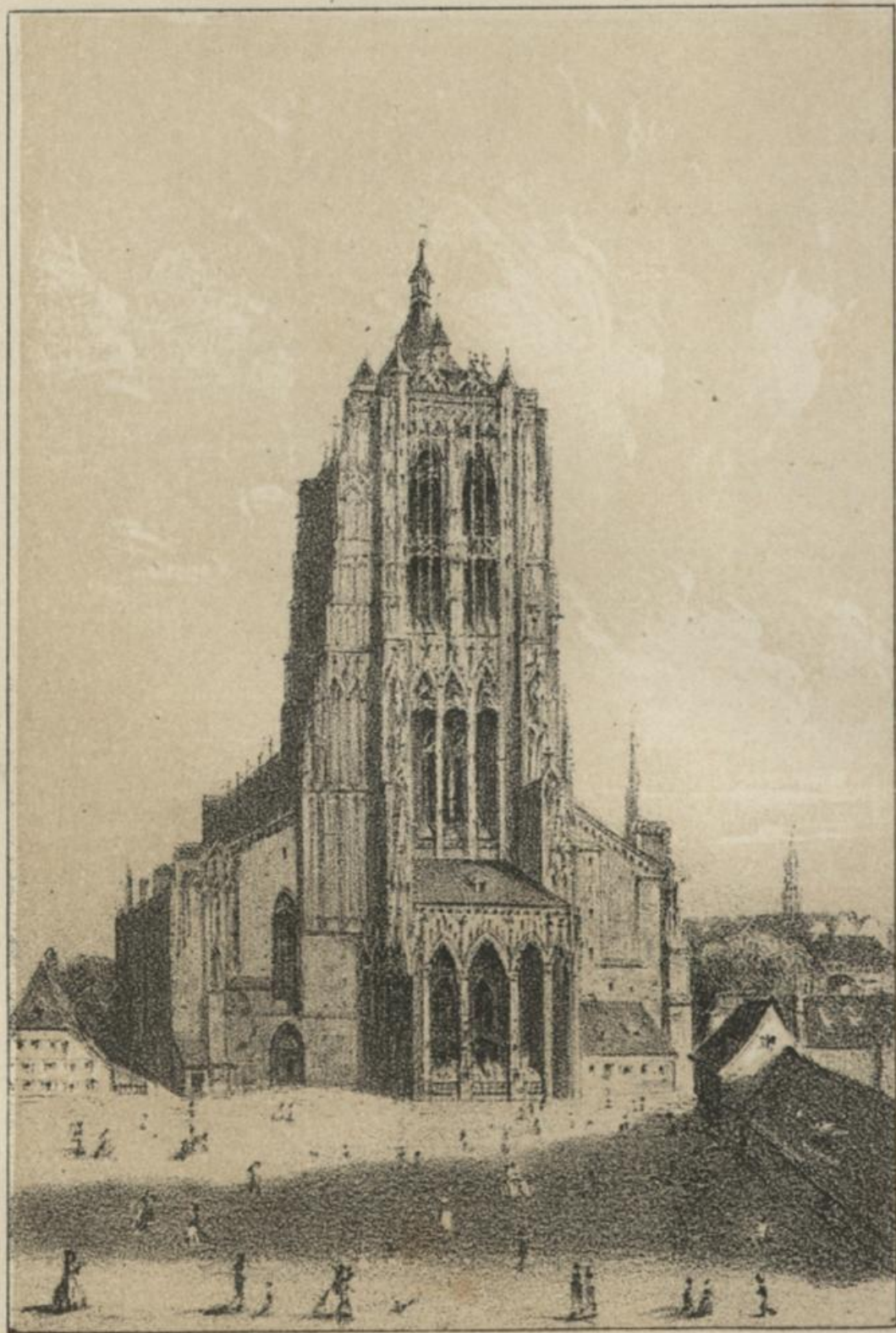
Hohenasperg



Ruine Reissenstein







Das Ulmer Münster.

Die Burgen, KLÖSTER, Kirchen & Kapellen WÜRTTEMBERGS

und der
Preussisch-Hohenzollern'schen Landestheile
mit ihren
Geschichten, Sagen und Mährchen,

von
OTTMAR F. H. SCHÖNHUTH.

III. Band.

Zweite mit Illustrationen vermehrte Auflage.



STUTTGART.

Verlag v. Eduard Fischhaber.

1922. 2894



I.

Die Achalm.

In der Entfernung einer Meile vom Neckar erhebt sich über die Ebene, welche vom rechten Ufer des Neckars sanft ansteigt, ein freier Berg in der Gestalt eines abgestuhten Kegels und von dem Gebirge der Albkette durch eine tiefe Senkung getrennt, so daß sein schlanker Gipfel frei heraussteht, und an seiner schwarzen Scheitel auf viele Meilen kenntlich wird. Sein alter Name ist Achalm, vom Volke die Achel, der Achelberg genannt. Der Berg ist 2191 Par. Fuß über die Meeresfläche erhaben. Der Sockel des Berges hat an seiner mindersteilen Ostseite Ackerfeld und Baumwiesen, ist auf der ganzen Südostseite, Süd- und Westseite mit Weinbergen und Baumgärten umrankt, auf der Nordseite aber bewaldet. Der mittlere steilanstiegende Berg wird von Heide umgürtet und der obere steilste Berg, sein Kopf oder Kopf, ist mit Bäumen und Gesträuchen überwachsen. Auf der Erdstaffel der Westseite, am Ende der Weinberge, liegt die königliche Maierei, von schönen fruchtbaren Obstbäumen umgeben. Die edeln Merino's, sowie Angora-

und Cachemir = Ziegen weiden in dieser Region bis zu der Höhe des Berges. Ein alter Fahrweg führt von da an im Zickzack hinauf zu den Resten der alten Burg Achalm. In den Ruinen erkennt man noch die Werke des Burgeingangs an der Westseite, und die auf Felsen gestützten Mauern, womit der Rand des Berggipfels eingefast war, auch unterirdische Keller, und auf dem etwas höher gelegenen inneren Schloßhof gegen Süden die Vertiefung einer eingestürzten Cisterne. Der Schloßhof ist mit einem spärlichen Rasen bewachsen. Die bedeutendste Ruine ist ein viereckiger Thurm fast in der Mitte des Burgraumes; er wurde zum Behufe der Landesvermessung mit einer hölzernen Treppe und einem Bretterboden, so wie mit einem Geländer versehen und ein hoher Mast mit einer Fahne auf demselben errichtet. Der alte schwäbische Chronist M. Crusius sah noch den Gang zu diesem Thurm, so wie drei Thüren, und zur Linken einen andern Thurm, auf dem man herumgehen konnte. Besteigen wir diese 50 Fuß hohe Warte, welche vor Jahren wieder restaurirt wurde und alterthümliche Zinnen erhielt, so haben wir von hier aus die Hauptansicht auf die Mittelalb, wohl unbeschreiblich schön nur für diejenigen, welche noch nicht auf dem Rigi, Säntis oder Faulhorn gestanden, und die Wunder der Alpenwelt noch nicht angestaunt haben, aber immerhin werth der Mühe des Aufsteigens, und recht herzerquicklich für Solche, welche auch die Naturschönheiten des eigenen Vaterlandes zu schätzen wissen. Die weite

Landschaft wird auf der Ost- und Südseite durch die zurücktretende Kette des Albgebirgs eingerahmt: linker Hand öffnet sich das Pfullinger, und rechter Hand das Uracher Thal, und indem beide Thäler in die Ebene am Neckar sich verflachen, läuft unter der Achalm das Sundelfinger Thal aus. Vor dem Auge liegt das weite Gebiet des Neckars, mit dem großen Schönbuchwald, dem Gäu und den Fildern ausgebreitet, wie eine Landkarte, und an dem Horizont verliert sich das Auge in dem langen blauen Zuge des Schwarzwalds. Doch am deutlichsten haben wir, ähnlicher Weise, wie auf dem Rigi, die schönsten und interessantesten Punkte der Mittelalb vor uns. Zur Rechten Hohenstaufen, Neusen, und hinter denselben, wie ein Schatten hervorblickend, die Teck; den malerischen Sattelbogen mit seinen Dörfern; der Achalm gegenüber die Ehninger Berge: den Steigberg, Drackenbergl, Bürgelberg, Kuttenberg; über dem Pfullinger Thal hin aus dem Gebirge den herrlichen Lichtenstein hervorschauend, dann den Roßberg und die obere Alb in einander geschoben bis zu der Lochen bei Balingen. Endlich zunächst unsern Füßen die weitausgedehnte Stadt Neutlingen, die in Folge ihres neuen Verkehrsmittels, der Eisenbahn, in kurzer Zeit den Rang einer der ersten Gewerbestädte unsers württembergischen Vaterlandes einnehmen wird.

Von der schönen Natur zur Geschichte — und die erste Frage: woher der Name des Bergs, von dem die darauf erbaute Burg benannt worden? Mönch

Ortlieb von Zwiefalten, der älteste Geschichtschreiber über Achalm, sagt: der Berg, vom vorbeifließenden Bache Achalmen genannt u. s. w. Das Wasser, welches Ortlieb nennt, kann ebenfogut die nahe Schaz seyn, welche in ältester Zeit auch Achaz hieß, oder der an der Wurzel des Bergs aus der Waldschlucht Dobel fließende Bach, welcher zuerst ohne Namen fließt, dann bei Reicheneck Reichenbach geheißen wird. Achalm wäre also nach dieser Erklärung die Alm (Alp) an dem Bache, über dem Wasser, oder wie der Chronist Fizion meint, Ach-Helm d. h. Helm (Hügel) über dem Wasser. Also so hieß uranfänglich der Berg, und von dem Berge hat, wie der alte Berichterstatter Ortlieb angibt, die Burg den Namen erhalten. Somit gehört die zwar sehr poetische Sage dem Reich der Fabel an, daß der Letzte des Geschlechts, im Angesicht der brennenden Burg im Kampfe fallend, mit brechender Stimme gerufen: Ach Alm...., worauf der Feind, der die Burg wieder aufgebaut, sie nach diesem Ausruf Achalm genannt habe. Nicht minder schön ist die an Ort und Stelle vorkommende Sage, daß der Gründer Egino Ach Alm.... gesprochen, als er vor Vollendung der Burg verschieden. Doch komisch lautet die Sage, wenn sie berichtet, daß der letzte Römer, welcher das heidnische Castell auf dem Berge zuletzt vertheidigte, im Verzweiflungskampfe seinen Todesseufzer in fremder Sprache Ach Alm.... ausgestoßen.

Der Erste, welcher auf dem schönen Achelberg ur-

fundlich gewiß eine Burg erbaute, war Graf Eginno, wohl derselbe, der im Anfang des 11. Jahrhunderts Gaugraf im Swiggersthal (unter Mellingen) gewesen, und einen Vorsatz hatte, welcher den Namen Unruh (der Unruhige, Zänker, Greiner) führte, und für den gemeinsamen Stammherrn der beiden Geschlechter Urach und Achalm gelten kann. Graf Eginno erkaufte den Achalmberg für sein Gut Schlatt (ein jetzt verschwundener Ort) und eine bedeutende Summe Geldes von den ersten Besitzern, und baute darauf die einer Stadt ähnliche, gewaltige Burg, welcher er nach dem Berge den Namen Achalm gegeben. Graf Eginno soll ehelos gestorben seyn, und liegt zu Straßburg begraben. Vielleicht hat sich in dem Namen des stattlichen Enningen (Eginningen) das Andenken an Eginno, den Erbauer der Achalm, erhalten. Graf Eginno hatte einen Bruder, Namens Rudolf, der mit seiner Gemahlin Adelheid von Mömpelgard = Wülflingen das Geschlecht fortpflanzte, aber nicht dauernd. Graf Rudolf starb und wurde in der Familiengruft zu Dettingen unter Urach begraben. Er hinterließ sieben Söhne: Cuno, Luitold, Eginno, Rudolf, Hunfried, Beringer, Bernher, und drei Töchter: Willebirg, Matthilde, Beatrix. In dem unglückseligen Streite, den Kaiser Heinrich IV. mit dem Gegenkönig Rudolf von Rheinfelden führte, stand Luitold und Cuno auf der Seite des Gegenkönigs, während ihre übrigen Brüder Anhänger Kaiser Heinrichs waren. Luitold erhielt bei der väterlichen

Theilung die Burg Achalm, und Cuno die Burg Wülflingen im Thurgau, welche seine Mutter Adelheid, die reiche Erbin des Grafen Luito von Mömpelgard und der Willebirgis von Wülflingen, seinem Vater zugebracht hatte. Cuno nannte sich deswegen in Urkunden Graf von Wülflingen. Beide Brüder stifteten im Jahr 1089 das Kloster Zwiefalten, und waren seine ersten Begaber. Cuno starb ehelos im Jahr 1092 auf seiner Burg Wülflingen, und wurde, da die Klosterkirche noch nicht gebaut war, am Eingang in die Pfarrkirche gegen St. Peters Altar begraben. Der Chronist Berthold von Constanz schildert ihn also: er war berühmt durch seine Macht, unter seinen Brüdern der reichste, unter den übrigen Herren des Landes gar glorreich, freigebig, prachtliebend, bei der Tafel verschwenderisch, den Feinden furchtbar, von Natur groß, und blieb mit seinem Bruder dem römischen Stuhl treuergeben bis ans Ende. Noch am Ende des 17. Jahrhunderts sah man im Kapitel des Klosters die Figur des Grafen, die an Größe von Niemanden übertroffen wurde. Sein Bruder, Graf Luitold, war Erbe aller seiner Güter, die er aber nur zur Bereicherung des neuen Klosters verwendete. In seinem hohen Alter zog er sich in die Stille des Klosterlebens zurück. Er ließ sich nahe bei dem Kloster Zwiefalten eine niedrige Wohnung bauen, welche er mit zwei Dienern bewohnte. Da war er ein wahrer Vater und eine Zuflucht der Armen. Im Jahr 1098 überfiel ihn ein Fieber; als er fühlte, daß sein Stünd-

lein nahe, verlangte er nach dem Abte des Klosters. Vor diesem legte er seine Reichthümer dar, das waren sieben Schaffelle; diese bat er unter seine zwei Diener, die ihn im Tragsessel zu tragen pflegten, zu vertheilen. So sehr hatte sich der zuvor im Ueberfluß der Erde schwimmende Graf ausgezogen um Gottes willen. Endlich verlangte er noch mit vieler Andacht und vielen Thränen die Mönchskutte, um die er das weiße Kleid des Himmels einzutauschen hoffte, und den Segen, welches Beides er erhielt. Er lebte darauf noch drei Tage. Er wurde bei seinem Vater Rudolf und Bruder Cuno begraben.

Die übrigen Brüder Eginno, Rudolf, Hunfried, Beringer, starben in der Jugend; Beringer und Hunfried wurden im alten Familienbegräbniß zu Dettingen begraben, Eginno in Straßburg, und ebenso Rudolf, der noch jugendlich im Elsaß erschlagen wurde. Wernher war Geistlicher geworden, und brachte es zur höchsten Würde, indem er zum Bischof von Straßburg erwählt wurde. Da er von der Parthei Heinrichs IV. war, so haben freilich päpstliche Chronisten nichts Gutes von ihm berichtet. Durch Geld zum Bisthum in Straßburg gelangt, zog er mit bewaffneter Macht gegen den Abt Wilhelm von Hirschau, der auf des Papstes Seite stand. Mit dem Kriegspanzer angethan ritt er seinen zagenden Kriegsknechten vor, und spornte sie mit Flüchen gegen die Hirschauer Mönche an; da fiel er heulend vom Pferde und starb eines jähen Todes (1077). Nach dem Chronisten Bernold

starb er eines schnellen Todes, als er eben ins Kriegszelt zurückkehrte und sich aufs Bett setzen wollte. Derselbe berichtet auch von ihm, daß er eine Dirne, die einem seiner Lehensleute als Weib angehörte, mit schwerem Geld erkaufte, und wider alles canonische Gebot schamloser Weise als sein Kebsweib gehalten habe.

Ein unglückliches Geschick hatte über dem Geschlecht der Grafen von Achalm gewaltet, daß es so bald in allen seinen männlichen Sprossen abging. Das Erbe von Achalm wäre jetzt, ja schon früher, in fremde Hände gekommen, wenn nicht eine der drei Schwestern der Grafen, Willebirgis, einen Sohn gehabt hätte, der sich kräftig des Erbes angenommen. Graf Werner von Gröningen (an der Donau) war es, der sich schon im Jahr 1090, noch bei Lebzeiten seiner beiden Oheime, Cuno und Luitold, der Verminderung seines Erbes fest widersetzte, denn die beiden Oheime waren daran, der neuen geistlichen Stiftung gar Alles, was sie hatten, mit milden Händen, um des Seelenheils willen, zuzuwenden. Schon damals hatte er viele Besitzungen sammt der Burg Achalm mit fast allen ihren Burgleuten und Vasallen erhalten. Das war aber nicht die Hauptburg Achalm, welche sein Großvater Rudolf erbaut hatte, sondern diejenige, welche von Graf Luitold gegründet, tiefer an der nordwestlichen Seite auf dem sogenannten Wernsberg lag und ein Vorwerk der größeren Burg bildete, nun aber bis auf die Spur verschwunden ist. Diese war Eigenthum

der Grafen von Achalm, die Hauptburg aber Reichs-
 lehen, welche nach dem Tode der Brüder von Achalm
 wieder an das Reich fiel. Als nun der mächtigste
 Fürst in Oberschwaben, Herzog Welf VI., vom Kloster
 Zwiefalten zum Schirmvogt erwählt wurde, da nahm
 er, als Nachfolger der Grafen von Achalm, die er-
 ledigte Reichsburg Achalm ein, und der Graf Wernher
 mußte es geschehen lassen, weil er der minder Mächtige
 war. Von Wernher, dem Besitzer der kleineren Burg,
 hören wir nach dem Jahr 1110 Nichts mehr, aber
 die Hauptburg auf der Spitze des Achelbergs blieb
 im Besitze der Welfen. Als im Jahr 1164 Welf
 der Jüngere ein großes Heer gegen den Pfalzgrafen
 Hugo von Tübingen führte, aber siegelos wurde und
 flüchtete, da barg er sich vor dem nacheilenden Feinde
 auf seiner Burg Achalm. Von Herzog Welf VI.
 kam die Burg Achalm nebst Zugehör ums Jahr
 1170—73 an das Haus der Staufer, und blieb
 ununterbrochen staufisch, bis auf den unglücklichen
 Conradin von Schwaben. Dieser versetzte im Jahr
 1262 seine Güter auf Achalm und in Neutlingen
 an den Grafen von Württemberg, Ulrich mit dem
 Daumen, für 500 Mark. Als Kaiser Rudolf zur
 Regierung kam, der alle Reichsrechte so sorgfältig
 wahrte, so brachte er auch die Herrschaft Achalm an
 das Reich zurück. Er verlieh die große Landvogtei
 der niederschwäbischen Städte seinem Schwager Al-
 brecht von Hohenberg, und mit dieser übergab er ihm
 wohl, als einem ritterlichen Manne, auch die Vogtei

Achalm, daß er von hier aus das Land standhaft und
 treu schützen sollte. Darum kommt dieser Albrecht
 von Hohenberg auch als Albert von Acheln vor. Seit-
 dem hatte die Burg manche Besuche von hohen Herren.
 Im Jahr 1281 um Pfingsten kehrte Kaiser Rudolf
 auf der Achalm ein. Es war nach dem Tode seiner
 vielliebten Gemahlin Anna von Hohenberg, und wohl
 suchte er durch den Aufenthalt auf dieser schöngele-
 genen Höhe seinen Schmerz um die Verlorne zu
 mildern. Vielleicht hat Rudolf auch im Jahr 1288
 die Achalm besucht, als er im November des Jahres
 dem Beilager des Grafen Albrechts von Hohenberg
 mit der Tochter Heinrichs, des Markgrafen von Bur-
 gau, beiwohnte. In den Jahren 1293 und 94 be-
 suchte König Adolf von Nassau mit seiner Gemahlin
 Imagina die Burg; letztere weilte längere Zeit auf
 der Achalm. Im Jahr 1300 erscheint Albert von
 Rechberg als Burghogt auf Achalm, wohl im Dienste
 Graf Eberhards des Erlauchten von Württemberg,
 der wahrscheinlich nach der Ermordung Kaiser Al-
 brechts die ihm einst von Rudolf entriffenen Rechte,
 darunter auch die Burg Achalm, wieder in An-
 spruch genommen hatte. Aber erst im Jahr 1330
 übergab Kaiser Ludwig IV. dem Grafen Ulrich,
 Eberhards Sohn, mit der Landvogtei über Schwaben
 auch die Herrschaft Achalm. Im Jahr 1347 be-
 stätigte Karl IV. zu Nürnberg dem Grafen Eberhard
 dem Greiner und seinem Bruder Ulrich IV. zu der
 Landvogtei Niederschwaben den Besitz der beiden Reichs-

burgen Achalm und Hohenstaufen. Wie zuvor Kaiser
 Ludwig gethan, so nennt auch Karl die beiden Grafen
 seine lieben Oheime und Landvögte auf der Beste
 Achalm, welche also seither der Sitz der Landvogtei
 Niederschwaben gewesen. Im Jahr 1360 zog Kaiser
 Karl beide Burgen wieder für das Reich ein. Aber
 im Jahr 1361 versetzte er sie an seinen Eidam Her-
 zog Albrecht von Oesterreich, für die Heimsteuer
 seiner Tochter Elisabeth. Achalm ging jetzt mit Staufen
 von einer Hand in die andere. Herzog Albrecht und
 sein Bruder Leopold versetzten die beiden Besten an
 Rudolf von Honburg, dessen Bruder und ihre Erben,
 für 3000 fl., sie lösten sie aber wieder ein. Im
 Jahr 1370 verpfändeten die Genannten ihre Besten
 aufs Neue dem ehrbaren und besten Johansen von
 Riethheim und seinem Bruder Rudolf, für 12000
 guter Goldducaten, bedungen sich aber das Deffnungs-
 recht zu aller Nothdurft aus. Sechs Jahre darauf
 gab Wilhelm von Riethheim mit Willen seiner Brüder
 Conrad und Walther die beiden Besten Achalm und
 Staufen mit allen Rechten und Zugehören an den
 Grafen Ulrich von Wirttemberg und seine Erben auf;
 im Jahr 1378 wurde die Uebergabe von dem Land-
 richter zu Nürnberg, Gerlach von Hohenloh, an des
 Kaisers Statt für gerecht erklärt. Um diese Zeit
 wurde die Achalm Zeuge jener traurigen Begebenheit,
 welche unser edler Sängergreis Ludwig Uhland
 in dem trefflichen Liede besungen:

Zu Achalm auf dem Felsen da haust manch kühner
 Kar,

Graf Ulrich, Sohn des Greiners, mit seiner Ritter-
 schaar.

Wild rauschen ihre Flügel um Neutlingen die Stadt,
 Bald scheint sie zu erliegen, vom heißen Drange matt.

Die 14 schwäbischen Städte, darunter auch Neutlingen, die sich zuerst mit dem Grafen Eberhard verbunden hatten, schloßen seit dem Jahr 1376 unter sich und mit noch andern Städten ein starkes Bündniß, welchem aber der Graf Eberhard mit Macht sich widersetzte, denn er konnte wohl wissen, daß es nicht nur aus Unzufriedenheit wegen der Wahl des elenden König Wenzels, sondern auch gegen das Ueberhandnehmen seiner Gewalt gerichtet war. Bald wurde er von den Städten Ulm, Constanz und ihren Eidgenossen zumal angegriffen, weil seine Amtleute den Frieden überfahren hatten. Während er nun vor die Stadt Ulm zog und sie vergeblich belagerte, verbrannten ihm die Städter seine Stadt Tuttlingen, und zerbrachen ihm seine Burg Mägdsberg im Hohengau. Seinen Tuttlingern konnte er nimmer zu Hülfe kommen, dafür wollte er nun die Rottweiler züchtigen. Die Züchtigung der nahen Stadt Neutlingen, welche auch mit den andern Städten gegen Eberhard gemeinschaftliche Sache gemacht hatte, übertrug er seinem ritterlichen Sohne Ulrich. Dieser legte sich jetzt mit einer auserlesenen Ritterschaar auf die Beste

Achalm und belagerte Neutlingen, aber die Stadt
 war in guter Fassung, und hatte Zushuß von ihren
 Verbündeten. In der Nacht vom 14. Mai 1377
 machten die Neutlinger mit 700 Mann einen Aus-
 fall, um Vieh wegzunehmen, und zogen bis vor Urach;
 sie raubten und zündeten auf ihrer Rückkehr durch
 das Uracherthal noch das Dorf Dettingen an, tödte-
 ten die Bauern, welche Widerstand thaten, und trieben
 vor dem Mittagessen 700 Stück Vieh weg. Als
 Graf Ulrich davon hörte, zog er mit 232 Rittern
 auf einem Umweg ab der Achalm, und stellte sich
 hinter St. Leonhard den Rückkehrenden in den Weg.
 Die Ritter stiegen von den Pferden und fochten zu
 Fuß. Aber die in der Stadt hatten sich inzwischen
 bewaffnet, und 600 Mann zogen aus einem unbe-
 achteten, im Frieden geschlossenen Nebenthor aus und
 über den Hohenschild, und fielen durch die südlichen
 Weinberge unter der Achalm dem Grafen und seinen
 Rittern in den Rücken. So nun in der Nachmittags-
 stunde des 14. Mai von vornen und von hinten von
 einer überlegenen Anzahl angegriffen, kämpfte die außer-
 lesene Ritterschaar vergeblich; sie wurde mit großem
 Verluste von den Neutlingern geschlagen und war
 siegelos. Da die Adelligen Niemanden schonten, so
 machten auch die Städter nieder, wen sie trafen, und
 dem Siege folgte ein grausames Abwürgen der zu
 Boden gestreckten Adelligen auf dem Wahlplatze. Der
 Graf Ulrich selbst entging verwundet nur dadurch
 den Feinden, daß er sich unter eine Brücke versteckte,

und entkam auf einem Hengst mit Noth auf die Achalm.

Das Fähnlein ist verloren, Herr Ulrich blutet stark,
Die noch am Leben blieben, sind müde bis auf's
Mark;

Da haschen sie nach Rossen, und schwingen sich hinauf,
Sie hauen durch, sie kommen zur festen Burg hinauf.

„Ach Allm —“ stöhnt einst ein Ritter, ihn traf des
Mörders Stoß —

Allmächt'ger! wollt' er rufen — man hieß davon das
Schloß.

Herr Ulrich sinkt vom Sattel, halbtodt, voll Blut
und Qualm,

Hätt' nicht das Schloß den Namen, man hieß es jetzt
Achalm.

Man zählte auf der Wahlstatt 85 todte Grafen,
Freiherrn, Ritter und Knechte, aber nur 16 erschla-
gene Reutlinger und 8 Verwundete; nur Einer von
Sachsenheim wurde gefangen. Die Reutlinger zogen
die Todten aus, viele Pferde, eherne Brustharnische,
Spieße und Schwerter, auch viel andere Beute wurde
in die Stadt gebracht. Die Reutlinger jubelten nicht
wenig nach diesem Sieg über die Herren, ja den
Reichsstädtern allen schwoll der Kamm, und sie fielen
nun von allen Seiten dem Grafen ins Land; aber
10 Jahre später wurden sie gedemüthigt durch den
glorreichen Sieg Eberhards bei Döffingen, wo der

ritterliche Graf Ulrich seine bei Neutlingen erhaltene
Scharte leider! mit seinem Blute auswehte.

Einen solchen blutigen Tag, wie den 14. Mai
1377 hat seitdem die Beste Achalm nicht mehr mit
angesehen. Aber auch ein ernster Tag war jener im
Jahr 1519, da Herzog Ulrich, um an den Neutlin-
gern Rache zu üben, weil sie seinen Burghogt auf
Achalm in einem Wirthshaus der Stadt erschlagen
hatten, mit 100 Reitern und 1000 Fußgängern
feindselig gegen die Thore rückte, und die Stadt be-
lagerte. Mehr als 700 Kanonenschüsse wurden gegen
die Stadt gefeuert und machten die auf den Zinnen
aufgepflanzten Stücke unbrauchbar. Der rachsüchtige
Herzog setzte den Neutlingern so ernstlich zu, daß sie,
verlassen von aller Hülfe, am 28. Januar ihre Stadt
aufgaben und dem Sieger ihre Thore öffneten. Der
Herzog machte die Reichsstadt glorreichen Andenkens
zu einer württemberg'schen Landstadt. Aber er erfüllte
durch diese rasche That das Wort seines blödsinnigen
Vaters Heinrich zu Urach, der, als er den ersten
Kriegslärm hörte, sprach: o, er wird zum Land
hinausziehen. Die Gewaltthat gegen Neutlingen ist
der Anfang aller Leiden geworden, an denen die
schönste Lebenszeit dieses künftigen Landesfürsten so
reich gewesen. In der verhängnißvollen Zeit, die
auf des Herzogs Vertreibung durch den schwäbischen
Bund folgte, kam die Pfandschaft Achalm mit dem
Lande wieder in österreichische Hände, aber auch nach
Jahren wieder an Württemberg zurück. Im dreißig-

jährigen Kriege, nach der für die Protestanten unglücklichen Schlacht bei Nördlingen, als Herzog Eberhard III. von Württemberg Land und Leute verlassen mußte, gab Kaiser Ferdinand II. seiner Schwägerin Claudia, der Wittve Erzherzog Leopolds, die von ihr angesprochenen Pfandschaften Achalm und Hohenstaufen sammt Urach, Pfuffingen und Göppingen ein, die sie auch wirklich in Besitz nahm. Achalm mit den übrigen Besitzungen blieb österreichisch, bis sie durch den Snabrücker Frieden wieder an Württemberg zurückgegeben wurde. Doch brachte Oesterreich auch späterhin noch oft seine Ansprüche wegen des ehemaligen Reichslehens und der Pfandschaft Achalm in Anregung, so wie es bei der alten Felsenburg Hohentwiel geschehen war.

Ueber die Schicksale der Burg Achalm, wann und von wem sie zerstört worden, haben wir keine Berichte. Im leidigen Bauernkrieg, auf dessen Sündenregister in Verwüstung der Burgen Einige auch den Namen Achalm setzen, soll sie die ersten Stöße empfangen haben. Doch stand sie noch im 16. und 17. Jahrhundert als wohnliche Burg. M. Crusius besuchte die Burg im Juli des Jahrs 1587 und erzählt, „daß er durch zwei Thüren in den ersten und andern Vorhof, und endlich in den großen und vornehmsten Theil des Schlosses gekommen. Fast in der Mitte, fährt er fort, ist ein hoher Thurm, in welchen wir aus dem Hause, das zur Rechten bei der Mauer ist — und welches, dünkt mich, wohl damals die Woh-

nung des württembergischen Burgvogts war — über einen hohen Gang gekommen sind; denn unten auf der Erde hat der Thurm keine Thüre. Die Mauern von allen Theilen des Schlosses sind sehr alt und ziemlich hoch. Es ist auch ein anderer Thurm in dem äußersten Winkel des Schlosses zur Linken, nemlich in dem dritten Theil, um dessen Mauer wir eben herumgegangen.“ Also war Achalm noch in den Zeiten des Crustus von einem Burgvogt bewohnt, und ebenso auch noch im Anfang des 30jährigen Kriegs. Der letzte württemberg'sche Burgvogt war Ruprecht Hofmann, der, von den Oesterreichern verdrängt, im Jahr 1634 nach Eningen hinabzog. Im Jahr 1646 lag eine österreichische Besatzung auf Achalm, aber eben diese gab Veranlassung zu ihrer Zerstörung. Denn, als man erkundete, daß damals die Schweden auf das freilich, ausgenommen den vorderen Bau, meisten Theils ruinirte Schloß, einen Anschlag faßten, so erhielt der damalige österreichische Commandant, Obrist von Haslang, von der Erzherzogin Claudia allergnädigsten Befehl, das besagte Schloß ruiniren zu lassen, damit sich kein Feind darinnen aufhalten könnte. Also ließ der Herr Obrist die Schloßmauern, welche ohne dieß ganz faul und baufällig waren, niederreißen, wie auch die Cisternen einwerfen, und allein den vorderen über der Pforten stehenden, damalen noch einzig übrigen Bau stehen. Aber vier Tage darauf wurde dieser Bau von bösen Leuten angezündet und ist ganz und gar abgebrannt. Die Zerstörung, welche

Haus Oesterreich an dem Schloß Achalm begonnen, wurde von Württemberg aus vollendet, denn im Jahr 1658 erging an den Keller zu Tübingen der Befehl: „Du Keller hast dich unterthänigst zu berichten, wessen du wegen vollends Demolir- und Rasirung des ganzen abgegangenen Schlosses Achalm hie bevor bereits unterthänigen Bescheid erhalten.“ — Im Jahr 1762 wurde der Achelberg mit seinen Ruinen an die Gemeinde Eningen um 10,500 fl. und von dieser im Jahr 1764 an zwei Bürger daselbst um 13,500 fl. verkauft; seitdem wechselten oft die Besitzer. Im Jahr 1822 ließ S. Majestät der König Wilhelm von Württemberg das Gut Achalm von Dr. Camerer und vier weiteren Eigenthümern um 34,000 fl. erkaufen. Es geschah dieß in der schönen Absicht, um hier ein Beispiel von feiner Schafzucht, und weitere Gelegenheit zu Veredlung vaterländischer Schafheerden zu geben. Seit 1831 laufen auf der Achalm neben einer Heerde hochfeiner Schafe von 500 Stücken auch viele Cachemir- und Angoraziegen. So hat dieser historisch merkwürdige Berg auch für das württembergische Vaterland wieder eine Bedeutung gewonnen.

Wir könnten manche schöne Sage von dem so sagenhaften Achalmberge zum Schlusse dem Leser erzählen, wie sie sich im Munde des Volks erhalten; wir könnten berichten vom Halbriesen auf dem Berg, von dem goldnen Zauberringe, der auf dem Grunde des Bodens um den ganzen Berg sich schlingen soll, dergleichen von dem verirrtten Grafen im Psullen,

von St. Martin und Anderm. Wir geben dafür eine Auffassung der Sage von der Erbauung der Alchalm, wie sie ein andrer Verfasser mit der Welfenfehde von Tübingen in Verbindung gebracht hat.

Die Sage vom Bau der Alchalm.

In der Nähe von Ravensburg auf einem Hügel, drunten der Flecken Altorf, stand eine Burg, drin hauste ein altes, berühmtes Geschlecht, das der Welfe. Sein Alter läuft bis in das Heidenthum hinauf; seine späteren Nachfolger saßen auf manchen Thronen Europas, und noch blüht das Geschlecht in den Königen von Hannover und England.

Zur Hunnenzeit, vor 1400 Jahren — waren sie schon Besitzer großer Strecken Landes am Bodensee, und ihren Namen hatten sie wahrscheinlich von Wolf, als einem besonders kampffähigen und listigen Thiere, oder von Welf (junger Hund), wie die Sage meldet.

In späteren Jahren erbauten sie neben ihrem Stammschoß die Burg Ravensburg, und durch Glück und kriegerische Unternehmungen wuchsen die Güter und die Macht des welfischen Hauses sowohl im Lande Schwaben, als in Italien. Bald nahmen sie den Herzogstitel an, welcher ihnen von dem Kaiser verliehen wurde, und herrschten über Kärnthen und Baiern; ja von den Alpen bis zur Nordsee erstreckte sich nach und nach ihre Herrschaft. Darum entspann sich bald ein Hunderte von Jahren dauernder

Streit zwischen dem Haus der Welfen und der Hohenstauffer um die höchste Macht, und die Herzoge, Fürsten, Grafen und Edle von ganz Deutschland hielten zu der einen oder andern Parthei, die in ewiger Fehde mit einander begriffen waren. Ein Nachkomme dieses Geschlechts, Herzog Welf VII., war um das Jahr 1150 aus seinen italienischen Besitzungen nach Schwaben zurückgekehrt, um hier seinen zahlreichen Erbgütern vorzustehen. Da ritt er eines Tages über die Alb dem Neckar zu und nahm seine Nachtherberge in der Stadt Reutlingen. Hier zündete die Schönheit einer Jungfrau in seinem Herzen eine so heiße Flamme der Liebe an, daß er beschloß, in der Nähe einen Ort auszuwählen, um dort seinen Aufenthalt zu nehmen und nahe bei der engelschönen Jungfrau zu verweilen. Sein erstes Augenmerk fiel auf den herrlichen Berg, der wie eine Krone sich über Reutlingen zum Himmel erhebt und weit umher in das Schwabenland sein Haupt streckt. Eine alte Burg stand oben, die gehörte dem Württemberger Grafen Wernher zu Grüningen, und diese ersah sich Herzog Welf zu seinem Sitz. Bald hatte er Burg und Berg um ein schön Stück Geld erworben, und nun begann er, Alles niederreißen und für sich und seine Geliebte neu erbauen zu lassen.

Nach der Art jener Zeit ließ er durch seinen Baumeister einen Riß und Plan machen, um die neue Burg aufzuführen. Die Bauart der damaligen Zeit aber war folgende: Es wurden ungeheuer dicke Mauern und Thürme angelegt. Dazu nahm man

zum Theil ungeheure große Steine, theils kleine, und goß die Zwischenräume mit Kalk und Gips aus, der jahrelang in tiefen Gräben gegohren hatte. So wurden die Steine ganz mit einander verschmolzen und bildeten eine Masse. Außerhalb den Mauern lief ein einfacher, doppelter oder gar dreifacher Graben herum, worüber man eine Zugbrücke legte, welche, wenn sie herabgelassen wurde, zur Einfahrt diente und an schweren Ketten hinaufgezogen das Thor bildete. Ein Thurm erhob sich über dem Thore, worauf der Thorwärter saß und in das Land hinaus spähte. Nur wenige Burgen hatten einen bedeutenden Raum, und die inneren Gebäude enthielten die Wohngemächer und den Rittersaal nebst den Vorrathskammern und Speichern, so wie die Gellasse für das Gefinde und die Stallungen.

In diesen Wohngelassen der Herrschaft herrschte meist Düsternheit, da die Fenster schmal und klein waren. Aber das Feuer auf dem Kamin des Zimmers und die blanken Waffen und Rüstungen im Saal erhellten statt der Sonne Glanz diese Räume.

Größere und kleinere Thürme, so wie Söller und Altane dienten zur Fernsicht und zum Schutz der Burg, und ihre Eingänge waren alle hoch angebracht und mit hölzernen Stiegen versehen, die man nach sich ziehen konnte.

Für den Fall der Noth waren verborgene Gänge angelegt; diese führten unter der Erde, oft sogar unter Flüssen weg, wie bei manchen Neckarburgen.

Wollte man eine geheime Botschaft aus der belagerten Burg bringen, so geschah es auf diesem unterirdischen Wege, oder wenn der Feind die Mauern erstiegen hatte, so flüchteten sich die Ritter mit ihren Familien und Knechten und ihren besten Schätzen in diese verborgenen Gänge, warfen die eisernen Thüren hinter sich zu, und suchten eine benachbarte Burg oder einen Wald zu erreichen, wohin die Gänge ausführten.

Tief unter der Erde, meist unter einem Thurme, war das Burgverließ oder das Gewölbe für die Gefangenen. Es waren schreckliche Behälter, in welche die Gefangenen oft 50 Fuß tief hinunter gehaspelt wurden. In diesen Burgverliesen lagen die Gefangenen lebendig begraben. Die mördernden Gebeine derer, die hier umgekommen waren, die schlechte Kost, die verpestete Luft, die Schlangen und Molche wurden das Mittel, den Gefangenen ein hohes Lösegeld abzupressen, oder, wenn sie ein Opfer der Rachsucht waren, erblickten sie nie mehr das Tageslicht und mußten elend verkümmern.

Nicht der Trieb nach einer schönen Aussicht war es, welcher die Ritter bewog, ihre Burgen oft auf die schauerlichsten Felsen, wie Schwalbennester zu bauen, sondern es war der Trieb des Adlers und des Geiers, der von der Höhe aus die Niedern beherrschen, und auf die ersehnte Beute der Bauern, Wanderer und Kaufleute herunterstoßen wollte.

Dieses Raubwesen und Ueberfallen der Wehrlosen

nannte man „Niederwerfen“, und der niedere, wie hohe Adel trieb nach der Sitte jener Zeit diese jetzt so verpönte Straßenräuberei.

Herzog Welf also begann den neuen Aufbau eines gewaltigen Schlosses; er wohnte abwechselnd viele Wochen in der Stadt Neutlingen, und bei seiner heißgeliebten Agnes. Obwohl er unter hundert Fürstentöchtern die Auswahl gehabt hätte, so konnte doch keine Solche ihn fesseln, wie das Neutlinger Bürgerkind mit seinen goldnen Locken, dem feinen Buchs und den seelenvollen Augen. Ja, wenn sie in den prächtigen Gewändern, die ihr der Herzog schenkte, über die Straße schwebte, so glaubte man eine Kaiserstochter zu sehen, so fein und edel war ihre Haltung, so glänzend ihre Erscheinung und eine solche Anmuth strahlte aus ihren Blicken.

Jahrelang hatte schon dieses Bündniß der Liebe gewährt, und die Burg erhob sich alle Tage höher und stolzer. Da trat eines Tages der Welf in das Gemach seiner Agnes. Eine Bornesader schwoll auf seiner Stirne, und unmuthig warf er Helm und Schwerdt in eine Ecke.

Erschrocken fuhr Agnes auf und ging ihm entgegen, die Hand schmeichelnd auf seine Schulter legend: Was ist dir, mein Geliebter? frug sie mit ihrer sanften, melodischen Stimme.

Was mir ist? antwortete Welf mit stechendem Blick und zitternd vor Grimm — hab eine Botschaft erhalten, die jagt mir das Blut durch alle Adern.

Nein, ich will blutige Rache für den Schimpf, den ein Pfalzgraf an mir, dem Herzog, verübt, dessen erlauchter Name durch Italien und Deutschland schallt. O, so sprich! bat Agnes und drückte ihm einen bittenden Kuß auf die heiße glühende Stirne — wer mag dich erzürnen, mein Heißgeliebter? Der Pfalzgraf von Tübingen ist es, sprach der Welf gelassener, denn die Nähe dieses Engels vermochte Alles über ihn — der Pfalzgraf hat einige meiner Vasallen und Rittersleute auf seinem Gebiete gefangen und ließ sie hängen als überführt des Straßenraubs, ja er zerstörte ihre Burg zu Wöhringen. Wohl mögen sie die Strafe verdient haben, aber mir stehet das Recht zu, ein Urtheil zu sprechen über die, so meine Güter zu Lehen tragen. Hätte er sie mir zugesandt zur Bestrafung, ich wäre ihm willfährig gewesen, obgleich der Pfalzgraf nicht zum Hause der Welfen hält, sondern ein Anhänger und Freund der Hohenstauffer ist.

Schon habe ich Genugthuung gefordert, aber spöttisch hat der Pfalzgraf meine Boten abgefertigt mit der Antwort: Saget Eurem Herrn, daß ein Verbündeter der Hohenstauffer den ersten Raubritter wird mit eigener Hand aufknüpfen, der sich zu den Vasallen Welfs zählt!

Ha! solche Schmach meinem edlen Hause, das ebenbürtig ist dem Kaiserhause Hohenstaufen — ich will ihm ein Feuer anzünden, wie er noch keines gesehen und dem Pfalzgräflein — ja der Hohenstauffer und sein Vetter, Herzog Friedrich von Schwaben, sie sollen

es inne werden, daß Welfs Macht die Wage hält allen seinen Feinden!

So entbrannte denn rasch eine mächtige Kriegsschlammme. Zu Welf stellten sich die Bischöfe von Augsburg, Speier und Worms, der Herzog Berthold von Zähringen, die Markgrafen von Böhburg und Baden, die Grafen von Habsburg, von Pfullendorf, Calw und Berg und viele andere Herrn, und nach einigen Wochen sammelten sich ihrer gegen 600 geharnischte Reiter.

Aber auch der Pfalzgraf von Tübingen erhielt einen mannhaften Zuzug, denn ihm stellte sich zur Seite der hohenstaußische Schwabenherzog Friedrich, König Conrads Sohn, die Grafen von Zollern, von Württemberg und viele andere edle Herrn, und warfen sich mit ihren Reissigen in das feste Schloß Tübingen.

Auf einem schmalen Bergrücken zwischen dem Neckar und der Ammer erhob sich die uralte Pfalz Hohen-tübingen an der Stelle, wo jetzt noch das Schloß steht. Hier und dicht um das Schloß herum lagerten die Freunde des Pfalzgrafen, drüben aber im Thale bei Derendingen erhoben sich Hunderte von Zelten und wimmelte es von Kriegsleuten und Rossen, denn Welf mit seinen Freunden hatte dort sein Lager aufgeschlagen und saß in seinem Zelte; nicht ferne von ihm stand ein wunderschöner Page in Sammt und Seide gekleidet — es war Agnes. Als die Fehde ausgebrochen, da hatte sie Welf inständig gebeten, sie mitzunehmen in Männertracht, denn jetzt erst fühlte sie es, daß sie

es nicht ertragen könnte, ihn ferne von sich zu wissen, und daß sie alle Gefahren mit ihm theilen wolle. Umsonst hatte Welf die schöne Geliebte zurückgewiesen; sie klammerte sich an ihn an, bis er, überwältigt von ihren Bitten, einwilligte, sie als Page mitzunehmen.

Es war Sonntag Vormittags, und Tags zuvor war das Lager aufgeschlagen worden. Schon in der Frühe war ein Kriegsrath gehalten worden und von beiden Seiten waren Fürsten und Edle zusammengetreten, um einen friedlichen Vergleich zu stiften und alles Blutvergießen zu verhindern. Auch Agnes lag ihrem Geliebten an, seine stolzen Forderungen zurückzunehmen und sich gütlich zu vertragen, denn, wenn sie die hohen und festen Thürme der Pfalz betrachtete, so dünkte es ihr ein blutiges Unternehmen, eine so mächtige Burg zu erstürmen.

In beiden Lagern ruhten die Kriegsleute bei ihren Feuern und lustig gingen die Krüge und Becher umher. Nur die Wachen standen gerüstet auf der Vorhut. Boten ritten alle Augenblicke hin und her von Tübingen nach Derendingen und von da zurück, um die gegenseitigen Anträge, Forderungen und Bewilligungen hin und her zu bringen.

Eben war wieder ein Ritter zum Lager hinausgesprengt mit neuer Botschaft nach Tübingen, da erscholl von ferne ein heftiges Geschrei, und man sah, wie drüben vor dem Schloß dichte Haufen Gewaffneter sich zum Neckar herunter zogen.

Welf sprang auf, warf sich auf sein Roß und jagte mit seinen nächsten Zeltnachbarn, dem Markgrafen von Baden, dem Neckar zu. In dichten Haufen ohne Ordnung und Glied stürzten Reisige nach dem Böhre vor Tübingen, wo schon ein heißer Kampf entbrannt war.

Als Welf in die vereinzeltten Haufen seiner Leute hinein gesprengt war, die es versuchten, unter dem Pfeilregen der Pfälzer über den Neckar zu setzen, kam ihm ein Ritter entgegen und brachte ihm die Botschaft — daß aller Vergleich zu nichts. Ich komme vom Schloß, sagte er, und wir waren nahe daran, dem unseligen Spiel ein Ende zu machen, da erblickte ich vom Fenster aus, wie ein starkes Häuflein Reisiger, die auf den Vorwachen stunden, auf eigene Faust und von Hauf Luft entzündet, mit hellem Geschrei auf den Neckar zu sprengten und sich um die Neckarbrücke tummelten.

Ich saß sogleich zu Pferde, um herabzureiten und den nahen Kampf einzustellen, aber als ich die Brücke erreicht hatte, da waren aus der Stadt schon die leichten Reisigen des Herzogs Friedrich durch das Thor unterhalb des Schlosses hinausgestürzt, und mitten im Neckar stießen die Haufen auf einander.

Die Kampfwuth des welfischen Heeres war losgebrochen und ließ sich nicht mehr zügeln, denn die Edlen selbst geriethen jetzt in die Hize und suchten ihre in großer Unordnung aus dem Lager herbei eilenden Fähnlein zu ordnen.

Auch vom Schloß herab wälzten sich immer neue

Streiter und legten sich hinter die angelegten Schanzen des Schloßberges, von wo aus sie einen Hagel von Pfeilen auf die Angreifer schleuderten.

Vergebens stürmten die Welfischen fort und fort mit neuen Haufen gegen die Höhen, sie wurden stets zurückgedrängt, und Leichen an Leichen thürmten sich an den Ufern des Neckars. Schon hatte der Kampf zwei Stunden angehalten und noch war kein Schritt Boden gewonnen, da stieg Welf, der auf dem Wöhrd mit den Edlen die Schlacht leitete, selbst vom Rosse, ergreift ein Panier und stellte sich an die Spitze einer 400 starken Schaar Reifiger, die gleichfalls abgeseffen waren.

Ein fest geschlossener Leib, stürmten sie gegen die Verschanzungen, aber nach kurzem Anprall wurden sie unter dem Hohn gelächter Derer oben auf dem Schloß mit Hellebarden und Steinwürfen zurückgetrieben, und in gleichem Augenblick setzten Friedrichs Schwergarnische über den Neckar und hieben auf die ermatteten Kämpfer ein. Jetzt löste sich Alles in wilder Flucht auf, und kaum gelang es dem Welfen, sein Roß zu erreichen, daß sein Knappe ihm gehalten. Rasch sprang er hinauf und jagte über den Wöhrd. Da erblickte er im Getümmel Agnes, die vom Lager her ihm zu Pferd entgegen kam, als sie vergebens auf das Ende des Kampfes geharrt hatte. Eine Ahnung hatte ihr gesagt, daß ihr Geliebter in Gefahr schwebe und daß es schlimm um den Ausgang stehe, da alles Kriegsvolk ausgezogen war und nichts als Schwerverwundete zurück kamen.

00 Dicht an ihn sich anschließend, ritt sie im Getümmel der Flucht dahin und suchte das Lager zu gewinnen, aber des Herzog Friedrichs Reiter waren schneller und umflügelten sie, so daß ihnen nur noch der Weg nach Reutlingen frei blieb.

Wie eine Schaafheerde von Wölfen umringt, so wogte die Flucht dahin, an der Neckarbrücke vorüber und nach den Wiesen, die sich gegen das Burgholz hinziehen. Neue Feinde fielen zum Neckarthor heraus, und so ward das welfische Heer auf beiden Seiten vom Feind angegriffen und in die Flucht geschlagen.

Schon hatten Welf und Agnes das Burgholz erreicht und die Steige, welche den Wald hinauf führt; da sprengte ein Graf von Zollern eilend ihnen nach und führte einen Streich von hinten auf den Helm des Welfen, dem schon beim Schloß ein Schlag mit der Hellebarde den rechten Arm gelähmt hatte. Mit einem fürchterlichen Schrei des Entsetzens sank Agnes fast vom Pferde, als im gleichen Augenblicke der Knappe des Welfen den Hieb mit der Lanze schwächte, und sich gegen den Grafen wendete, um seinem Herrn die Flucht möglich zu machen.

Das ganze Heer war nach einer Stunde aufgelöst und zersprengt, und nur mit Agnes und zwei Grafen von Calw erreichte Welf sein Schloß bei Reutlingen, das jetzt schon so weit aufgebaut war, um Sicherheit zu gewähren.

Die Schlacht bei Tübingen blieb lange im Andenken der dortigen Ummohner, und eine alte, kleine Kapelle,

die auf den Neckarwiesen stand, erinnerte noch vor 300 Jahren, da sie niedergerissen wurde, durch ihren Namen „Wendfeld“ an die Geschichte dieses Tages. — Zwei Jahre waren indessen verflossen, und fort und fort ward an dem Schlosse gebaut, um es zu einem der schönsten des Landes zu machen. Von Zeit zu Zeit kehrte Welf nach seiner väterlichen Burg bei Ravensburg zurück, bald verweilte er wieder in Reutlingen bei seiner Agnes. Da suchte der Kaiser Friedrich von Hohenstaufen das Haus der Welfen zu gewinnen und nöthigte seinen Anhänger, den Pfalzgraf von Tübingen, einen Fußfall vor Welf zu thun und ihn um Verzeihung anzusuchen.

Nun aber ersuchte er den Herzog Welf zu einem Kriegszug gegen die aufrührerischen Städte Italiens und den Papst Alexander, der den Bannfluch auf den Kaiser geschleudert hatte.

Auch diesmal ließ Agnes nicht eher mit Bitten ab, als bis sie ihrem Geliebten als Page in männlicher Tracht folgen durfte.

So zog denn Welf mit dem Kaiser nach Italien und führte ihm eine mannhafte Zahl Reisiger zu. An seiner Seite ritt der Erzbischof Christian von Mainz, ein kriegerischer Priester, der lieber Schwerdt und Kolbe schwang, als die Messe las. Es war eine hohe Riesengestalt, auf dem Haupte trug er einen goldnen Helm, um die Brust einen eisernen Panzer, darüber einen veilchenblauen Sammtrock. In der gewaltigen Faust führte er einen dreizackigen eisernen Streitkolben, wo-

mit er im letzten Kriege acht und dreißig edlen italienischen Rittern die Zähne eingeschlagen hatte. Welf und der Erzbischof zogen eine Tagreise dem Kaiser voraus, mit ihnen der Schwaben Herzog Friedrich. Aber als sie in die Nähe von Rom kamen, trafen sie auf 30,000 Römer, aber ihr Häuflein bestand nur aus 1500 Reifigen. Schon wollte das Häuflein der Uebermacht weichen, da ergriff der riesige Erzbischof eine Fahne, stimmte den Schlachtgesang „Christ, der du geboren bist“ mit donnernder Stimme an, und wetterte mit seinem Kolben auf die festgeschlossenen, geharnischten Reihen des Feindes. Zugleich bricht Herzog Welf mit 500 leichten Reitern in vollem Rennen auf den Flügel der Gegner, und nach kurzer Zeit ist die Schlacht gewonnen, der Feind flieht, und der riesenhafte Erzbischof, allen voran, schlägt die Flüchtigen zu Hunderten nieder. Als ein Wunder des Herrn pries der Kaiser diese That seines Vortrabs, denn 30,000 Römer wurden flüchtig von 1500 kaiserlichen Kriegsleuten, und 2000 wurden erschlagen.

Jetzt schlugen die Sieger ihr Lager vor Rom. Acht Tage dauerte der Kampf um die Stadt. Die Kriegsmaschinen und großen Wurfgeschosse prallten erfolglos an die Mauern der heiligen Stadt und der festen Peterskirche. Da warfen die Deutschen feurige Pfeile in die Marienkirche. Bald loderte sie in hellen Flammen auf und sank in Asche. Mit ihr schmolz ein wunderthätiges Christusbild vom reinsten Golde. Drauf zündete die Flamme auch in der Peterskirche, und während

dieses Schreckens drang der Schwabenherzog Friedrich und an seiner Seite Herzog Welf mit stürmender Hand in die feste Peterskirche und pflanzten die Reichsfahne zwischen römischen Leichen auf dem blutigen Altar auf.

Nun wollte der Kaiser gegen die aufrührerischen Städte ziehen, aber ehe das Heer noch Rom verließ, schlug der Engel der Pest das Heer mit seinem Schwerdt. Tag für Tag und Stunde für Stunde stürzten Ritter, Fußknechte und Knappen zu Boden, wälzten sich in Krämpfen, und starben so schnell hinweg, daß man kaum alle den Tag über begraben konnte. Während des Begrabens sanken oft die Begrabenden den Todten in die Grube nach. Nach wenigen Tagen waren Haufen von Leichen in den Tiberfluß geworfen und tausend andere vergifteten unbeerdigt die Luft. Ein Heer von Geiern und Raben bedeckte den Himmel und fiel über das Leichenfeld her. Kein Stand blieb verschont, und von den Häuptern der Fürsten bis zum geringsten Knecht herab ging der Todesengel mit gleicher Strenge. Es starben der Schwabenherzog Friedrich an der Seite Welfs, des Kaisers Kanzler, die Bischöfe von Speier, Regensburg, Prag, Augsburg und andere, der Pfalzgraf von Tübingen, Nassau, Hochberg und über 2000 Ritter aus Schwaben, Franken und am Rhein nebst fast allen Knechten, im Ganzen 25,000 Krieger.

Auch Welf war von der Pest ergriffen und voll Jammer pflegte ihn seine Agnes. Sie lief in der

ganzen Stadt Rom umher, bis sie den geschicktesten Arzt fand und gegen ein Säcklein Gold ihn bewog, ihrem Welf zu Hülfe zu kommen.

Mit dessen Unterstützung brachte man Welf in ein abgelegenes Haus auf einem freien Hügel ferne vom Pestgeruch, und nun wachte Agnes Tag und Nacht neben dem Kranken und pflegte ihn nach der Vorschrift des Arztes.

Am dritten Tage gingen dem Herzog alle Haare aus und sein Antlitz ward aschfarb und fahl — das war ein Zeichen, daß die Wuth der Krankheit nachgelassen, und nun schaffte Agnes zwei Maulthiere herbei und folgte mit ihrem Genesenden dem Ueberreste des Heeres, mit welchem der Kaiser, wie mit einem Reichenzug, von Rom abzog. Todes schwach, als Jammergestalten, schattenartig und haarlos und die Seuche im Herzen, schleppte sich das zusammengeschmolzene Heer der Heimath zu gegen die Alpen.

Nach einem mühsamen Uebergang über die hohen Eisgebirge und vom Heere getrennt, wandte sich Agnes nebst zwei Knechten und ihrem Kranken in die Thäler der Schweiz und der schwäbischen Heimath zu. Wohl schien manchmal der Herzog sich zu bessern in den reinen Lüften seiner Heimath, und eine Röthe flog wieder über seine Wangen, wenn er die treue Liebe betrachtete, mit der Agnes stündlich ihn pflegte; aber er hatte den Todeskeim im Herzen und der Wurm nagte fort und fort, welchen die Pest in ihn gelegt.

Es war ein warmer Septemberabend, die Sonne

vergoldete die prächtigen Zinnen der neuen Burg auf dem Berge bei Reutlingen, denn die Burg war just ausgebaut und schaute stolz in die Lande umher. So zog das Häuflein langsam den Berg hinauf und neue Hoffnung schwoll in der Brust des kranken Welf, denn da oben in den Prachtgebäuden wollte er mit seiner Agnes ein neues Leben beginnen und ihr für Alles danken, was sie an ihm gethan. Schon öffnete sich das hohe Thor und der Burgvogt trat ihm mit den Werkleuten und dem Baumeister entgegen, den Schlüssel in der Hand — da auf einmal sank der Herzog vom Maulthier in die Arme seiner Agnes — krampfhaft preßte sein Arm die treue Geliebte an sein Herz — sein Blick richtete sich auf das prächtige Thor, und dann warf er einen zweiten voll Schmerz und Innigkeit in seiner Agnes Augen, und mit einem tiefen Seufzer „ach! Allm —“ schloßen sich seine Lippen, und sein Auge brach.

„Ach! Allmächtiger!“ schrie Agnes — und sank ohnmächtig neben die Leiche ihres Geliebten — der Todesengel hatte auch ihr Herz gebrochen und sie für immer vereinigt mit dem Geliebten ihres Herzens. Tief erschüttert standen der Vogt, Baumeister, die Schloßknechte und Werkleute um die beiden Leichen. Da sprach der Baumeister: Gott habe sie im Frieden, sie sind in ein herrlicheres Schloß dort oben in den lichten, ewigen Höhen eingezogen, als dasjenige, welches ich für sie erbaut. Noch harrte dieser Bau auf den Namen, welchen ihm der Schloßherr geben sollte —

Ach! Allm — waren seine letzten Worte — wohl so nennen wir es von nun an: „Ach — allm!“

II.

Kloster Maria-Gnadenthal (Stetten)

unter Hohenzollern.

Tief unten am Fuße des Zollerbergs, am Ufer der kleinen Riller gen Hechingen hin, liegt das friedliche Dörflein Stetten mit dem ehemaligen Kloster Maria-Gnadenthal, das durch einen unterirdischen Gang mit der Burg Zollern verbunden war. Schon um das Jahr 1259 soll dieses Klosterlein gestiftet worden seyn, denn im J. 1261 nimmt Papst Alexander das Kloster Gnadenthal Augustinerordens in seinen Schutz, und bestätigt alle demselben von seinen Vorfahren verliehenen Privilegien. Ferner im Jahr 1264 übergab Pfalzgraf H (ugo) von Tübingen alle Güter, welche Walther, genannt Maistiman von Rotenburch, von Ritter Berthold von Ehingen erkaufte. Der Stifter war Graf Friedrich der Erlauchte von Hohenzollern mit seiner Gemahlin Adilhilde von Dillingen. Graf Friedrich soll aus folgenden Gründen das Kloster gestiftet haben. Als viele Herren des Schwabenlandes von Kaiser Friedrich II. abfielen, stellte auch er sich unter die Zahl seiner Gegner. Doch, als sich das Blatt

wendete und Friedrich in Deutschland anerkannt wurde, da unterwarf sich der Graf dem Kaiser, und soll nur unter der Bedingung Gnade erlangt haben, daß er gelobte, ein Frauenkloster zu gründen. Zuvor soll an seiner Stelle ein Johannithaus gestanden seyn. Auch soll beim Bau dieses Klosters vorgekommen seyn, was man von manchen andern Klöstern und Kapellen erzählt. Zuerst war das Fundament zum Kloster an einem andern Platz gelegt. Da wurden in der Nacht bis an den frühen Morgen durch die Engel die Steine dahin getragen, wo nunmehr das Kloster steht. Mit dem Jahr 1267 erweiterte Graf Friedrich mit seiner Gemahlin diese Stiftung laut des Stiftungsbriefs, wo es heißt: Friedrich, von Gottes Gnaden Graf von Zolre, erweitert die Stiftung des von ihm zum Gedächtniß seiner Gemahlin Udilhildis und seiner Kinder gegründeten Klosters Stetten Augustinerordens, baut den Nonnen eine neue Wohnung und bestätigt die denselben verliehenen Güter und Privilegien. Zugleich bestimmte er die der Jungfrau Maria geweihte Klosterkirche zur Grablege seines Geschlechts. Graf Friedrich starb im Jahr 1289 und war der Erste seines Geschlechts, dessen irdische Hülle im Kirchlein des Klosters eingesenkt wurde. Nach dem Tode ihres Gemahls zog sich Udilhildis in das Kloster Stetten zurück, wo sie bis an ihren Tod als Schwester lebte. Ihre Tochter Williburgis ließ sich ebenfalls in dieses Kloster aufnehmen, und so finden wir noch mehrere des Geschlechts, die nach ihr in

Stetten den Schleier genommen: Sophia von Zollern im Jahr 1300, Agnes im J. 1354—66, Luitgard, Beatrix, Sophia im J. 1418, Anna † im J. 1418. Im J. 1278 wurden die Nonnen zu Stetten dem Predigerorden einverleibt. — In Folge mancher Jahrzeitstiftungen, die besonders von Frauen des Geschlechts von Zollern und Andern ausgingen, erwuchsen dem Kloster Stetten mancherlei Güter und Einkünfte. So stiftete im J. 1351 ein gewisser Albert Walch der Jüngere zum Heil der Seelen seiner verstorbenen Gattin eine Jahrzeit, auf immer zu feiern. Ein Johannes Walch that zu dieser Stiftung noch 5 fl. hinzu. Im Jahr 1380 stiftete das hochgeborne Fräulein Beatrix von Zollern-Schalksburg für ihren Bruder, Graf Friedrich von Zollern-Schalksburg, den Ritter, einen Jahrtag: dieselbe starb als Nonne zu Stetten. Im J. 1382 begaben Fritz von Altdorf und Werner der Schenke von Staufenberg das Kloster. Im Mai des Jahrs 1384 gab Frau Agnes von Gundelfingen, geb. Gräfin von Zollern, mit ihrem Sohne Friedrich dem Kloster den Hof zu Weidelsstetten, zur Stiftung eines Jahrtags für ihren seligen Gemahl, Swigger von Gundelfingen; sie erweiterte im Jahr 1384 mit ihrem Sohn Friedrich diese Stiftung. Im J. 1390 verkaufen Schenk Werner von Staufenberg und seine Gattin Ursula, Tochter des weiland Friedrich von Altdorf, der Priorin und dem Convent zu Stetten einen Hof mit ihren Gütern zu Niederhechingen, namentlich Pfawenhof u. s. w., welche sie von Volkard

und Eitel Walch so wie Albert von Synhingen, denen sie verpfändet waren, wieder gelöst hatten. Im Jahr 1392 machen der genannte Volkard Walch und seine Hausfrau Adelheid dem Kloster eine Schenkung. Im Jahr 1394 empfängt Aberli der Schmid, weiland Vogt zu Hechingen, von der ehrwürdigen, geistlichen Frauen Adelheid, der Priorin und dem Convent des Klosters zu Stetten, Prediger Ordens, zu einem rechten Lehen anderthalb Mansmad Wiesen, gelegen im Gailkofen, mit guter Gunst und Willen Guten der Walchin, Klosterfrauen zu Stetten in dem Kloster, und Itel Walchs, ihres Bruders. Im Jahr 1397 verkauft Wilhelm Schenk von Staufenberg 30 Schillinge Einkünfte an das Kloster. — Dieses Wenige aus der Klosterchronik von Stetten zeigt uns, wie sich besonders im 14. Jahrhundert die Einkünfte des Klosters schnell mehrten. Sie reichten so weit hin, daß in alter Zeit an 20 Nonnen zu Stetten ihr Unterkommen fanden. Aber durch die Ungunst der Zeiten, besonders aber, so berichtet Franz Petri in seiner „Chronik schwäbischer Klöster vom Jahr 1699“ durch Bedrückung von Seiten Andersgläubiger, wohl im 16. Jahrhundert, wurden die Einkünfte bis zur Hälfte geschmälert. Auch wurde das Kloster am Ende des 15. Jahrhunderts von einem Brandunglück heimgesucht, in welchem das Archiv zu Grunde gegangen. Doch erhielt sich das Kloster in gutem Wesen noch im 17. und 18. Jahrhundert. Im Anfang dieses Jahrhunderts wurde es aufgelöst, doch behielten

die überlebenden Nonnen darin ihren Aufenthalt. Noch vor dreißig Jahren hat der Verfasser dieser Blätter bei einer Fahrt auf den Zollerberg drei Klosterfrauen zu Maria-Gnadenthal begrüßt und recht freundliche Aufnahme bei ihnen gefunden, denn längst hatte bei ihnen, die mit einander über 200 Jahre zählten, die strenge Clausur aufgehört.

Kloster und Kirche, von denen das erstere bald zu einer Kaserne eingerichtet wurde, hatten schon damals wenig Merkwürdiges mehr aufzuweisen. Die alten Leichensteine lagen zerstreut im Garten umher, und wurden zu diesem und jenem ökonomischen Zwecke benützt, wie es so oft schon mit solchen Grabmälern gegangen ist. Manche alte Gemälde, gemalte Fenster, Sculpturarbeiten u. dergl. waren in früheren Zeiten in der Kirche, aber sie wanderten im Jahr 1823 in die alte Michaeliskapelle auf dem Hohenzollern. Mit einem in derselben befindlichen alten Marienbild, so wie einem früher da gewesenen gemalten Christus-bilde verbinden sich einige Legenden, welche uns der schongenannte Franz Petri ganz treuherzig erzählt. Zuerst stand das Marienbild auf einem Altar im Dorment des Klosters, wo es seit Gründung desselben alle Zeit Gegenstand der Verehrung gewesen. Graf Eitel Fritz nahm es aus dem Dorment und stellte es in der an die Kirche anstoßenden sehr alten Kapelle Johannis des Täufers auf, um vor demselben seine täglichen Gebete darzubringen. Aber die h. Jungfrau wollte lieber, wie bisher, im Kloster verehrt werden,

und so wanderte das Marienbild, (wie wir hörten, sagt der Berichterstatter) es selbst ganz allein wieder auf das Klosterdorment, und das ist dreimal in der Nacht geschehen. Dasselbe Bild ist auch nachher bei einem Brand unversehrt geblieben, und darum auch von den Gläubigen in großen Ehren gehalten worden. Auch befand sich in der Kirche ein altes Gemälde, welches den Heiland vorstellte, wie er das Kreuz trägt, und hieß das Zollerische. Dasselbe soll die merkwürdige Eigenschaft gehabt haben, daß es allen Herren von Hohenzollern und ihren Kindern als Vorbote diente. Es war gewöhnlich verschlossen. Starb nun ein älterer Graf von Zollern, so war drei Tage zuvor das Gemälde aufgeschloffen und Jedermänniglich sichtbar; starb aber ein Minderjähriges aus der Familie, so war nur der Riegel zurückgeschoben. Zum letzten Mal soll dieß vor dem Tode des Grafen Eitel-
 friz II. geschehen seyn. Sobald derselbe von den Nonnen erfahren, daß das erwähnte Gemälde geöffnet sey, so ließ er so schnell als möglich seinen Bruder, der zu Haigerloch darnieder lag, davon in Kenntniß setzen, er selbst aber erkannte, daß auch ihm solcher Gestalt sein Sterbestündlein prophezeit sey. Wirklich starb auch der gute Herr Eitelfriz drei Tage darnach unvermuthet von einem Schlage gerührt, den 9. Febr. 1488. Er war der Erste des Geschlechts, der in der Kirche zu Hechingen begraben worden, wohin von nun an das Familienbegräbniß verlegt wurde. Das genannte Gemälde ging leider! wenige Jahre nach dem

Tode des Eitelfriz in dem schon genannten Brand zu Grunde, während ein großes hölzernes Cruzifix, gleichfalls der Gegenstand großer Verehrung, in dessen Nähe das Gemälde gehangen, von dem Feuer nicht einmal angebrannt wurde. Ein weiteres Bild in der Klosterkirche zieht unsre Aufmerksamkeit auf sich. Das ist eine Art Motivgemälde und berichtet eine Geschichte, die mit einem an dem Wege auf dem Zollerberg stehenden Bildstock (Bild des Gekreuzigten) in Verbindung steht.

Der Schuß in das Christusbild.

Am Hofe des Grafen Eitelfriedrich von Zollern diente als Knappe der Junkherr Kuno von Baldeg, den sein Vater seit zwei Jahren dahin gesendet hatte, um Ritterschaft zu erlernen. Der Knappe Kuno stand bei seinem Herrn in großen Gnaden, denn er war alle Zeit bereit in seinem Dienste, und zeigte in allen ritterlichen Dingen großes Geschick und seltene Gewandtheit. Graf Eitelfriedrich hatte ein einziges Töchterlein, die minnigliche Bertha. Kuno, der oft mit Aufträgen seines Herrn in das Frauenzimmer der Gräfin Gertrud von Zollern kam, sah die reizende Bertha, und war bald in Liebe gegen sie entzündet — ja er liebte sie mit ganzer Inbrunst seiner Seele, und nur sie war der Gegenstand seiner Gedanken bei Tage, und wenn er schlief, das Bild seiner Träume. Doch so sehr sich Kuno um die Liebe

der jungen Gräfin bewarb, und ihr auch bewies, wie er ohne ihre Liebe sich unglücklich fühle, es war umsonst all sein Werben, denn Bertha, das erst aufblühende Fräulein, wollte noch Nichts von Liebe wissen. Wie glücklich hätte sich Kuno gefühlt, wenn seine Liebe nur mit einem freundlichen Worte erwiedert worden wäre, aber es war nicht des strengen Schicksals Wille, daß ihn Berthas Liebe beglücken sollte. Lange trug er in sich das geheime Leid — das Leben mit allen seinen Reizen war ihm zuwider geworden; doch er sollte noch schwerer geprüft werden. Der Sohn eines Ritters aus der Nachbarschaft, Wolfhard von Schramberg, war seit wenigen Wochen ebenfalls an den Hof des Grafen von Zollern gekommen, um Ritterschaft zu erlernen. Der war schlank von Wuchs und schön von Angesicht, und was er sprach, war holdselig zu hören, und gefiel wohl den Frauen wie den Herren. Da trat Kuno in den Hintergrund, der doch zuerst vor Jedmänniglich so gar hoch gestanden war, und die Gunst Aller, besonders den Frauen, wandte sich auf Wolfhard von Schramberg, der kunstgeübt die Herzen zu gewinnen wußte. Aber Kuno verstand das nicht, denn sein Wesen war ehrlich und gerade, und er kannte keine Kunstgriffe. Sein Harfenspiel, mit dem er oft Ritter und Frauen ergötzt hatte, galt Nichts mehr, denn der Wolfhard von Schramberg war ein gewandter Bogenschütze, und Alles, nach dem er zielte, mußte seinem Schuß erliegen. Darüber grämte sich Kuno wenig, daß alle Anderen sich ihm zuwen-

deten, und allein ihn lobten und priesen, aber das machte ihm Höllequalen, daß Bertha, die bisher stets die Gesellschaft der Männer gemieden hatte, sich an Wolfhard's Umgang erfreute, daß sie oft mit Wohlgefallen an seinen schönen Gesichtszügen und an seinem schlanken Wuchse hieng, und nicht ihr Auge von ihm verwannte, wenn er im Hof stand und nach einem Vogel schoß, während ihr Runo's Harfenspiel eine gleichgültige Unterhaltung geworden war. Es regte sich in seinem Innern die Eifersucht in ihrer ganzen Festigkeit, er sahe Mehr, als wirklich der Fall war, er wähnte, Bertha fühle Liebe für den Wolfhard, und doch war es Nichts anderes als freundliche Hineigung zu seinem Gemüthe, das mehr weibisch als männlich war. Und doch liebte Runo das Fräulein noch mit ganzer Seele, ja mit Leidenschaft. Er mußte sie lieben, so sehr er sich Mühe gab, aus seinem Herzen ihr Bild zu verdrängen.

Da geschah es einmal, daß der Graf von Zollern ein Fest feiern wollte; zu diesem Feste sollten Alle, die im Bogen geübt wären, einen Wettkampf halten, und wer das Beste thun würde, der sollte den Siegerdank empfangen aus der Hand der jungen Gräfin. Das freute den Junker Wolfhard, denn seine Eitelkeit sagte ihm, daß dieser Wettkampf nur ihm gelte, auf daß er seine Kraft zeige, und als Sieger aus dem Kampf hervorgehe. — Alles rüstete sich auf diesen Tag; es kamen Schützen aus der ganzen Umgegend. Auch Runo rüstete seinen Bogen und Köcher, aber er

meinte wohl, daß er umsonst nach dem Siegerdank strebe, denn er führte zwar das Schwerdt mit Kraft und Geschick und konnte die Saiten der Harfe schlagen, aber im Bogen war seine Hand unstät. Betrübt ging er am Abend vor dem Fest unter der Burg im Thale. Gern wäre er dem Fest entgangen, um nur nicht sehen zu müssen, wie er zu Schanden würde, während der Schramberger triumphirte und den Preis empfänge. Da begegnete ihm ein Mann in einen rothen Mantel gehüllt. Runo schaute ihm in das Angesicht, und erschrock, denn es waren schreckliche Züge, wie er noch nie gesehen hatte. Was fehlt euch, edler Junker? fragte ihn der Mann mit einer Freundlichkeit, die ihm durch Mark und Bein drang; ihr geht so düster, und morgen ist ja ein lustiger Tag. Für mich nicht, entgegnete Runo. Ah bah! lachte der Rothmantel, ihr dürft nur gut treffen, und ich weiß ein Mittel, daß ihr auch mit eurer unstäten Hand treffen könntet, und wenn das Ziel auch das fernste wäre. So nenne mir doch dieses Mittel, bat Runo den Rothmantel. Ich will euch das Mittel sagen, und es ist bewährt, versetzte der Rothmantel mit Grinsen. Dort an der Kreuzstraße steht ein Bild aus Holz. — Das Christusbild meinst du? fragte Runo, und der Rothmantel schreckte sichtbar zusammen, als er den Namen des Gefreuzigten nannte. Ja, sagte der Rothmantel, das mein' ich. Nun nehmet ihr euren Bogen, belehrte ihn der Rothmantel, zielt mit eurem Pfeil auf das Bild, bis ihr es dreimal getroffen,

und jedes Mal zieht ihr wieder den Pfeil heraus. Mit diesem Pfeil dann — das seid versichert — trefft ihr euer Ziel, und ihr erhaltet den Preis aus der Hand des Fräuleins. O Gott! rief Runo, das kann ich nicht vollbringen. Nun, lachte der Rothmantel, so will ich euch nur sagen, morgen ist der Junker Wolfhard Sieger; wenn er aber den Preis erlangt, wird ihm vollends des Fräuleins Huld, dessen Herz er gefesselt, und ihr könnet ihm zusehen, wenn er die Braut zum Altare führt. Nein, bei Gott! rief Runo, und die Eifersucht regte sich heftiger, denn zuvor in ihm, das soll nicht geschehen, er soll nicht triumphiren der Milchbart, ich will ihn zu Schanden machen, ich vollbring es. So gebet mir euer Wort, sprach der Rothmantel, daß ihr den Gescheidten machen wollet. Der Junker reichte ihm die Hand, aber es war ihm, als ob sie zwischen zwei glühende Eisen gedrückt würde. Der Rothmantel verließ ihn und verschwand im Gebüsch. Runo ging auf die Burg zurück.

Blau schien der Mond über das weite Thal, als er, den Köcher und Bogen um den Nacken, von der Burg wieder zu Thale stieg. Bald war er zur Stelle. Lieblich bestrahlt vom Monde, stand auf der Kreuzstraße das hölzerne Bild des Gefreuzigten, vor dem er schon oft gekniet und seine Andacht verrichtet hatte, wenn er des Wegs kam. Er stellte sich in geringer Entfernung von dem Bilde, und wollte den Bogen fassen; da rührte ihn Jemand am Kleide; er sah hinter sich. Ein kleines Männlein stand hinter ihm: es dächte

ihn, es wäre der arme Mann, der oft vom Dorfe auf die Burg kam, um ein Almosen zu erflehen. Edler Junkherr, begann das Männlein, was habt ihr im Sinne? thut doch das nicht! was ihr vorhabt, ist die größte Sünde. Was gehet es dich an? fuhr ihn Runo mürrisch an — mach', daß du nach Hause kommst, es ist schon spät. Der Junkherr erhob den Bogen, und legte einen Pfeil auf. Schon wollte er abdrücken, da zerrte das Männlein wieder am Kleide. Ich bitt' euch um Gotteswillen, flehte es, laßet ab. Runo hörte nicht auf den warnenden Eccard, und stieß mit dem Fuße nach ihm; da verschwand das Männlein. Er legte noch einmal an, seine Hand zitterte, als er den Bogen spannte, er drückte ab und ging zum Bilde — da haftete der Pfeil in des Bildes Haupt. Runo zog den Pfeil heraus und ging wieder zur Stelle. Der Pfeil flog zum zweiten Mal, und er haftete in des Bildes Füßen. Er flog zum dritten Mal; Runo ging hin, und der Pfeil saß in dem Herzen des Gekreuzigten. Runo zog nun den Pfeil heraus, aber es war ihm, als ob er alle Kraft anstrengen müßte. Das Bild blickte ihn an, und es däuchte ihn, als ob das leblose seine Augen öffne und ihn starr anblicke. Endlich gelang es ihm, den Pfeil aus dem Bilde zu ziehen, aber blutroth quillte es hinter dem Pfeile, der wie in Blut getaucht war. Da überfiel den Junkherrn ein kalter Schauer, Hände und Füße bebten ihm, er konnte nimmer von der Stelle und war wie ein Gelähmter. Da lag er, dem

die Strafe seiner Sünde auf dem Fuße folgte, vor dem Bilde des Gefreuzigten, todesmatt wie ein Sterbender, bis zum frühen Morgen. Da kam der Beichtiger von Maria-Gnadenthal des Wegs, der gewöhnlich um diese Zeit von Hechingen her kam, um den Frauen im Kloster die Frühmesse zu lesen. Betet für mich, frommer Bruder, rief Kuno dem Priester zu — und es war wie die Stimme eines Sterbenden — er konnte nicht mehr sein Haupt in die Höhe heben vor Mattigkeit. Da kniete der Priester vor ihm nieder, und hörte die Beichte des größten, aber auch reuigsten Sünders; er erquickte ihn nach der Beichte mit dem Leib des Herrn, der ja auch dem reuigen Petrus verziehen, welcher ihn dreimal verläugnet hatte. Ein Kreuz außerhalb des Kirchhofs zu Stetten bezeichnet die Stätte, wo der Leichnam des sündigen Junkherrn eingesenkt wurde.

III.

Schloß Sachsenheim.

Auf einer Anhöhe über dem Flüschen Metter liegt das Städtchen Groß-Sachsenheim mit seinem Schlosse, das jetzt noch bewohnbar und mit einem Vorhof und Graben umgeben ist. Das frühere stattliche Aussehen

des Schlosses, welches einst der Sitz eines bedeutenden ritterlichen Geschlechts gewesen ist, ist ganz und gar verschwunden. Auch ist es nicht mehr jenes „schöne fürstliche Schloß und fürstlicher Wittumssitz“, wie es noch im Jahr 1699 der alte ehrliche Pfarrer J. M. Nebstock gesehen; aber immer ist das Schloß Sachsenheim noch ein schöner Herrenhof, da können immer noch adeliche Herren aus- und eingehen. Schloß Sachsenheim war in alten Zeiten der Sitz einer Herrschaft, zu der außer Groß- und Kleinsachsenheim noch mehrere Dörfer gehörten.

Wenn wir dem Namen Sachsenheim einen recht alten Ursprung geben wollen, so erklären wir Sachsenheim für eine Niederlassung der alten Sachsen, welche einst Karl der Große nach Unterjochung des alten Sachsenvolkes in die süddeutschen Lande nach Schwaben und Franken versetzt haben soll, um sie mit den süddeutschen Völkerstämmen zu amalgamiren. Eine andere Erklärung, die schon der ehrenwerthe württembergische Historiograph Sattler aufstellte, wäre die, daß Sachsenheim, in alten Urkunden auch Sassenheim geschrieben, ganz einfach seinen Namen von Sassen (Insaßen) erhalten hätte. Schon im Jahr 1161 kommt ein Gut in Sachsenheim unter den Besitzungen des Klosters Odenheim vor, und wohl um eben diese Zeit besitzt das Kloster Reichenbach im Schwarzwald daselbst Güter; es ist aber wohl das Dorf Kleinsachsenheim darunter verstanden. Doch auch um

dieselbe Zeit werden Güter des letztgenannten Klosters in beiden Sachsenheim aufgeführt.

Das edle Geschlecht, das sich vorzugsweise von Großsachsenheim nannte, gehörte zu der Vasallenschaft der mächtigen Grafen von Baihingen, und erscheint erst ein Jahrhundert später in der Geschichte. Ein Hermann von Sachsenheim lebte bereits vor dem Jahr 1284, denn seine Söhne zeugen in diesem Jahr in einer Urkunde ihres Lehensherrn des Grafen Cunrad von Baihingen. Sie führen im Wappen einen Huth mit zwei gegeneinander gebogenen Ochsenhörnern über einem Schild mit einem Kreuze. Die Namen Hermann und Friedrich (Fritz) scheinen häufige Familien-Namen gewesen zu sein. Darum war jener Heilwig von Sachsenheim, der im Jahr 1289 mit seiner Hausfrau Guta alle seine Güter, bewegliche und unbewegliche, für ein jährliches Leibgeding dem Kloster Rechenshofen vermachte, wohl Keiner von der adelichen Familie von Sachsenheim.

Von den beiden Brüdern Hermann und Friedrich scheint der Stamm der Herren von Sachsenheim sich in zwei Zweige getheilt zu haben. Zwei Söhne Hermanns, Bernold und Hermann, leben im Jahr 1324. Hermann hatte einen Sohn gleichen Namens und eine Tochter Irmendrut. Der Sohn erscheint später im Jahr 1368 unter dem Namen „den man nennet von Helfenberg“ (einer nicht fernen Burg) und wurde wohl der Gründer des Nebenzweigs. Söhne dieses Hermanns waren Fritz und Hermann von Sachsenheim,

welche im Jahr 1385 mit Graf Eberhard von Württemberg Fehde anfangen. Als ihnen der Graf ihre Güter verheerte, baten sie um Frieden und unterwarfen sich wieder ihren Lehensherren. Hermann hatte einen Sohn desselben Namens, der im Jahr 1395 als Probst zum h. Kreuz-Stift in Stuttgart vorkommt. Dieser gab im Jahr 1402 seine Einwilligung dazu, als sein Vater alle seine Güter bei Stuttgart an den Grafen Eberhard von Württemberg verkaufte. — Der Hauptzweig blühte in zahlreichen Gliedern fort und erwarb noch bedeutende Güter zu den frühern Besitzungen. So kaufte Friedrich von Sachsenheim, wohl der Sohn des erst genannten Friedrich, im Jahr 1336 von dem Markgrafen Rudolf von Baden seine Stadt Bönningheim sammt der Burg Magenheim, die er vom Hochstift Mainz zu Lehen getragen. Diese Stadt blieb von nun an bei der Familie von Sachsenheim, nur wurde es ein Ganerbenbesitz, da noch mehrere Edelleute daran Antheil hatten. Friedrich von Sachsenheim hatte wahrscheinlich drei Söhne, Kunz, Hans und Bernold. Kunz von Sachsenheim versetzte im Jahr 1368 unter Bürgschaft dieser seiner Brüder, so wie seines Veters Hermann, gen. v. Helfenberg, den Frauen zu Neuchâten verschiedene Gülden. Kunz ist wohl derselbe, welcher noch im Jahr 1378 auf der Burg Magenheim gesessen, während vielleicht Hans, sein Bruder, den man auch Kleinhans nannte, zu Bönningheim saß. Dasselbst ist seit dem Jahr 1384 weiter begütert ein Walther von Sachsenheim. Im Jahr 1388 schließt

Wilhelm von S. einen Burgfrieden mit seinen Sauer-
 erben zu Bönningheim. Im Jahr 1390 trat sein
 Bruder Hans demselben auch bei. Ein Fritz v. S.
 verkauft im Jahr 1408 seine Güter zu Bönningheim
 an Weiprecht von Fürhensfeld. Im Jahr 1441 ver-
 schreiben sich Bechtold und Schwarzfritz v. S. gegen
 den Domdechant zu Speier wegen der Lösung des
 ihm von ihnen verpfändeten Viertels an der Stadt
 Bönningheim. Noch im Jahr 1452 ist Schwarzfritz
 v. S. zu Bönningheim; aber im Jahr 1465 verkauft
 er seinen Antheil an Bönningheim an Adam Schenk
 von Winterstetten. Dann im Jahr 1479 verkaufen
 Hans und Reichard von Sachsenheim, Gebrüder, ihr
 Drittel und Achtel zu Bönningheim an Ludwig von
 Nippenburg, und so kam die Besitzung zu Bönning-
 heim von der Familie. Der schon genannte Schwarz-
 fritz, der Ältere, besaß noch die Burg Magenheim,
 die er im Jahr 1465 von Württemberg zu Mannlehen
 empfangen hatte, und die er nun zu seinem Wohnsitz
 wählte. Seine Söhne Martin und Schwarzfritz er-
 hielten im Jahr 1474—75 diese Burg gemeinschaft-
 lich zu Lehen. Schwarzfritz wohnte auf Burg Ma-
 genheim, er verlor sie aber widerwärtiger Weise. Als
 er um die genannte Zeit den Sebastian von Neu-
 hausen und seine Gefellen, welche im Württemberger
 Lande Straßenraub getrieben, mit ihrer Beute in sein
 Schloß einnahm, wurde er darin aufgehoben und ins
 Gefängniß gelegt. Auf Fürbitte des Pfalzgrafen
 Philipp wurde er zwar wieder frei gegen eine Urphede,

er mußte aber sein Schloß Wagenheim abtreten, und nun kam sein Bruder Martin in den alleinigen Besitz. Nach ihm werden wieder zwei Besitzer des Schlosses, Reinhard und Wilhelm v. S. genannt. Im Jahr 1509 streiten Beide mit einander wegen eines Lehensstücks, das Hermann von Sachsenheim hinterlassen, und es ward dahin gethädigt, daß Wilhelm das Schloß behalten und im Bau erhalten soll, wenn er aber ohne Nachkommen stirbe, soll es an Reinhard wieder lediglich heimfallen. Das geschah auch, denn schon im Jahr 1534 übergab Wilhelm, der alle Hoffnung zur Nachkommenschaft verloren hatte, seinem Vetter Reinhard das Haus Wagenheim, doch so, daß er es erst nach seinem Tode beziehe. Reinhard, der Schwäher des berühmten Ritter Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand, empfing im Jahr 1553 das Schloß von Württemberg zu Lehen, und wohnte wohl bald hier, bald auf dem Schlosse zu Sachsenheim. Er vereinigte alle Besitzungen der Familie in seiner einen Hand, aber diese waren ziemlich gemindert. Zudem, daß Bönningheim nicht mehr zur Familie gehörte, war auch von den Stammgütern des Hauses Manches veräußert worden. Im Jahr 1471 hatte Conrad v. S., Berchtolds Sohn, mit Bewilligung seines Bruders Hansen und dessen Sohn Conrad, seinen dritten Theil an den Dörfern Groß- und Klein-Sachsenheim und Gersheim an Graf Eberhard von Württemberg veräußert. Im Jahr 1481 aber verkaufte Frau Helene Raibin, Hansen v. S. Wittib,

ihren Theil an den beiden Sachsenheim, sowie an Zimmern (Metterzimmern) und Sachsenheim unterm Berg, gewöhnlich Untermberg genannt, auch ihre Güter zu Bissingen an den genannten Grafen Eberhard von Württemberg gegen ein jährliches Leibgeding. Als Reinhard alleiniger Besitzer war, baute er das Schloß zu Großsachsenheim wieder auf, das im Jahr 1542 mit der Hälfte des Orts Großsachsenheim abgebrannt war. Er vollendete den Bau im Jahr 1544. Von Reinhard ging Sachsenheim mit dem Schloß Magenheim an seinen Sohn Bernhard über, der bei Herzog Christoph in großen Gnaden stand. Bernhard starb ohne männliche Erben im Jahr 1562, und so wäre die Familie erloschen, wenn nicht der als Besitzer von Schloß Magenheim genannte Wilhelm v. S. einen Sohn Gall hinterlassen hätte, den er mit einer Magd erzeugte, die er nachher ehelichte. Gall bewarb sich um die eröffneten Sachsenheim'schen Lehen, erhielt aber nur das Schloß Magenheim, das er bis zum Jahr 1592 besaß. Die älteren Lehen und Güter des Geschlechts, Groß- und Klein-Sachsenheim u. dgl. fielen an Haus Württemberg zurück, das nach Aussterben der Grafen von Baihingen die Lehenschaft überkommen hatte. Herzog Christoph verglich sich mit den Allodialerben, welche noch vorhanden waren, und zahlte namentlich den 13 Tochterkindern Reinhards von Sachsenheim je einem 500 fl., und so verzichteten diese auf alle ihre Ansprüche. Aus der Sachsenheim'schen Herrschaft wurde nun ein eigenes Amt

gemacht, daß im Jahr 1581 der Landschaft, jedoch unter gewissen Vorbehältnissen, einverleibt wurde; denn es wurden viele Gefälle und Gerechtigkeiten der Frau Herzogin Wittib Johanna Elisabetha von Württemberg überlassen. Im 30jährigen Kriege, besonders aber auch im französischen Krieg, im Jahr 1693, hatte das Amt durch Plünderung Viel zu leiden; im letzteren Kriege wurde auch das fürstliche Schloß sehr übel ruinirt. Doch hat es sich noch in gutem wohnlichen Stand erhalten, wohl in eben der Gestalt, in welcher es Reinhard von Sachsenheim im Jahr 1544 erbaute, wie noch jetzt die Inschrift über dem Thore es anzeigt. Damals war das Schloß noch ein fürstlicher Wittumstz, später wurde es die Wohnung der Oberamtleute, bis im Jahr 1806 das Amt aufhörte. — Ehe wir das Schloß Sachsenheim verlassen, gedenken wir noch eines ritterlichen Dichters, der diesem Geschlecht angehörte. Es ist Hermann von Sachsenheim, der wohl am Hofe der Grafen von Württemberg lebte, im J. 1458 starb und in der Stiftskirche zu Stuttgart begraben liegt. Sein größeres Gedicht heißt die Mörin, ist in kurzen Reimzeilen abgefaßt, und wurde zu Worms im J. 1536 gedruckt. Es enthält die Erzählung, wie der Verfasser an den Hof der Frau Venus gezaubert, dort wegen mehrfacher Vergehungen gegen die Majestät der Göttin vor Gericht gestellt, und von einer der Hoffrauen, Brinhilt, einer Möhrin, hart verklagt, endlich aber wieder befreit wird. Er findet an diesem Hof einen

Freund und eine Stütze an einem alten grauen Bruder von treuer Art, mit Namen Eckart, der ihn vertheidigt. Besonders ergötzt und gewinnt Hermann den Hof durch mannigfaltige Erzählung von allerlei Schwänken und Geschichten, unter denen sich auch jener Schwank findet, wie eine Hexe bei Urach ihren Mann auf ein Kalb setzte, mit dem über das tiefe Albthal bei Reningen setzte, und in Einer Nacht eine Botschaft des Grafen von Wirtemberg nach Prag förderte.

Mit dem Brande des Schlosses Sachsenheim im Jahr 1542 verbindet sich eine Sage, die sich von Enkel zu Enkel erhalten hat.

Der Klopferle zu Sachsenheim.

Im alten Schlosse zu Sachsenheim lebten vor mehreren hundert Jahren zwei alte, fromme Leute, welche sich wohlthätig gegen die Armen, fleißig in ihren Verrichtungen, und andächtig in ihren Gebeten zeigten. Mit ihnen lebte eine Magd, die ebenso fromm und fast eben so alt war. Seit grauen Jahren aber bemerkte man auf Sachsenheim einen Kobold, der einen kleinen Kopf und feurig blitzende Augen hatte, sich beständig im Keller aufhielt und zu seinem Vergnügen an die Fässer pochte, daher er Meister Klopferle genannt wurde. Uebrigens war er sehr gutmüthiger Natur, spielte wohl auch mit den Kindern im Freien, und half hin und wieder, wenn es viel zu thun gab. Besonders gutthätig war er gegen die

zwei alten Leute; er verfertigte ihnen fast alle Arbeit, schleppte Holz herbei, scheuerte und fegte, brachte wohl auch Braten, oder besonders guten Wein und manchmal auch ein paar Goldstücke. Dafür liebten ihn auch die drei alten Leute sehr, ließen sich von ihm, wenn er guter Laune war, Märchen erzählen, und betrugen sich überaus freundlich und zuvorkommend. An jedem Festtag wurde ihm ein Teller mit fein zubereitetem Braten und Backwerke in den Keller gestellt, wofür er gewöhnlich ein Goldstück zurückließ; bezahlte er aber manchmal seine Beche nicht, so war man gegen ihn nicht minder freundlich, als wenn er es gethan hätte.

Nun starben die alten Leute, welche sich so herzlich geliebt hatten, in einer und derselben Stunde, und ein geiziger Vetter erbte das Schloß, der, wie er von dem Kobold hörte, sogleich die bejahrte Magd zwang, den Geist aufzufordern, seinen ganzen Schatz herauszugeben. Der Geist ließ ihn warnen, dieses nicht wieder zu verlangen. Darüber ergrimmete der Geizhals, nannte den Kobold filzig, schimpfte und bedachte nicht, daß er selbst mit Leib und Seele an seinem Gelde hing, und überhaupt gar kein Recht habe, solch eine habgierige Forderung zu machen. Nachdem auch eine zweite Aufforderung vergeblich war, drohte man dem Geiste, ihn aus dem Schlosse bannen zu lassen. Die Drohung wurde jedoch nur mit Hohnlachen von demselben aufgenommen, und die folgenden Nächte rummorte es in dem Keller, daß Niemand ein Auge schließen

konnte. Man hörte die Fässer herumrollen, ja sie sogar an die Wand werfen. Ging man die Treppe hinab, so war alles ruhig, die Fässer befanden sich auf ihrem gewöhnlichen Platze und auf dem größten ritt der Kobold, was wegen der kleinen Beine höchst possirlich aussah. Den Ankommenden bligte er mit gräulichen Augen entgegen, daß ihnen das Lachen gar nicht in den Sinn kam, und sie mit gesträubten Haaren die Treppe hinaufliefen. Am fünften Tage endlich wurde ein Geistlicher hinabgesendet, der Weihwasser, einen Bedel und ein Brevier mitnahm. Alles wurde mit dem Wasser besprengt, es wurden geistliche Lieder gesungen, aus dem Brevier gebetet, aber es half alles nichts; der Kleine saß unbeweglich auf dem Fasse. Vielleicht verstand er kein Latein und konnte so dem Bannstrahl nicht Folge leisten. Als ihm aber die Sache zu bunt wurde, sprang er auf, drohte mit der Faust, und sogleich schlugen aus allen Fässern Flammen empor und setzten das ganze Schloß in Feuer, das bis auf den Grund niederbrannte, so daß kein Mensch sich retten konnte. Ueber der Glut aber schwebte der Kobold, einen Zweig im Munde haltend, an dem ein Blatt und drei Eicheln sich befanden.

IV.

Ober-Klingenstein

im Blauthal.

Ueber dem kleinen Dorfe Klingenstein, hoch auf einem steilen Felsen an dem rechten Ufer der Blau, steht Schloß Klingenstein. Es ist ein neueres Herrenhaus von freundlichem Aussehen, mit einer Kapelle zur h. Dreifaltigkeit, und wurde im Jahr 1756 auf den Mauern der alten Burg Klingenstein erbaut, und ist dermalen von einem Forstwart, Meßner und Schloßmaier bewohnt. Das alte Schloß Klingenstein bestand eigentlich aus zwei Burgen, wovon die eine ihren Eingang südlich, die andere nördlich hatte. Von der ersteren, welche auf einer höheren Felsenkuppe stand, sind noch Trümmer vorhanden. Es ist ein zur Hälfte abgetragener Thurm, worauf Geländer und Ruhebänke angebracht sind. Von hier aus hat man eine freundliche Aussicht in das Blauthal. Hat man sich unten am Fuße des Schlosses in der sogenannten kalten Herberge, einer seit alten Zeiten beliebten und billigen Einkehr, leiblich gestärkt und erquickt, so ist hier oben auf dem freundlichen Aussichtspunkte der Genuß der schönen Natur gar labend und wohlthuend.

Die Burg Klingenstein war schon in alten Zeiten

ein Anſitz des weit verbreiteten Edelgeſchlechts der Herren von Stein, die ſich davon Stein zu Klingenstein geſchrieben und in dieſer Gegend ſehr begütert war. Jedoch zuverlässig gehört jener Rudolf von Klingenstein, der im Jahr 1299 ein Gut zu Ermingen an das Kloſter Söſlingen verkaufte, zu den ältesten Beſitzern dieſer Burg, denn zu jener Zeit war die doppelte Benennung bei edlen Geſchlechtern noch nicht im Brauch. Im Jahr 1349 begaben Wolf von Stein einer Seits, und Berchtold und Ludwig von Stein anderer Seits den Altar der Kapelle zu Klingenstein, die ihr Vater und Uenlein (Oheim) Herr Berchtold von Stein ſel. geſtiftet. Im Jahr 1480 erkaufte Burkhard von Freyberg zu Bach von Hans von Stein auf Klingenstein deſſen von Württemberg und Fürſtenberg zu Lehen getragenen Antheil an Klingenstein. Doch müſſen noch die älteren Beſitzer Antheil an der Burg gehabt haben, denn im Jahr 1499 ſiegelt noch ein „Peter Stein v. Klingenstein“ eine Kaufſurkunde zu Gerhauſen. Auch die von Schwendin, ſo wie die Schenken von Winterſtetten erſcheinen als Beſitzer der Burg Klingenstein. Wilhelm von Schwendin verkaufte im Jahr 1501 an Wilhelm von Bernhauſen ein Viertel, daß er von Fürſtenberg zu Lehen trug für 1500 fl., und Werner von Schwendin im Jahr 1534 anderthalb Viertel, die er als Allodium beſaß, an Burkard von Bernhauſen. Am längſten beſaßen die Schenken von Winterſtetten die Burg. Im Jahr 1512 ſtarb Schenk

Bernhard von Winterstetten der alt zu Klingenstein, und im Jahr 1534 Bernhard Schenk von Winterstetten (der jüngere) zu Klingenstein. Beide liegen im Kreuzgang des Klosters zu Blaubeuren begraben, wo noch ihre Denkmale mit Wappen und Inschrift zu sehen. Im Jahr 1575 kaufte Ludwig von Bernhausen vollends den Antheil der Schenken v. Winterstetten, der ebenfalls Lehen von Fürstenberg war, mit Ausnahme des württemberg'schen Lehens, das erst im Jahr 1604 von denen von Bernhausen erkaufte wurde. Unter denen von Bernhausen blieb Klingenstein bis auf unsre Tage. — Von einem der alten Besitzer der Burg Klingenstein hat sich eine ernste Sage erhalten.

Wolf von Klingenstein.

An einem schwülen Sommerabend des Jahrs 1290 saß auf dem Söller seiner Burg der Ritter Wolf von Klingenstein mit einem seiner Knappen und stierte auf die Straße hinab. Man sah es ihm an, daß er einen schlimmen Gedanken in sich trug und auf etwas lauerte. Zwar war es heute kein Kaufherr, der von Ulm nach Blaubeuren oder hinab nach Urach zog und den er zu berauben gedachte. Er hätte ihn heute ruhig seines Weges ziehen lassen, denn sein einziges Sinnen und Trachten ging auf einen andern Gedanken. Nicht Raublust, sondern Durst nach Rache brannte in seinen Adern. Am nemlichen Morgen

hatte er nemlich den Edlen von Ehrenstein die Straße daher reiten sehen mit seinem Knäblein von vier Jahren vornen droben auf dem Sattel. Dem galt nun sein Lauern und ungeduldiges Spähen, denn er war ihm Todfeind. In einem Streite um ein Erbgut, welchen vor einiger Zeit die Beiden mit einander gehabt, da ein kinderloser Verwandter gestorben, mit dem sie durch ihre Familien verbunden waren, hatte der Klingensteiner den Kürzern gezogen, und da er falsche Zeugen gebraucht, so wurde er von seinem Gegner zu einem Zweikampf gefordert, bei dem er das rechte Auge durch die Lanze seines Feindes verloren. Der Verlust der Erbschaft und des Auges ließen ihn nicht ruhen und er sann auf Rache. Vermummt als gemeiner Knappe lauerte er nun mit seinem Knecht, bis sein Opfer zurückkehrte. Und der Weg mußte diesen vorbeiführen, denn sein Schloß stand nur eine Viertelstunde unter der Mühle auf der linken Seite der Blau. Aber schon sank der Abend herein und eine finstere Nacht breitete sich über das Thal aus, und noch ließ sich kein Hufschlag vernehmen. Dagegen wetterleuchtete es im Hintergrund des Thales und ein schweres Gewitter drohte für die Witternacht aufzuziehen.

Endlich ließ sich in der Ferne der dumpfe Trab eines Rosses vernehmen, und der Klingensteiner griff nach seinem Schwerdt, zog es aus der Scheide und eilte vor die Mühle hinaus mit seinem Knechte, um sich auf sein Pferd zu werfen und sein Opfer zu

empfangen. Wieder verschlang der Sturm, der sich indessen erhoben, den Hufschlag des sich Nahenden, und die Dunkelheit der Nacht hüllte Alles so schwarz ein, daß der Rachedurstige nicht im Stande war, den nächtlichen Reiter zu erkennen, selbst wenn er dicht an ihm vorüber geritten wäre.

Sorglos dagegen trabte der Ehrensteiner der Mühle näher und hatte seinen Knaben in den weiten Mantel gehüllt, um ihn vor den schon einzeln fallenden Tropfen zu schützen. Er kam aus dem Nonnenkloster Blaubeuren, wo er ein Gelübde erfüllt hatte für sein Gemahl. Diese hatte nemlich vor vier Jahren, ehe sie das Knäblein gebär, das Gelübde gethan der heiligen Mutter Gottes, daß, wenn sie eines gesunden Knäbleins genese, solches vom vierten Jahre an, alle Jahre an seinem Geburtstag selbst in die Klosterkirche nach Blaubeuren zwei große, wächserne Kerzen und einen frischen Kranz um die Schläfe des Muttergottesbildes bringen und opfern sollte, nebst einer Gabe in den Opferstock. Heute war dieses Gelübde zum erstenmal gelöst worden und der Ritter von Ehrenstein hatte sein Kind aufs Roß genommen, damit dasselbe zu Blaubeuren sein Opfer bringe, wie es die Mutter gelobt. Nicht entfernt ahnte der Heimkehrende, welch ein Mordanschlag ihm drohe, und nur die dunkle Nacht schützte ihn noch vor dem Erkennen. Aber kaum war er nahe bei der Höhlmühle bei Herrlingen und sah schon von Ferne die Lichter seiner Burg blinken, da zuckte ein heftiger Blitzstrahl durchs

Thal, der weit umher Alles für einen Augenblick erleuchtete; rechts und links an der Straße gewahrte er zwei Reitersknechte, von denen einer das Schwerdt gezogen hatte. Im nemlichen Augenblicke stürzte einer derselben auf ihn zu, während der andere seinem Rosse in die Zügel fiel, und schrie schnaubend vor Wuth: habe ich dich, verruchter Ehrenräuber? Wohlan, ich will dich zur Hölle schicken. Aber, da ein zweiter Blitzstrahl das Knäblein verrieth, das jetzt schreiend sich an den Vater anklammerte — schrie der Klingenstein: ha! ha! die junge Brut! desto besser! Ihr seid Eures Lebens frei, denn ein besseres Opfer habe ich gefunden — mag sein Blut statt des Euren meine Rache söhnen. Und mit diesem Rufe stieß er mit dem scharfen Schwerdt nach der Brust des Kindes. Aber, o Wunder, das oft erprobte zerspringt, als wäre es von Glas, und bei dem Schein eines neuen Blitzes bäumt sich des Klingensteiners Roß und schlägt mit ihm rücklings über, während ein heller Schein ein Muttergottesbild ihm zeigte, das den Knaben auf dem Schoos hielt und mit der Hand seine Brust beschützte. Verwirrt und mit Entsetzen in der Brust arbeitete sich der Klingenstein unter seinem Rosse hervor und eilte, vom Schrecken gejagt, zu Fuße nach seiner nahen Burg, wo er sich auf sein Lager warf und das Geschehene nicht aus dem Sinne zu bringen vermochte. Geisterbleich erhob er sich des andern Tages, denn die wundervolle Erscheinung war ihm die ganze Nacht vor dem Bette gestanden und sein Frevel nagte nun

an seinem Gewissen. Mit dem Frühesten des Tages bot er Steinmезen und Gesellen auf, und führte sie hinunter auf die Straße unterhalb der Mühle. Dasselbst ergriff er eine Spate und grub selbst die erste Schaufel Erde aus und sprach: hier, Gesellen, will ich eine Kapelle bauen zu Ehren der Mutter Gottes, die mir heute Nacht hier erschienen als Beschützerin der Unschuld, die ich zu ermorden gedachte in meinem sträflichen Sinne. Und fleißig machten sich nun die Gesellen an die Arbeit, also, daß im nächsten Jahre an demselben Tage, wo das Wunder geschehen, die Kapelle eingeweiht wurde, auf deren Altar ein schönes Gemälde von einem Ulmer Meister angebracht war, darauf der mörderische Anfall abconterseit, wie die Mutter Gottes das Kind schützend im Schooße hält.

Längst ist diese Kapelle verschwunden, aber an ihrer Stelle wurde im Jahr 1708 eine andere Kapelle, genannt „Maria hilf,“ erbaut, an die sich die Sage knüpfte.

V.

Ruine Reichenstein.

Die Ruine der Burg Reichenstein, nach dem Lichtenstein eine der schönsten der schwäbischen Alb in Beziehung auf kühne Lage und Bauart, liegt eine

starke Meile von der Stadt Kirchheim unter Teck, links von dem Teckberg auf der südöstlichen Bergwand des Reiblinger Thals.

Der Reußenstein steht auf ganz isolirten, wie Kristalle aufsprießenden, nur in ihrer Tiefe mit Wald bewachsenen Felsen. Mit Mühe durch Dornen und Hecken bergauf und bergab, durch einen Schloßgarten, den die Natur gebildet und mit Wald bedeckte, erklimmt man den Felsen. Jetzt kommt man durch eine Höhle, den einzigen Eingang in die alte Beste, aber so eng, daß man mit Händen und Füßen durchkriechen muß. Dann aber steht man mitten in den Ruinen des Felsennestes, die sich an Maße und Gestalt mit manchen Burgen des Neckars- und Rheinthal's messen dürfen. Betrachten wir das Innere der Ruine näher, so haben wir vorerst vor uns das ziemlich vollständige Gerippe eines großen Wohnhauses, der eigentlichen Burg; drei der 40 bis 50 Schuh hohen und 6 Schuh dicken Mauern stehen noch ganz, die vierte ist zur Hälfte zerfallen. Das Dach fehlt ganz und der Himmel schaut hoch herein. Im Ganzen sind an allen Wänden zusammen 17 Fensteröffnungen angebracht; in der westlichen Mauer sind zwei runde gewölbte Fensterrahmen, mit kleineren Oeffnungen. Den Fenstern nach zu urtheilen, war dieses Haus dreistöckig: an der südlichen Mauer ist ein Thor, das wahrscheinlich auf einen Balkon führte; jetzt führt es in die freie Luft. Auf eben dieser Seite finden sich die Spuren eines Kamins. Der Boden der Burg ist jetzt mit wucherndem Ahorn,

Eichen und Steinlinden angefüllt. Gegen Nordosten steigt ein viereckiger Thurm 70—80 Fuß in die Höhe. Nordöstlich von ihm stieß an diesen noch ein drittes Gebäude, dessen Giebel an dem Thurme Spuren zurückgelassen. Auf dieser Stelle stehend, ein Gewölb unter den Füßen, hat man gegen Norden und Nordosten die herrliche Ansicht des hier geöffneten Neidlinger Thals, vor sich den ungeheuren Abgrund, aus dem der Felsen emporsteigt, der das Schloß trägt, und rings um denselben eine doppelte Reihe von Mauerruinen und Vorwerken — alles halbverwitterte Tuffsteine. In den Thurm führt ein Loch statt der Thüre; oben allein hat er eine ummauerte Oeffnung statt des Daches. Einige Querbalken laufen ganz oben von innen herunter. Eine dicht von dem Thurme auslaufende Mauer, die nach innen die Vorhalle oder einen unbedeckten Gang beschloffen zu haben scheint, verbindet ihn mit dem Wohngebäude. Aus dem Felsen, auf dem sie ruht, führt, zusammengeschmolzen mit dem Mauerwerk, die schon genannte Höhle herauf, die jetzt den einzigen Eingang bildet. In dieser Mauer befinden sich zwei große gewölbte Oeffnungen, die wohl beide zu gewaltigen, übereinander hinlaufenden Zugbrücken die Eingänge bildeten. Auf diesen Brücken ging man etwas abwärts über die Kluft, durch die sich der Burgfels gegen Südosten von der Alb abreißt. Noch gewahrt man mitten in diesem natürlichen Burggarten unter dem Gestrüppe die Bruchstücke von zwei Pfeilermauern, welche jenen Brücken wohl zur Stütze dienten.

Ueber die Geschichte der Burg Reußenstein ist nur Weniges überliefert. Schon im Jahr 1284 soll ein Geschlecht vorkommen, das den Namen Reußen von Reußenstein führte, und mit den Reußen von Reußen-Rußen-Schloß (Gerhausen) bei Blaubeuren eines und dasselbe gewesen. Sie haben wohl von den Herzogen von Teck die Burg zu Lehen getragen. Schon frühe kam Burg Reußenstein in andere Hände. Im Jahr 1394 wurde sie von dem Grafen Eberhard von Württemberg dem Ritter Hans von Lichtenstein als Lehen übertragen, das Deffnungsrecht jedoch vorbehalten; das auch dann, als der von Lichtenstein seinen beiden Tochtermännern Fritz von Sachsenheim und Heinrich von Mansperg die Burg abgetreten. Im Jahr 1441 wurde sie von Dietrich Spät von Eßlingen an den Grafen Johann von Helfenstein um 1900 fl. verkauft, und gehörte von nun an zur Reichsherrschaft Wiesensteig. Noch im Anfang des 16. Jahrhunderts führte wohl der Letzte seines Geschlechts, das längst Nichts mehr an der Burg besaß, ein Michael Reiß von Reußenstein auf Eilsack, das Commando zu Hohenstaufen. Er machte über seinem Geschlecht wenig Ehre, denn als im J. 1525 die Bauern vor die alte Kaiserburg zogen, nahm Reiß schmählich die Flucht, worauf sich die Besatzung nach kurzer Gegenwehr übergab und von den Bauern zerstört wurde. — Während Burg Reußenstein zu Wiesensteig gehörte, wurden ihre Gewölbe sehr oft zur Aufbewahrung der vielen Hexen verwendet, welche dort gerichtet

und verbrannt wurden. Bei der Ruine befindet sich der Reußensteiner Hof.

Ueber die Gründung der Burg Reußenstein, die jetzt selbst wie ein uralter Riese dasteht, hat sich eine Riesensage erhalten.

Der Bau des Reußensteins.

Hoch über dem Reidlinger Thal, gerade gegenüber dem Reußenstein, ragt der Fels Heimenstein mit seiner merkwürdigen Höhle. In dieser lebte der Riese Heime, der gewaltig reich war, indem sein Vater und Großvater ungeheure Schätze zusammengeschleppt und in die Höhle des Felsen verborgen hatten. Wie nun beide todt waren, führte der junge Riese, der nie etwas arbeiten mochte, ein gar gemächliches Leben. Den ganzen Tag hindurch lag er in der Sonne und lugte aus seiner Höhle so vor sich hin; erblickte er einen Zug Reisender, so lachte er über die Kleinen so aus Leibeskräften, daß diese vor Schreck über den gewaltigen Spektakel, den sie auf dem Berge hörten, zu Boden fielen. Dann aber hörte der Riese auf zu lachen, und bedauerte die Angst, welche er den Vorübergehenden eingejagt, denn er war sehr gutmüthig. Einst aber kam ihm das Verlangen, auch eine Burg zu besitzen, wie er auf den entfernten Bergen sehen konnte. Sogleich beschloß er, die Arbeit selbst auszuführen. Da bewährte sich aber augenscheinlich das Sprichwort: „Groß ist ungeschickt.“ Er schleppte eine ungeheure Menge Steine zusammen, daß er kaum

zu Athem kam und legte immer einen auf den andern, aber es wollte durchaus keine Burg daraus werden. Da wurde er fast wüthend, und wollte schon alle Steine den Berg wieder hinab werfen, besann sich aber noch eines Bessern und schrie durch seine großen Hände, die er wie ein Sprachrohr an seinen Mund legte, er wolle eine Burg bauen und man soll hinauf zu ihm kommen. Da kamen von allen Seiten Maurer, Zimmerleute und Steinmessen herbei. Rasch förderte sich das Werk, und der Riese hatte seine Freude daran, wie er die starken Gewölbe, die Thürme und die weiten schön verzierten Säle sah. Kaum konnte er erwarten, bis der ganze Bau fertig seyn würde.

Endlich kam auch dieser Augenblick heran, und der Riese mußte sich vor Freude kaum zu fassen; da fällt ihm auf einmal noch ein, er wolle über dem höchsten Fenster des Thurmes noch einen Nagel einschlagen lassen, weil er dort einen Vogelbauer aufhängen wollte. Dazu aber wollte sich keiner der Arbeiter verstehen, weil sie die schwindelnde Höhe scheuten. Endlich faßte ein Schlossergeselle Muth, ließ sich von dem Riesen bei den Beinen zum Fenster hinaushalten und schlug beherzt den Nagel ein. Dafür wurde er aber auch zum Schloßvogt gemacht und durfte sein Weib und seine Kinder mitbringen, was dem Riesen viele Freude machte. Als der Riese Heim nach vielen Jahren starb, vermachte er die Burg seinem Vogt. Den Namen Riesen- oder Reißenstein aber behielt sie von dem ersten Besitzer bei.

Hohenentringen.

Nur ein Paar Stunden von der Musenstadt Tübingen, ein freundlicher Nachbar des noch bedeutenderen Schlosses Hohenf, liegt die Burg Hohenentringen, welche man mit Fug das Bruderschloßlein nennen könnte, denn es ist ein Denkmal brüderlicher Eintracht alter Zeit, die in unsern Tagen so gar selten geworden.

Ein nicht unbedeutender Bergvorsprung des Schönbuchwaldes, dessen hintere Seite, vermittelt des die Burg umgebenden Grabens vom übrigen Berge getrennt ist, so daß der Berg isolirt erscheint, trägt das uralte Schloßlein. Die äußeren Mauern desselben sind so ziemlich alle im Verfall, die eigentlichen wohnbaren Gebäude scheinen noch der frühesten Zeit anzugehören. Sie bestehen aus einem Hauptgebäude, der früheren Ritterwohnung (jetzt wieder recht wohnlich eingerichtet) und einem Nebengebäude, das zu einer Scheuer bestimmt ist. Das erstere hat seinen Eingang in einem Thörchen von unbedeutender Höhe, in dem eine kleine Wendeltreppe angebracht ist. Im Inneren des Gebäudes scheint noch die ältere Einrichtung zu herrschen, abgerechnet einige unbedeutende neuere Aenderungen. Noch zeigt man uns den Saal, in dem die fünf Ritter mit ihren Kindern in Eintracht hausten. Er liegt dem Dorf Entringen zu, und gewährt eine

äußerst liebliche Aussicht auf das sogenannte Gäu hinab. Außerdem ist noch auf dem Schloßlein bemerkenswerth ein schöner ausgemauerter Brunnen von bedeutender Tiefe; die Eimer darin werden vermittelst eines Rades heraufgezogen. Noch in neuerer Zeit befand sich ein eisernes Ausgangsthor auf der Seite gegen das Thal hinab, das wahrscheinlich noch der alten Burg angehörte. Nach der schwäbischen Chronik des M. Crusius soll der Ausgang aus der Burg in uralter Zeit eine unterirdische Höhle gewesen seyn; er wurde schon im 16. Jahrhundert verschüttet. Wer mit Leuchten bis an das Ende dieser Höhle gehen wollte, dem verlöschten sie, und wenn man ein wenig hineintrat, vernahm man ein starkes Getöse.

Ueber die Entstehung des Namens Entringen hat der genannte alte Crusius nach dem Vorgang eines Geistlichen im Dorfe Entringen eine naive Erklärung gegeben: der Name soll von ENTR (Equites Ne-ronis Tributarii Romani) und ingen (was so viel als heimisch bedeutet) herkommen. Es sollen sich nemlich in dieser Gegend römische Cohorten aufgehalten haben, unter denen viele heimische Krieger (indigenae) gedient. Daß sich auch bis in diese Gegend römische Niederlassungen erstreckten, ist um so wahrscheinlicher, als Entringen nicht gar weit von der alten Römerstadt Samolucenne (Rotenburg am Neckar) entfernt liegt.

Schon in den frühesten Zeiten nennen sich Herren von Entringen oder Antringen, und sie scheinen dem

Stände der Edelherrn angehört zu haben. Der erste, welcher erscheint, ist Herr Adalbert von Antringen, der in der Bestätigungsurkunde des Klosters Hirsau durch Heinrich IV. im Jahr 1075 neben dem Grafen Liutold von Achalm zeugt. Nach diesem kommen zwei Friedriche von Entringen, Vater und Sohn, unter einer Anzahl von Begabern des Klosters Hirsau vor, was in die Zeit von 1091—1121 fällt. Beringer von Entringen zeugt zweimal im Jahr 1188 unter mehreren Ministerialen der Speirer Kirche, als Pfalzgraf Rudolf von Tübingen zum Bau des Klosters Bebenhausen gewisse Besitzungen gegen Abtretung bischöflicher Güter übergeben. Dieser Beringer, zuerst Adjutor des Bischofs von Speier, wurde nach vier Jahren dessen Nachfolger im Amte. Ein Eberhard von Anthringen, auch Edelherr, ist Zeuge in einer Urkunde des Pfalzgrafen Rudolfs von Tübingen, die er im Jahr 1192 zu Gunsten des Klosters Bebenhausen ausstellte. Ein Otto von Antringen zeugt in einer Urkunde des Klosters Reichenbach neben Graf Bertold von Achalm. Ein zweiter Beringer von Entringen erkennt im Jahr 1259 einige Güter zu Königsbach (Schloß und Dorf im Badischen) für sein Lehen an. Nach ihm werden keine dieses Geschlechts mehr genannt. Von nun an ist Entringen, Burg und Dorf, was wohl immer zusammengehörte, in verschiedenen Händen. Die von Sigmaringen, Böhringen, Hohenzollern u. A. werden von M. Crusius als Theilnehmer an der Burg Entringen aufgeführt;

namentlich nennt er im Jahr 1296 einen Friedrich von Zollern als Besitzer von Gütern zu Entringen. Um dieselbe Zeit sind auch die Edlen von Hailfingen an der Burg Entringen theilhaftig. Im Jahr 1298 überläßt ein Peter von Hailfingen seinem Vetter Anselmen, was er an der Burg Entringen gehabt. Daraus können wir schließen, daß unter die ältesten Besitzer der Burg, nach den eigentlichen Herren von Entringen, die Edlen von Hailfingen gehörten. Dieses Geschlecht führt seinen Namen von dem in der Nähe von Hohenentringen liegenden Dorfe Hailfingen, wo man aber nur noch die Stätte der früheren Burg zeigen kann. Sie waren früher Vasallen der Pfalzgrafen von Tübingen, später der Grafen von Zollern. Diejenigen des Geschlechts, die auf Hohenentringen saßen, hießen gewöhnlich die von Hailfingen, die man nennt die Entringer. Am Schlusse des 14. Jahrhunderts saß neben denen von Hailfingen ein Hugo von Ehingen auf der Burg. Derselbe war auf folgende Weise Ganerbe auf der Burg geworden. Im J. 1328 hatten zwei Töchter eines Hugo v. Hailfingen, Sophia und Anna, ihren beiden Gatten Burkhard und Reinhard von Ehingen, deren Stammburg nur noch in wenigen Resten auf einer Anhöhe hinter dem Bade Niedernau vorhanden, mit Bewilligung ihrer Verwandten, Anselm und Hugo von Hailfingen, ihre Güter zu Entringen vermacht. Hugo, der Sohn Burkhard's von Ehingen und Bruder Burkhard's mit dem Bopf, hatte Frau Agnes von Giltlingen zum Gemahl, aber diese gebahr ihm keine

Kinder. Da beschickte er vor seinem Tode seinen
 Neffen Rudolf, Sohn Burkhards mit dem Bopf, der
 lange Zeit in Ungarn und andern umliegenden Ge-
 genden gedient hatte, und sagte ihm: er solle ein
 Erbe seyn alles seines Guts, welches denn besser war,
 als 3000 Gulden jährlichen Einkommens, mit Begehr,
 daß er sich in seinem Vaterland niederlasse und ehlich
 verheirathe, was Herr Rudolf gethan, denn er nahm
 eine Agnes Truchseßin von Heimerdingen zur Ge-
 mahlin. Als im Jahr 1417 Herr Hugo v. Ehingen
 verstarb — vielleicht auch schon früher — da nahm Ru-
 dolf seinen Sitz zu Entringen, und erhielt im Jahr 1418
 auch den Theil an der Burg, welchen Reinhard be-
 sessen hatte, denn dessen Tochter, die fromme Hailwig,
 vermachte, was sie besessen, noch lebend ihrem Vetter.
 Um die Zeit, da Rudolf seinen Besitz zu Entringen
 antrat, waren noch vier Ritter auf der Burg seßhaft,
 nemlich drei Herren von Hailfingen und Einer von
 Gültlingen. Das wären nun die fünf Ganerben,
 welche um diese Zeit sammt ihren hundert Kindern
 mit einander so einträchtig auf der kleinen Burg ge-
 wohnt. Wir geben hierüber, um alle Zweifler an
 dieser historischen Thatsache zu widerlegen, wörtlich
 den Bericht aus dem alten seltenen Buche „Fahrt en
 des Ritters Jörg von Ehingen, von ihm selbst
 beschrieben,“ der also lautet:

„In der Zeit (1417) und darnach sind fünf Edel-
 mann sammt ihren ehlichen Hausfrauen zu Entringen
 auf dem Schloß bei einander geseßen, welche freunde

lich und friedlich bei einander gelebt, und hundert Kinder gezeugt haben, wie hernach folgt, als nemlich:
Herr Hans von Hailfingen, Ritter, und Frau M. von Nippenburg zeugten 20 Kinder.

Herr Rudolf von Ehingen und Frau Agnes von Heimerdingen, 19 Kinder.

Item Märk von Hailfingen und Frau Ursula von Bubenhofen zeugten 19 Kinder.

Item Georg von Hailfingen und Frau Raibin zeugten 19 Kinder.

Item Hugo von Gültlingen und Frau M. zeugten mit einander 21 Kinder."

Was hier berichtet wird, stammt von einem der Zeit nahe stehenden und wohl mit der Familie von Ehingen verwandten Manne, einem Herrn Sigmund von Hornstein, welcher zu Georgs von Ehingen Ritterfahrten, die derselbe mit eigener Hand beschrieb, einen kleinen Vorbericht über das Geschlecht der Ehinger, von Burkhard mit dem Bopf an, vorausgeschickt hat, wie die Handschrift davon in der Bibliothek zu Stuttgart noch zu sehen ist. Demnach haben wir nicht nöthig, die Wahrheit der Sache zu bezweifeln, da auch der spätere Chronist M. Crusius, welcher denselben alten Bericht benützte, die Geschichte auf Treu und Glauben angenommen. Crusius fügt noch hinzu: alle diese Familien sollen in der größten Eintracht bei einander gewohnt haben, und ebenso ihre Kinder; wenn diese hundert Kinder zur Kirche ins Dorf hinabgingen, soll es ein Zug gewesen seyn, der sich von der Burg

an bis zur Kirche ausgedehnt habe. — Der Weg von der Burg zu der alten Kirche, welche viele alte Grabsteine und einen Thurm mit spitzigem Dache hat, der, wie der berühmte Thurm zu Pisa, seit vielen Jahren krümm hängt, beträgt eine kleine Viertelstunde. Demnach müssen diese hundert einträchtigen Kinder wohl, wie der edle vaterländische Rudolf Magenau singt:

Jedweden Morgen wallte
Der Kinder fromme Schaar,
Sobald das Glöcklein schallte,
Zum Kirchlein Paar und Paar.

ganz fein und sittig, Paar für Paar in gehöriger Entfernung hinter einander in die Kirche gezogen seyn, wie man jetzt noch auf alten Bildern die Andächtigen ins Gotteshaus wallen sieht.

Nach dieser Zeit, da die hundert Kinder auf der Burg wohnten, kam dieselbe, wie wir uns wohl denken können, wegen der Söhne und Tochtermänner, in noch mehrere Hände. Außerdem, daß die von Bubenhofen allda ihren Ansitz hatten, besaßen die Grafen von Hohenzollern, wahrscheinlich schon früher, fünf Theile an der Burg sammt Zugehör, deren einen der schon genannte Hans von Hailfingen im Jahr 1412, dann Wolf Dietrich von Stadion im Jahr 1479, endlich Hans von Gültlingen im Jahr 1488 und Graf von Hailfingen in demselben Jahr von Hohenzollern zu Lehen getragen. Der Ehingen'sche Antheil

an der Burg kam im Jahr 1468 durch Diebold und Burfard, Rudolfs von Ehingen Söhne, für 300 Gulden an Graf Eberhard von Württemberg, der im Jahr 1485 den Wendelin von Hailfingen damit belehnte, nachdem dessen Vetter Märf bereits im Jahr 1483 seinen Antheil an der Burg dem Grafen Eberhard zu Lehen aufgetragen hatte. So war die Burg ihrem Haupttheile nach wieder Hailfingisch geworden. Als aber Wendelin von Hailfingen, der Letzte seines Geschlechts, im Jahr 1527 verstorben war, da wurden die beiden württemberg'schen Lehens-Antheile zusammen an Sebastian von Giltlingen transferirt. Da auch die zuvor getrennten vier hohenzollern'schen Antheile zusammen an genannten Sebastian fielen, so war nun Alles auf Hohenentringen unter Einer Hand. Im Jahr 1553 war Balthasar von Giltlingen, württemberg'scher Erbkämmerer, Besitzer von Hohenentringen, der im Jahr 1609 die hohenzollern'schen Lehensantheile gegen 1000 Gulden Lehensoffering allodial machte, worauf diese im Lauf der Zeit an verschiedene Besitzer übergingen. Die württemberg'schen Lehensstücke blieben bei der Familie von Giltlingen, und wurden noch in späterer Zeit von jedem Ältesten von Giltlingen lehensweise genossen. In neuerer Zeit wurde die ganze Besitzung wieder zu Einem Rittergut vereinigt, das zuerst zur Finanzkammer gehörte, dann an die Familie von Plessen kam, von der sie in die Hände des jetzigen Besitzers übergegangen.

Mit Recht fügen wir der Geschichte der Burg

Hohenentringen die Erlebnisse des Ritters Jörg von Ehingen bei, welcher unter jene hundert Kinder gehörte, die auf der Burg geboren wurden, und unter allen den größten Ruhm erlangt hat.

Ritter Jörg von Ehingen, der Landfahrer.

Jörg von Ehingen wurde im Jahr 1428 geboren und überlebte alle jene 100 Kinder, mit denen er auf Hohenentringen erzogen wurde. Noch als Knabe kam er an den Hof nach Innsbruck, wo der junge Herzog Sigmund seinen Sitz hatte. Später gefiel es ihm hier nicht mehr, und er zog, um Ritterschaft zu lernen, zu Herzog Albrechten von Oesterreich, der damals zu Rottenburg am Neckar Hof hielt. Lange war er bei diesem Fürsten, ohne ein Amt zu bekleiden, da geschah es einmal (1453), daß man einen Besuch des Herzogs Sigmunds bei Albrechten zu Rottenburg erwartete. Diese Gelegenheit ergriff der junge Jörg, um sich ein Amt zu verschaffen. Auf den Rath seines Vaters nämlich, den er stets einholte und der ihn bei jeder Gelegenheit zur Rittertugend ermahnte, erbat er sich von Herzog Albrecht zu einer Zeit, als er gerade guter Laune war, ein Aemtlein, indem er sagte: er möchte doch gern auch was vorstellen, wenn Sigmund, sein früherer Herr, ankäme, damit dessen Diener keinen Anlaß hätten, seiner zu spotten. „Vors hinken der Gans“ sprach Albrecht mit Lachen „das soll sein!“

und er gab ihm das Amt eines Kämmerers. Dieses neue Amt versah er gar brav, und ließ besonders vor dem nun angekommenen Sigmund seine vielen Schlüssel wacker sehen. Er brachte es endlich bis zu einem Erzkämmerer. Im nämlichen Jahre mußte er mit seinem Gebieter zur Krönung des Königs Ladislaus von Ungarn ziehen. Sein Vater rüstete ihn dazu mit einer vollen Ritterrüstung, Knappen und Rossen aus, und rieth ihm, sich bei Gelegenheit zum Ritter schlagen zu lassen. Dieß zeigte sich bald, und Jörg wurde am Krönungsfeste zu Prag mit noch fünf Edlen von dem Gefolge des Herzogs zum Ritter geschlagen. Zugleich ward er der Ehre theilhaftig, den goldenen Wagen einer zu Prag einziehenden Königin mit noch drei andern Rittern zu tragen; mit diesen hielt er ein Scharfrennen, um seine neue Ritterschaft zu zeigen. Nach der Krönung kehrte Jörg mit seinem Herrn wieder in die Heimath zurück.

Da kam sein Vater Rudolph gen Rottenburg, er wünschte ihm Glück zu seiner neuen Ehre und hieß ihn selbst nach Kilchberg kommen. Dort hielt er dem jungen Ritter in einem Stüblein, das über dem Thore war, eine lange Rede über die Tugenden des Ritterstandes; er schenkte ihm 400 Goldgülden, und rieth ihm, unter die Johanniter-Ritter gen Rhodus zu ziehen, um mit ihnen wider die Türken zu streiten. Von da soll er zum heiligen Grabe fahren, wessen er selbst nie theilhaftig geworden; die nöthige Ausrüstung wolle er selbst hergeben. Diesem Rathe ver-

sprach Jörg treulich nachzukommen. Er verließ in Gnaden seinen Gebieter, und zog mit einigen Ritter-Kommenthuren gen Rhodus. Da wurde er vom Großmeister wohl aufgenommen, und focht oft auf dem Wasser mit den Türken. Nach 11 Monaten verließ er, mit einer Reliquie von der Dornenkrone des Heilandes vom Großmeister beschenkt, die Insel Rhodus, um jetzt das h. Grab zu besuchen. Nachdem er mehrere merkwürdige Orte Palästina's durchwandert hatte, kam er nach Jerusalem, an das Ziel seiner Wünsche, und verweilte dort 15 Tage, um die heiligen Orte zu besichtigen. So that er auch zu Damaskus; er schloß sich von da an eine Reisekaravane an, mit der er einmal unterwegs in die Gefangenschaft von Arabern gerieth, sich aber bald wieder loskaufte, und dann ungehindert weiter zog. Nach einem Abstand in Cypern, bei dessen König er durch sein Empfehlungsschreiben, das ihm der Großmeister der Johanniter mitgegeben hatte, gnädig aufgenommen wurde, kam er wieder in Rhodus an. Dort erkrankte er, wurde aber von den Aerzten des Großmeisters wieder geheilt. Jetzt kehrte Jörg über Venedig in seine Heimath nach Kilschberg zurück, und erfreute seinen alten Vater mit Geschenken (1454). Hierauf begab er sich wieder an den Hof seines vorigen Herrn, der noch zu Rottenburg sich aufhielt, und ihn wieder gnädig aufnahm. In dieser Zeit gewann sich Jörg einen Freund am Hofe in einem Namensbruder Jörg von Ramsiden, aus den Salzburger Bergen, der mit ihm die Neigung zu

Fahrten theilte, welche seit seiner Wallfahrt in ihm Wurzel gefaßt hatte. Sie vereinigten sich bald zum Entschlusse: mit einander in fremde Lande zu fahren. Herzog Albrecht, ihr Gebieter, der sich ihre Bravheit zur Ehre rechnete, unterstützte ihren Entschluß durch Empfehlungen an König Ladislaus, und durch diesen an die Könige von Frankreich und Spanien, indem er ihnen sogar noch einen Dolmetscher mit gab. Sie traten nun mit 10 Pferden den Weg an.

Ihre erste Fahrt führte sie gen Frankreich zu König Karl, der sie ehrbarlich aufnahm. Sie waren noch nicht lange bei diesem, als eine Gesandtschaft von Heinrich IV. von Kastilien aus Spanien ankam, um Leute für einen bevorstehenden Feldzug gegen die Sarazenen zu werben. Dieß war eine erwünschte Gelegenheit für die kampflustigen Jünglinge, und sie erbieten sich zum Feldzug. Seinen Beifall über diese Bereitwilligkeit der Beiden gab der König durch bedeutende Geschenke zu verstehen, und er entließ sie gnädig mit Empfehlungen an den König von Spanien. Sie waren schon auf dem Wege zum König von Spanien, als sie hörten, daß der Feldzug noch nicht vorwärts gehe, sie begaben sich daher an den Hof des Königs von Navarra, bei dem sie zwei Monate unter vielen Ehrenbezeugungen verweilten. Von da aus zogen sie über St. Jakob nach Lissabon, und thaten dem König Alphons, als sie vernahmen, daß er einen Krieg gegen Fez vorhabe, von sich Meldung.

Sie fanden bei ihm eine ehrbare Aufnahme, und

besonders, als er hörte, daß sie Willens wären, ihm ihren Arm gegen die Sarazenen zu leihen, überhäufte er sie mit ausgezeichneten Ehrenbezeugungen. In dieser Zeit, ehe der Feldzug gegen die Sarazenen begann, brachten beide Jünglinge am Hofe Alphons die Zeit unter Tänzen, Jagden und Spielen, aber auch in ernstern Vorübungen zur bevorstehenden Kriegsfahrt zu. Der König, ein freundlicher und schöner Herr, sah immer mit Wohlgefallen zu. Zuweilen wurde ihnen als geehrten Fremdlingen sogar die Ehre zu Theil, im Frauengemach der Königin zu erscheinen (vielleicht, um Vergleichen anzustellen unter den hier versammelten Schönen des südlichen Himmels und den einfachen sittigen Schwabenmägdelein). Von diesem Hofe aus hatten beide auch Gelegenheit, die schöne Umgebung Lissabons und überhaupt den Ueberfluß und die herrliche Natur des Landes kennen zu lernen.

So lebten die deutschen Jünglinge herrlich und in Freuden, da kam auf einmal die Nachricht, daß der König von Fez sich rüste, um die ihm entrißene Stadt Septa (jetzt Ceuta) wieder zu erobern. Alphons sandte nun unter andern mit einem wohlgerüsteten Heere Jörgen von Ehingen ab, um gegen den Feind die Stadt zu behaupten. Das Heer setzte nach Septa über, wo es sich mit der früheren Besatzung der Stadt vereinigte. Der Befehlshaber der Stadt theilte nun das Heer in vier große Fähnlein, von denen er eines Jörgen von Ehingen zur Führung gab. Nach vier Tagen ging der Befehlshaber mit Jörgen an die Meeresküste, an

der die Stadt lag, auf Rundschau, und sie fanden das feindliche Heer in ungefähr 10,000 Zelten gelagert. Demungeachtet vermeinten sie, gegen eine solche Anzahl Feinde die Stadt vertheidigen zu können, die dem Ehinger größer, als die Stadt Cöln zu sein schien. Am folgenden Tage versahen sich alle Christen der Stadt mit dem h. Sakrament auf den bevorstehenden Kampf. Kaum war die Handlung zu Ende, als schon der Feind vom Berge herab gegen die Stadt rückte. Die in der Stadt vertheidigten sich wacker von der Mauer herab mit Steinen und Pfeilen, und der Kampf währte den ganzen Tag mit Verlust auf beiden Seiten. Drei Tage lang stürmten die Feinde trotz ihres großen Verlustes, und sie wären durch ihre Gräben und Minen zuletzt noch in die Stadt gekommen, wenn sie nicht von den zwischen der Mauer und Brustwehr der Stadt stehenden Leuten des Befehlshabers zurückgeschlagen worden wären. Endlich hoben die Feinde die Belagerung auf, genöthigt durch den fürchterlichen Todtengeruch, der von den Erschlagenen aus den Gräben vor der Stadt aufstieg. Auf dieses jagte ihnen die in der Stadt Befindlichen mit 400 Reitern und 1000 Mann Fußvolk nach, und es gab häufige Scharmützel, bis sich beide Theile auf zwei Bergen lagerten, zwischen denen ein Thal war.

In dieser Zeit meldete man, daß unter dem Heer der Feinde ein sehr tapferer Kämpfer sei, der sich mit einem Christen messen möchte. Da trat Jörg von Ehingen hervor und bot sich zu einem Zweikampfe

mit jenem an. Man hinterbrachte es den Feinden, und auf beiden Seiten stellten sich schon die Heere als Zuschauer auf. Der Befehlshaber ließ durch einen Trompeter das Zeichen zum Kampfe geben.

Als der erste rückte der Ehinger heran auf dem Pferde und mit den Waffen, die ihm der König Alphons gegeben, und bezeichnet mit dem Speere ein Kreuz auf den Boden; gegen ihn auf einem trefflichen Rosse reitet der Sarazene, und es beginnt der Zweikampf. Sie greifen einander hitzig an, der Sarazene deckt sich mit dem Schilde und legt die Lanze in den Arm; der Ehinger, die Lanze an den Schenkel angelegt, ist schon näher und rennt auf den Schild des Sarazenen, so daß er ihn sammt seinem Pferde zu Boden wirft. Die Lanze haftet im Schilde des Gegners und hindert Jörgen, vom Pferde zu springen, während der Sarazene schon wieder auf den Füßen ist. Bald stehen sie einander gegenüber, die Schwerdter entblößt. Gegenseitig Hieb auf Hieb, Stich auf Stich. Jörg sucht mit der Spitze des Schwerdts die Lenden des Gegners hinter dem Schilde zu treffen, vergebens. Auch des Gegners Streiche bringen den Ehinger nicht zum Fall. Da stürzen sie einander in die Arme, umschlingen sich und ringen, bis sie niederfallen. Der Sarazene entwendet sich mit Wunderkraft. Beide stützen sich jetzt mit aufrechter Brust auf die Kniee. Jörg stößt den Gegner von sich, um Raum zu haben, das Schwert zu schwingen. Es gelingt; er trifft den Sarazenen ins Gesicht, daß er ihm die Augen umdunkelt: trifft

ihn noch einmal an den Hals, der Gegner fällt und verströmt mit vielem Blute sein Leben.

So ward nun Jörg Sieger; er nahm das Schwerdt des Erschlagenen und ging zu seinen Genossen zurück. Einige der Portugiesen schlugen dem Erschlagenen das Haupt ab, steckten es an eine Lanze und nahmen ihm noch Schild, Pferd und seine schönsten Waffen. Jörg wurde vor den Befehlshaber geführt, der ihn glückwünschend umarmte unter dem allgemeinen Jubel. Auf Veranstellen des Befehlshabers wurde nun ein kleiner Triumphzug bereitet, bei dem Jörg, während des Sarazenen Haupt, Schild und Schwerdt vorgetragen wurde und die Trompeter bliesen, an der Seite des Befehlshabers unter Freude und Glückwünschen des Volks durch die Stadt zog. Von Gott allein komme sein Sieg, sagte Jörg von Ehingen in bescheidener Demuth, unter den sich häufenden Ehrenbezeugungen. Bald wurde des Ritters That dem König von Portugal kund gethan: der freute sich darob und berief den Ehinger wieder an seinen Hof. Als Jörg mit seinem Freunde und dem übrigen Heere in Portugal ankam (von dem Feind hatte man durch Jörgs Sieg Ruhe erhalten), so beschenkte ihn der König mit einer Schewren (Becken) voll Portugaleser Gulden, welche Jörg noch in seine Heimath mitbrachte.

Während dieser Zeit (J. 1457) bereitete sich Heinrich, König von Kastilien, zum Kriege gegen Granada; beide Jünglinge gedachten nun ihres Versprechens: sie beurlaubten sich bei Alphons von Portugal, der

sie noch mit Empfehlungsschreiben versah und zogen zum König Heinrich IV. von Kastilien. Bei diesem wurden sie gut aufgenommen, und sie traten sogleich unter sein Heer, bei dem ihnen beiden die Obhut der königlichen Fahne übertragen wurde. Das Heer des Königs zog nun aus gegen Granada, und rückte schon bis in die Nähe der Stadt. Da thaten die Bürger einen Ausfall und kämpften zwei Tage hindurch. Lange kam es zu keinem eigentlichen Treffen; nur Scharmügel, jedoch bei starkem Verlust auf beiden Seiten. Daher wichen die Spanier zuletzt von der Stadt, und verbreiteten ihre Verheerungen da und dort in Feindefland. Da geschah es einmal bei Bestürmung einer Stadt, daß ein Schleudermwurf dem Ehinger das Knie verwundete. Die Wunde wurde wieder geheilt, aber in der Heimath brach sie ihm wieder auf und blieb stets ein fließendes Loch.

Nach fünf Wochen kehrte das Heer wieder nach Hause. Jagden, Tanz und Ritterspiel reichten sich jetzt bei Hofe aneinander. Die beiden Jörge wurden vom Könige reichlich beschenkt, und noch in die spanischen Ritterorden aufgenommen. Im Jahr 1457 verließen sie den König von Spanien. Sie zogen wieder zu Alphons von Portugal: der beschenkte sie reichlich mit Geld, Kleidern und Rossen. Von da kamen sie über Saragossa zu König Johann von Navarra, und ließen sich nach England einschiffen. Dort wurden sie von dem König Heinrich VI. mit der Aufnahme in seinen Orden beehrt. Jetzt trennte sich

von dem Ehinger Jörg sein Kumpan; er selbst aber zog noch hinüber zu Jakob II. König von Schottland. Der König und die Königin beschenkten ihn mit Gold, Pferden und Kostbarkeiten, und er blieb daselbst ziemlich lang unter Spielen, Jagen und Tanzen. Endlich im Jahr 1459 kehrte er wieder in die Heimath zurück. Sein Vater Rudolph, schon ein ehrwürdiger Greis, und seine drei Brüder empfingen ihn voller Freuden in dem Schlosse Kilchberg. In demselben Jahr, da Jörg von Ehingen von seinen Fahrten in die Heimath zurückkehrte, vertheilte der alte Rudolph von Ehingen alle seine Güter unter seine vier Söhne, aber seinem Sohn Jörgen, den er ausbündig lieb hatte, vermachte er 1000 Gulden zu einem Voraus in seinen Ritterstand. Bald darnach begab er sich in das Kloster Güterstein, wo er seine Tage beschloß.

Jörg von Ehingen widmete seit seiner Rückkehr seine Dienste dem Hause Wirtemberg. Im Jahr 1460 wurde er Rath und Diener Graf Eberhards von Wirtemberg, der aber noch nicht bei seinen Jahren war und zu Stuttgart und Urach seine Hofhaltung hatte. Im Jahr 1462 vermählte sich Jörg von Ehingen mit Rath, Wissen und Willen seines Vaters zu Güterstein, mit Fräulein Anna Söler von Nichtenberg, einer Tochter des Hoch- und Deutschmeisters Heinrich Söler von Nichtenberg. Um dieselbe Zeit wurde er wirtembergischer Diener von Haus aus, und er zeigte sich von nun an auch durch Treue werth des Vertrauens, das man in ihn gesetzt hatte. Im Jahr 1454

schickte ihn Graf Ulrich, der Vormünder seines Neffen Eberhard, gen Mantua in Italien, allda um die junge Markgräfin von Mantua zu werben für seinen nunmehr 19jährigen Herrn Graf Eberharden. Diese Werbung seines Herrn richtete er mit allem Fleiß aus, also, daß er seiner Werbung gewährt worden und mit einer fröhlichen Botschaft heim kommen. Im Jahr 1480 wurde Jörg von Ehingen als Obervogt gen Tübingen verordnet, welches Amt er etliche Jahre treulich und wohl versehen. Seine Güter mehrte er um diese Zeit durch mehrere Ankäufe, dabei war er aber immer noch bei solchem Vermögen, daß er seinen gnädigen Herren von Württemberg dienstlich und förderlich sein konnte mit Bürgschaften und Anleihen, wie er denn oft gethan. Aber auch sonst wurden des Ritters Verdienste und seine Tüchtigkeit anerkannt. Denn im Jahr 1488, als der schwäbische Bund seinen Anfang genommen, ward er einer der fünf Hauptmänner des Bundes, und zwar des Theils am Neckar und Schwarzwald. Wie tapfer er diesem Amt vorgestanden, das haben etliche Bundestage, die von ihm ausgeschrieben worden, hernach genugsam bewiesen. Im Jahr 1495, als Herzog Eberhard Todes verschied, und Eberhard der Jüngere die Regierung antrat, aber nicht zum Heil des Landes, da wurde Jörg von Ehingen einer der Mitregenten und Vormünder der beiden Söhne des Herzogs, der schnöder Weise das Land verlassen hatte. In diesem Amte hat er sich neben den andern Regenten in Wirt-

temberg so wohl gehalten, daß ihm hernach Herzog Ulrich sammt einer gemeinen Landschaft darum Dank sagte mit einem öffentlichen Edikt, darin neben Anderem gemeldet wird, er wolle ihm solche seine angewandte Müß und Arbeit zu ewigen Zeiten nimmermehr vergessen. Des Ritters Bestallung lautete: Herr Jörg von Ehingen soll stets am Hof mit vier oder fünf gerüsteten Pferden in allen Geschäften, dazu er bräuchig ist, gehalten werden. Bis an sein End ist Herr Jörg bei dieser Regierung mit allen Treuen und Fleiß geblieben, und wurde bei Wirtemberg redlich und ehrlich gehalten. So hat er auch seine Söhne dahin gewiesen, mit ihrem Dienst sich an Wirtemberg zu begeben. — Gleichwie seine Voreltern, so hat auch er viele Kirchen und Altäre gebaut und manche Pfründe aufgerichtet. So stiftete er im Jahr 1488 eine Caplanei zu Wankheim; im Jahr 1490 baute er eine eigene Kapelle in seinem Schloß Kilchberg. Im Jahr 1500 am Matthiastag starb seine Hausfrau; am Matthäustag desselben Jahrs folgte er ihr im Tode nach, seines Alters im 80. Jahre. Er hatte mit ihr 14 Kinder gezeugt, 8 Söhne und 6 Töchter, von denen er die meisten überlebte. Gott verleihe ihm eine selige Auferstündniß! Amen.

VII.

Hohenasperg.

Ueber dem Neckar zwischen Ludwigsburg, Bietigheim, Marbach und Markgröningen liegt 464 Fuß hoch ein mit Neben umgürteter isolirter Bergkegel, dessen Krone mit altergrauen Wällen, Mauern und Thürmen geziert ist. Eine herrliche Aussicht bietet ein Gang rings um die Wälle. Gegen Osten mitten im Panorama, dehnt sich die Ebene am Neckar aus, inmitten Bleidelsheim; an der steilen Neckarthalwand, die aus Weingeländen besteht, hängt Ingersheim, und im Hintergrund heben sich die Gebirge des Mainhardter Waldes empor, so wie der Stockberg bei Löwenstein mit dem Jägerhaus, während vor ihnen das Schloß Lichtenberg und der Wunnenstein herüber blicken. Gegen Süden und Südost begrenzt den Horizont die Bergkette des schwäbischen Jura, die Alb mit der Ruine von Hohen-Neusen — näher der Lemberg und die Berge des Remsthal, während von Ost nach Süd unmittelbar vor dem Blicke die Stadt Ludwigsburg mit ihrem stattlichen Schlosse und noch näher das parkartige Seegut (Monrepos) und dessen Teiche erscheinen. Gegen Westen trifft das Auge auf das uralte Markgröningen und den Leonberger Wartthurm — südwestlich glänzt das Schloß Solitude von den waldigen Höhen herab, und noch weiter östlich grüßt

der rothe Berg aus dem Neckarthale. Gegen Norden öffnet sich das Enzthal, im Hintergrunde erscheinen der Stromberg, der Michelsberg im Zabergäu und Wartberg bei Heilbronn, sowie in der weitesten Ferne der Katzenbuckel hinter Mosbach im Odenwald. Näher grüßen die Thürme von Bietigheim herauf und die zahlreichen Bogen des Enzviaducts. Gegen zweihundert Städte, Dörfer und Weiler überblickt das Auge, und das ganze Land umher ist ein blühender Garten, durch welchen zahlreiche Eisenbahnzüge mit Personen und Waaren Thal auf und ab fliegen und hart am Fuße des Berges vorüber streifen. Mancher Kriegssturm setzte um diese Feste und mancher Gefangene schmachtete darin bis in dieses Jahrhundert; erinnern wir nur an die Namen Süß, Wolf, Bilsfinger, Kieger, Huber. Neun Jahre lang war dieser Berg auch das lebendige Grab des genialen Dichters der „Fürstengruft,“ der ob seines freien Gesanges hier eingesezt wurde — dann wurde er das Demagogen- und Demokraten-Verließ seit den Freiheitskriegen bis in die fünfziger Jahre, und wieder der Käfig, aus dem der Reichs- = Kanarienvogel Rösler von Dels (Mitglied des Rumpf-Parlaments) entfloß. Noch ist das Gefängniß Schubarts so ziemlich in seinem früheren Zustande zu sehen. Ein gewölbtes kleines Gemach im zweiten Stocke eines Thurmes, auf welchem jetzt der Besucher des Berges mittelst des dort aufgestellten Tubus eine weite Rundschau halten kann. Noch ist das schmale Fensterlein vor-

handen, das auf ein Dach hinausging, und durch welches dem Gefangenen einige spärliche Sonnenblicke zufließen — noch der Ring an der Wand, an welcher eine Kette hing, wie das Schwerdt des Damocles, da beim geringsten Ungehorsam ein Blick darauf ihm zeigte, daß er in der Gewalt eines unbarmherzigen Schicksals sey. — In den Urkunden heißt der Berg Asseßbere, Asperch, Asberc, Asberg, und die Geschichtskundigen leiten ihn bald von Asen (Götter-) Berg ab, bald von Aspenberg, weil der Berg einst ein dichter Aspenhain gewesen seyn soll. Einst bildete der Asperg, auf dem neben der Stadt und Burg noch ein Schloß Richtenberg (wahrscheinlich die Richtstätte des Gaus) stand, den Mittelpunkt des Glemsgaus, der nördlich und nordwestlich an den Enzgau, nordöstlich an den Murgau, östlich an den Remsgau und südwestlich an den Würmgau gränzte. Außer der zum königl. Kammergute gehörigen Stadt Gröningen mit der Schlüsselburg gehörten folgende Ortschaften zu diesem Gau: Altenstatt (verschwunden), Benningen, Egolsheim, Geisingen, Aspach, Beihingen, Gemlingen, Hirschlanden, Höfingen, Bazenhäusen, Zuffenhausen, Heimerdingen, Höpfigheim, Ingersheim, Otmarshheim, Bleidelsheim, Sulzbach, Feuerbach, Rothnang, Hessigheim, Schöckingen, Weil im Dorf, Pflugfeld, Kornwestheim und Ditzingen. Sämmtliche Ortschaften finden sich in den Urkunden der Jahre 769—814. In frühester Zeit hatten zwei Herzogthümer und zwei Bisthümer Antheil an diesem Gau,

und zwar so, daß die linke Seite der Olenz zum Herzogthum Franken und Bisthum Speier, die rechte aber zum Herzogthum Alemannien und Bisthum Constanz gehörte. Als erster Herr des Nsperges und Olenzgaus erscheint in der Geschichte um das Jahr 902 ein Graf Gozbert aus dem Elsaß, welcher laut einer Urkunde die Besizung Nfessberg an das Kloster Weissenburg über dem Rhein verschenkt. Fast 300 Jahre später finden wir eine Seitenlinie der Grafen von Calw, die Grafen von Ingersheim, als die Herren im Olenzgau, und wie selbige die Herrschaft Nsperg an die Pfalzgrafen von Tübingen abgegeben haben. Im Jahr 1181 ist nach einer Urkunde der Pfalzgraf Hugo von Tübingen Patronatsherr der Kirche und des Gutes zu Nsperg. Ein Enkel dieser Pfalzgrafen, Graf Wilhelm, gründete 1228 die Linie der Grafen von Nsperg. Indessen erlosch diese Linie schon wieder im 14. Jahrhundert. Wilhelms Sohn, Graf Ulrich I., ward zuerst Graf von Nsperg genannt, und wurde 1283 in der Gruft zu Bebenhausen beigesetzt. Er bekriegte den tapfern Grafen Hartmann II. von Gröningen und nahm ihn gefangen auf den Nsperg, wo derselbe 1280 starb. Der Urenkel des Stifters, Graf Ulrich III., erwarb die Herrschaft Beilstein, eine calwisch = löwensteinische Besizung durch Heirath mit einer Gräfin von Löwenstein, und behielt diese Burg auch noch im Besiz, nachdem er schon 1308 Nsperg an den Grafen von Wirtemberg, Eberhard den Erlauchten, veräußert hatte. Der Graf von Wirtemberg

hatte längst ein Auge auf den Nöperg, aber erst im Jahr 1308 am 24. März kam der Kauf wirklich zu Stande, und es wurde Stadt und Burg Nöperg, Schloß Richtenberg, der Glemsgau mit Grafschaft und Zubehör, mit Lehensleuten und Dienstleuten an Eberhard abgetreten. Die Lehensleute der Pfalzgrafen v. Tübingen und Nöperg aber waren: die Vögte und Truchseße v. Ruck und Breitenstein, die Kaiser von Malmesheim, die v. Gerlingen, die Vögte v. Thailfingen, v. Weil im Schönbuch, die Herren von Bach, v. Echterdingen, v. Möhringen, Hartner v. Hartnek, v. Lustnau, v. Münklingen, v. Spät, v. Aldingen, Bondorf, Donnstetten, Dürner v. Dürrnau, v. Ehningen, v. Entringen, v. Ergenzingen, v. Gärtringen, v. Gomaringen, v. Nusringen, von Beihingen, von Kenningen und v. Niedern. Im Jahr 1309 ward Eberhard vor Kaiser Heinrich auf dem Reichstag zu Speier von den Reichsstädten wegen allerlei Gewaltthaten als Reichsstörenfried verklagt worden, und sein trotziges Erscheinen mit vielen Gewappneten haett den Kaiser so aufgebracht, daß er ihn in die Reichsacht erklärte. Bei Untertürkheim gänzlich geschlagen, hinter sich sein Stammschloß in Flammen, sowie das Begräbniß seiner Ahnen, Stift Beutelspach, Stuttgart und Marbach gebrochen, floh der Graf nach Nöperg, und als ihm die Mauern nicht fest genug däuchten, nach Besigheim zu seinem Vetter, dem Markgrafen von Baden. Das Reichsheer aber, unter Führung des kaiserl. Landvogts Conrad v. Weinsberg,

erschien 1312 vor Asperg, eroberte im Sturm die Feste und zerstörte Burg und Stadt, so wie das Schloß Richtenberg von Grund aus. Indessen ward mit Erlaubniß Kaiser Karl IV. 1360 Burg und Stadt wieder aufgebaut und stattlicher denn zuvor. Es erhob sich ein Schloß mit einem geräumigen viereckigen Hofe, starken Thürmen, Vorwerken und Gräben, und dicht daran schloß sich auf der Südwestseite ein kleines Städtchen von zwanzig Häusern. So blieb es bis 1400 bei dem Hause Wirtemberg, worauf es als Lehen einem Herrn von Bilsnart abgetreten ward. Im Jahr 1420 findet sich Stadt und Burg Asperg als Reichslehen mit Dörfern und Weilern, und 1441 fiel es bei der Theilung des Landes in die Stuttgarter und Uracher Linie letzterer zu und verblieb dabei bis zum Jahr 1450. In diese Zeit fällt die Erfindung des Pulvers und Geschützwesens, und Graf Ulrich ließ zwei werfende Geschosse ausrüsten, die er auf den Asperg brachte. — Im Jahr 1450 entstand am südlichen Fuß des Berges das Dörflein Weichenberg. Im Jahr 1510 erhielt Asperg einen Vogt, sowie Stadtknechte und Steuerfreiheit aus Rücksicht auf die Schwierigkeit, den hohen Berg mit allen nothwendigen Gegenständen zu versehen. Im Jahr 1519 wurde Herzog Ulrich vom schwäbischen Bund wegen der widerrechtlichen Eroberung und Einverleibung Neutlingens zu einer wirtembergischen Landstadt auf Befehl des Kaisers der Regierung entsezt. Nach dem Fall von Tübingen und Stuttgart zog das bündische Heer



mit albanesischen Hülfsvölkern (Stratioten) unter dem Bundeshauptmann, Georg v. Frondsberg, den Herzogen v. Braunschweig und Baiern, sowie dem Markgrafen v. Brandenburg vor Asperg und setzten ihm vom 16—21. Mai so heftig mit der Beschießung zu, daß ein Theil der Mälle, sowie das Schloß zusammenstürzte und der tapfere Commandant, Leonhard von Reischach, mit 500 Mann kapituliren mußte. Das eroberte Geschütz ward nach Baiern abgeführt und auf die Beste bündische Besatzung gelegt, bis 1520 der schwäbische Bund das Herzogthum Württemberg, aus welchem Ulrich geflohen, dem Kaiser Karl V. um eine schöne Summe überließ, der seinen Bruder Ferdinand damit belehnte. Während des Bauernkriegs 1525 versuchte Ulrich die Beste Asperg durch Bestechung zu gewinnen und wandte sich an den kaiserl. Burgvogt Bastian Emkart. Derselbige ließ sich durch die versprochenen Summen verblenden, ließ die Schlüssel in Wachs abdrücken — aber die Sache wurde entdeckt und der Burgvogt lebendig eingemauert, während sein Mitgehülfe, Hans Fritz, lebendig geviertheilt ward. Erst nach der Schlacht bei Laufen, welche Ulrich 1534 mit Hülfe des Landgrafen von Hessen gewann, zog er wieder siegreich in sein Erbland ein und belagerte Asperg, wohin der schwerverwundete Heerführer des österreichischen Heeres, Pfalzgraf Friedrich, zum Commandanten Dietrich Späth geflüchtet war. Eine heftige Beschießung erfolgte. Am ersten Tage fielen 532 Schüsse und 8000 Bauern schanzten. Wiewohl der

Pfalzgraf auf die Aufforderung zur Uebergabe antwortete: „der Asperg müsse sein Kirchhof werden,“ so widerstand er doch dem Anfall nicht und schon am zweiten Tag kapitulirte er. Im Jahr 1535 ließ Ulrich die Beste ganz neu herstellen, brach das Städtlein Asperg ab, sowie die Schlösser Asperg und Rich-
tenberg, worauf die Einwohner in das Dörflein Weichenberg zogen und demselben den Namen Unter-
asperg gaben. Nun erhob sich eine regelmäßige Festung mit Bastionen und Thürmen, und es wurde ein Brunnen gegraben, der über 400 Fuß tief, bis auf den Spiegel des Neckars reichte. Leider ward derselbe im Jahr 1804 verschüttet und zugedeckt. Im Jahr 1546 zog Herzog Alba am Fuß der Beste vorüber und nahm sein Hauptquartier in Markgröningen und beschloß die Festung, da Ulrich als protestantischer Fürst Mitglied des schmalkaldischen Bundes gegen den Kaiser geworden. Commandant war damals Wilhelm von Massenbach mit 800 Mann unter den Hauptleuten Eclin und Schlichter. Im December 1546 rückte der Feind in die Umgegend unter großer Verheerung. Der Prinz von Sulmona plünderte Bottwar und Marbach, und der Herzog von Alba lag drei Wochen lang mit dem Hauptquartier in Markgröningen, von wo aus er Asperg zur Uebergabe aufforderte, und als diese abgeschlagen, die Festung einschloß. Genöthigt durch den unglücklichen Ausgang dieses Bundes, ließ Ulrich in Heilbronn dem Kaiser Abbitte thun, entsagte dem Bunde, versprach 300,000 fl. Entschä-

digung zu zahlen und die Bestungen Schorndorf, Kirchheim und Hohenasperg den Kaiserlichen zu übergeben. Am 15. Febr. 1547 zog der herzogl. Commandant Massenbach ab, und spanische Truppen unter Obrist v. Madrutsch und Hauptmann v. Zinzinereß, auf welche als Commandanten Heinrich v. Waldburg und Graf von Hohenzollern folgten, besetzten die Bestung, um sechs Jahre hier zu bleiben, bis Kaiser Karl V. von Brüssel aus im Jahr 1553 die Beste dem Herzog Christoph wieder zustellte. Nun besetzte es der Commandant v. Massenbach und der Bestungshauptmann Janowiz mit 40 würtemb. Knechten, und Herzog Christoph verwandte 60,000 fl. auf die Wiederherstellung der Werke und ließ zu Urach und Mezingen Pulvermühlen errichten und neue Geschütze gießen. Im Jahr 1620 war die Bestung in einem respectablen Zustand, denn unter dem Commandanten Böcklin befanden sich in ihr 200 Mann Besatzung, 45 Stücke schweren Geschützes nebst vielen Doppelhecken, Musketen und Rüstungen, so wie reichlicher Munition. Nach der Schlacht von Nördlingen, im Laufe des 30jährigen Kriegs, an welcher auch 4000 Mann herzoglicher Truppen Theil genommen, fiel das kaiserl. Heer mit Sengen und Brennen in das Land ein. Von den umliegenden Orten flüchteten sich 85 Männer, 112 Weiber und 236 Kinder auf die Beste, und bei dem Vorüberzug des fliehenden protestantischen Heeres, das aus schwedisch-weimarschen und rheingräflichen Truppen bestand, kam der Herzog Bernhard

von Weimar und der General Pfalzgraf Otto Ludwig selbst nach Hohenasperg, wobei Herzog Bernhard äußerte: „dieser Platz ist also qualificiret, daß eine ganze Armee davor könnte aufgehalten werden.“ Zum Obersten und Commandanten ward hierauf der schwedische Offizier Rüdiger v. Waldo, ein geborner Märker, ernannt und ihm, als Untercommandant der Wirtemberger, Werner Dietrich von Münchingen zugetheilt. Die wirtembergische bewaffnete Landmiliz auf der Beste befehligte Philipp König von Markgröningen, die wirtembergische Besatzungstruppen Caspar Eckstein, Capitän aus Isfeld — die 600 Mann rheingräf. Truppen Philipp von Flörsheim, Major — die weimarsche Truppen Major von Roßboth aus Gisleben. Sämmtliche Corps bestanden aus einzelnen kleineren Abtheilungen in der Nördlinger Schlacht zersprengter Regimenter, wovon oft nur noch die Offiziere übrig waren. Dazu kamen noch 113 weimarsche und schwedische Reiter vom Corps des Generals Horn. Unter den einzelnen Offizieren mögen folgende Namen aufgeführt werden, als Beleg, wie damals der Soldat aus aller Herren Länder zusammengewürfelt war. Unter den Weimaranern dienten: ein von der Böckh aus Danzig, Capitän — Johann Schill, aus der Mark, Lieutenant, Marchthaler, Cornet aus Regensburg, v. Obereix, Fähdrich aus Schlessien, Otto v. Pleß, aus Mecklenburg, Lieutenant, der „schwarze Lieutenant“ aus Linz an der Donau. Unter den Pfalzgräflichen ein Capitän Trion, Schweizer, Peter Barth, Lieute-

nant aus Hessen, J. Blokh, Fähndrich aus Pommern u. s. w. Geschütze befanden sich 45 auf den Wällen, darunter 65, 50 und 36 Pfünder. Unter den geringern Feldschlangen finden wir die Namen: der Apostel Philippus, der Greiff, das Feldhuhn, Haselhuhn, der Goll, Hahn, Papagei. Auf den Außenwerken waren vier Regimentsstücklein aufgezplant mit den Motto's:

1. Gott wider meine Feinde, ob ihr schon viel seynd.
2. Traw, schaw, wem!
3. Trew ist wildbrett.
4. Frisch gewagt ist halb gewonnen.

So erwartete man wohlgemuths den Feind, der seine Ankunft durch die Flammen von Waiblingen, Echterdingen, Heimsheim, Türkheim und Schmieden verkündete und dessen Croaten am 8. September sich zeigten. Nach zwei Tagen rückten fünf Regimenter in Markgröningen ein, wobei 25 Personen ermordet und die Soldaten großen Muthwillen und Schande mit dem Weibervolk trieben. Ringsum begann das Unglück, die friedlichen Hütten heimzusuchen. Die fliehenden Einwohner wurden in Feld und Wald mit Hunden geheßt, die Gefangenen geprügelt, geknebelt und gefoltert, um von ihnen Geld zu erpressen. Am 12. September erschien das Hauptheer und lagerte sich in Besigheim, worauf die Beste sofort durch einen Trompeter zur Uebergabe aufgefodert wurde, im Namen König Ferdinands von Ungarn. Der nassauische

Lieutenant von Mühlmark aber auf dem Vorwerk hieß „den Trompeter und den König sammt seinen Croaten sich zum Teufel packen.“ Hierauf begann die Belagerung, welche der kaiserl. Obrist vom Regiment Gallas, Achilles de Soye, leitete. Eine Reihe von kleinen Gefechten entwickelte sich nun, wobei die Schweden gewöhnlich die Oberhand behielten. Indessen verfuhrn sie mit dem armen Landvolk vor den Thoren nicht glimpflicher als der Feind, sie plünderten die Ortschaften, führten Geiseln weg, die sich um hohe Summen ranzioniren mußten, und zuletzt fielen auf der Festung selbst so häufig Diebstähle vor und Angriffe auf das Eigenthum ihrer eigenen Offiziere, sowie Subordinationsverbrechen und Meutereien, daß die strengste Kriegszucht nöthig wurde. Am 26. November vergifteten die Kaiserlichen den Stangenbrunnen am nördlichen Fuße des Berges mit einem Arsenischächtelchen. Auch andere Brunnen ringsumher verderbten sie durch Vergiftung, oder indem sie Haas und Steine hineinwarfen. Am 8. December versuchten die Feinde durch Feuer die Festung zum Falle zu bringen. Sie zündeten zu dem Zwecke die größten Häuser des Dorfes Asperg an bei einem heftigen Südwestwind, der das Flugfeuer bis zu den Wällen trug. Um ferneren ähnlichen Versuchen zu begegnen, ließ der Commandant die noch unversehrten Häuser von Unterasperg und Thamm niederbrennen, wobei auch zu Thamm der Kirchenturm eingeäschert wurde. Im weitem Verlaufe der Belagerung und

bei der festen Haltung des Commandanten, welcher auf eine Drohung, man werde die Besatzung, wenn er nicht kapitulire, über die Klinge springen lassen, die kurze Antwort gab, „man solle nur kommen — Kraut und Roth solle man haben, so viel deren auf der Bestung sey,“ suchte der Feind neue Mittel. Er legte offene Briefe auf die Wege um die Bestung, oder steckte sie auf Pfähle und versprach der Besatzung gut Quartier und dreimonatlichen Sold, wenn sie „den Offizieren den Hals brächen, die Bestung ausplündern und den Kaiserlichen die Schlüssel bringen würden.“ Darauf hin ließ der Commandant die Mannschaft aufs Neue den Fahneneid schwören, ermahnte sie beweglich zur Treue und ließ eine Dankpredigt halten für die bisherige gnädige Beschützung der Bestung gegen alle Anläufe des Feindes. Indessen zeigten sich doch bedenkliche meuterische Bewegungen, so daß ein Musketier erschossen werden mußte — auch war Rausch und Völlerei an der Tagesordnung, so daß Einige über die Mauern stürzten. Am 13. December faßten die Kaiserlichen mit einem starken Haufen Posto in Thamm und die Einschließung wurde immer ernstlicher, weßhalb der Commandant befahl, daß vor der Morgenpredigt die Litanei zu beten sey, um der großen Gefahr willen. Kaiserliche Reiterhaufen umschwärmten jetzt stündlich den Berg von allen Seiten und machten die Vorwerke unsicher. Unter solchen bedrohlichen Umständen brach das Jahr 1635 an, dessen Antritt die Bestung mit einem

Salutationsfeuer aus 5 Geschützen und 100 Musketen begrüßte. Auch innerhalb der Wälle sah es höchst ungünstig aus, da unter den Flüchtlingen eine Seuche ausbrach und die Liste von 350 Gesunden und 114 Kranken ergab. Täglich starben 4—5 Personen, und eine Zeit lang, wo selbst alle Todtengräber von der Seuche hinweggerafft waren, mußte man auf etliche Tage die Todten in der Kirche aufeinander legen. Wollte man sie beerdigen, so geschah dieses unter starker Bedeckung im Dorfe, wohin man die Leichen mit und ohne Sarg, oft in Betten und Körben trug. Neue Zügellosigkeit riß unter der Mannschaft ein, so daß selbst auf den Diebstahl die Todesstrafe gesetzt und ein Soldat, beim Erbrechen einer Kiste ertappt, standrechtlich erschossen wurde, und wieder sechs rheingräf. Musketiere wegen Plünderung einer Truhe mit einander um das Leben spielen mußten, wobei ein junger Bursche verlor, erschossen ward und die Andern zum Spießruthenlaufen verdammt wurden. Bald darauf mußten zwei Rosddiebe mit einander um das Leben spielen; der eine, ein Wömpelgarder, verlor, der andere ward Gassen gejagt. Ihnen folgte ein Regimentstambour aus Warmbronn, der einen Untergebenen erstochen hatte. Auf Bitten der Beamten und Besatzung behielt er das Leben und mußte Gassenlaufen. Während dem wurden täglich Scharmüzel geliefert. Jeden Tag machten die Schweden Angriffe auf die Posten von Möglingen und Thamm und führten Jouragirungen in Egolsheim aus. Bei einem

solchen Gefecht ward am 21. März der Fähndrich v. Waldo, Sohn des Commandanten, in den Schenkel geschossen und wurde, als er an der Wunde gestorben, in der Kirche zu Hohenasperg beigesetzt, weil das Dorf in den Händen des Feindes sich befand. Unter den Gefangenen, welche die Schweden zuweilen einbrachten, befand sich auch ein junger Rittmeister, Graf Adam von Wallenstein, ein Vetter des berühmten Wallenstein. Mitte April begann die Belagerung ernstlich, und bei Egolshausen, Thamm und im Banholze wurde mit zusammengetriebenen Bauern emsig geschanzt. Im Mai eröffnete der Feind von den Möglinger Weinbergen herüber gegen das Dorf Asperg einen Laufgraben, und baute eine Schanze im Osterholz und in der Nähe von Thamm und Egolshausen, wozu die Bauern bis von Stuttgart herbeigetrieben, und wenn sie, von dem Festungsgeschütz getroffen, aus einander liefen, mit dem Säbel wieder an die Arbeit gejagt wurden. Schon am 23. dieses Monats hatten sich die Belagerer im Hohlweg zwischen den Weinbergen festgesetzt, dort einen Laufgraben eröffnet und ein Erdwerk mit Schanzkörben aufgerichtet, das sie mit 800 Mann besetzten. Man mußte nun, da die Verbindung mit dem Dorfe für immer abgeschnitten war, einen Nothkirchhof auf dem äußern nördlichen Wall anlegen, wohin nach und nach 50 Menschen begraben wurden. Im Jahr 1854 bei Abtragung des Platzes fand man die Gebeine wohl erhalten. Von jetzt an wurden die Ausfälle blutiger, da der

Feind wohl verschanzt und zahlreich war. Dennoch gelang es einer Abtheilung Schweden, eine Schanze in den Egolzheimer Weinbergen zu erobern, sieben Doppelhecken und drei Tonnen Pulver wegzunehmen und das Erdwerk mit Reckfränzen zu zerstören. Von Zeit zu Zeit kamen Briefe von Herzog Eberhard und Weimar aus Straßburg, die einen Entsatz in Aussicht stellten, aber es blieb bei leeren Hoffnungen und bereits hatte sich großer Mangel in der Bestung eingestellt. Schon kostete Anfangs Juni ein Pfund Rospfisch 6 fr., ein Ei 10 fr., ein Pfund Salz 4 fl., 1 Pfund Saise 2 fl., 1 Pfund Zucker 6 fl., 1 Maas Wein 6 — 8 Batzen, 1 Commißbrod 4 Batzen. Die Kaiserlichen ihrerseits suchten auf alle Weise diese Noth zu vermehren, behandelten die armen Leute, welche Lebensmittel durch ihre Vorposten nach der Bestung zu bringen suchten, als Spione, erschossen solche und verfuhrten so unmenschlich selbst mit den Bauern, die sie nur auf dem Einkauf als Asperger erkannten. Indessen so hart man sich auf beiden Seiten zusetzte und das Landvolk behandelte, so betrachtete der Soldat sich gegenseitig doch als Kamerad, der, wenn das Geschütz schwieg, einen guten Trunk zusammen thun mochte. So kamen am 17. Juni einige kaiserl. Offiziere, der Obrist Bappenheim, Oswald von Lichtenstein und Andere mit dem Herrn Untercommandant v. Münchingen und Capitän Bader im Banholz auf Ehrenwort zusammen, unterhielten sich fröhlich, und schieden tüchtig angetrunken von

einander. Endlich, als kein Entsatz sich zeigte und am 21. Juli von dem Herzog ein Schreiben eingelaufen, wornach derselbe dem Commandanten die Befugniß gab, auf gewisse Bedingungen hin und namentlich auf den indessen zwischen dem Kaiser und Churfürst von Sachsen abgeschlossenen Frieden über die Uebergabe zu unterhandeln — berief der Commandant einen Kriegsrath, zu dem er auch einige Flüchtlinge zuzog, und stellte ihnen vor, daß die Hülfe ferner als je, der Vorrath an Lebensmitteln nach 11 Monaten nun auf der Neige und darum nach seinem Ermessen, die Vertheidigung nicht länger mehr thunlich. Der Kriegsrath pflichtete bei, in Erwägung, daß kein Entsatz zu hoffen und bis daher die Besatzung sich mannhast gehalten. Also ward vorerst ein Waffenstillstand geschlossen, bis die Uebergabsbedingungen dem König Ferdinand in Heilbronn zur Genehmigung vorgelegt, und die Belagerten und Belagerer, Offiziere und Mannschaft kamen vor den Wällen zusammen und zechten weidlich mit einander. Am 28. Juli fand die Uebergabe statt. Die Besatzung zog mit Sack und Pack, Pferd und Wagen, Ober- und Untergewehr, mit brennenden Lunten, Kugeln im Mund, gefüllten Bandelieren unter Spiel und Trommelschlag frei ab und nahm ihren Marsch unter sicherer Bedeckung nach Straßburg. Die Festung aber sammt Allem, was sich darauf befand an Zubehör und Mobilien, ging an die Belagerer über. So verließ die schwedische Besatzung, von 596 auf 377 Mann herabgeschmolzen,

die Bestung, und es rückten ein: Obrist Heinrich, Burggraf von Dohna, ein Graf von Fürstenberg, Oswald von Lichtenstein, Heinrich von Westholz mit 270 Mann und zwei Kapuziner. Das geflüchtete Landvolk bekam Saubegarden, aber nach wenigen Tagen mußten sie 500 Thaler für die Erlaubniß des Abzugs bezahlen und wurden dazu hin außerhalb den Wällen ausgeplündert. Groß war die Beute, welche auf der Bestung gemacht wurde. Zuerst ward das Kriegsgeräthe in drei Theile unter den Kaiser, den König Ferdinand und den Churfürsten von Baiern getheilt, dann ging es an vier sammtene Pferdezeuge mit silbernen Buckeln beschlagen. Ferner erhielt Ferdinand zwei große, mit Edelsteinen, Perlen, Gold und Silber gestickte Wappen, das Wirtembergische und Brandenburgische, welches die Gemahlin des Herzogs Friedrich, eine Prinzessin von Brandenburg, selbst gefertigt hatte, und einen Schreibtisch mit einigen tausend alter Münzen. Kriegscommissäre, Obristen kamen dabei auch nicht zu kurz, und selbst die Befreiten putzten sich mit fürstlichen und gräflichen Kleidungsstücken. Groß war die Noth und das Elend, das dieser langjährige Krieg, wie über alle Theile Deutschlands, so auch über die Umgegend des Aspergs gebracht hatte. Allein in Markgröningen starben 1635 gegen 600 Personen, im Jahr 1637 an die 200, darunter 100 in Folge des Hungers. Von 400 Bürgern zählte Markgröningen im Jahr 1638 noch 40 und der ganze Ort glich einer Brandstätte, in welchem

nicht eines Viehes Haar geblieben war. Möglingen zählte von 166 Gebäuden noch 46, Thamm von 111 Häusern auch nicht ein einziges, und nur noch 17 Bürger von 114 wohnten in 17 Erdhütten. In Egolsheim standen von 160 Gebäuden mit 70 Bürgern noch vier mit neun Einwohnern. In dem gleichen Jahre nach der Uebergabe der Festung brannte durch einen Blitzschlag Schloß und Kellereigebäude ab und der Berg wurde von der Besatzung aus Furcht, daß das Pulver in den Magazinen Feuer fangen könne, auf mehrere Wochen ganz verlassen. Erst nach 14 Jahren, im Herbst 1649, erhielt die Festung wieder würtemb. Besatzung und es zog der kaiserl. Feldmarschall von Bönninghausen ab. Nimmer donnerte das Geschütz in das Land hinaus und der Landmann baute seine Felder wieder ungestört 37 Jahre lang, bis unter Ludwig XIV. von Frankreich, dessen Kriegsvölker über den Rhein brachen sengend und brennend und unerschwingliche Contributionen eintreibend. Die Generale Monclás und Melac suchten Württemberg heim und bedrohten Stuttgart mit Einäscherung, dem Commandanten Hohenaspergs mit Erhängen, wenn ihnen nicht die Festung geöffnet würde. In größter Angst gab die Herzogin Sibylle mit den Vormundschafteräthen dem Commandanten, Major Keller, den Befehl, die Thore zu öffnen. Die Uebergabe erfolgte am 15. December 1688. Unter den Bedingungen finden sich folgende: Man solle die Garnison mit Waffen, Bagage und Alle dem, was die Unterthanen

des Landes dahin geflüchtet haben, frei abziehen lassen — wenn der König von Frankreich die Bestung zu verlassen für gut finde, so wird man solche dem Landesfürsten mit allen Stücken, Waffen und Munition nach dem Inventario zurückstellen — den Proviant an Wein, Frucht u. s. w. wird man zum laufenden Preis übernehmen, den Betrag dafür aber an der noch rückständigen Contribution von 75,000 fl. abziehen. Doch dauerte die Besatzung nicht lange, denn schon am 23. d. M. rückten kaiserliche Hülfsstruppen im Lande ein und die Franzosen zogen in selbiger Nacht ab, steckten aber zuvor das Zeughaus in Brand, sprengten den auf der Nordseite stehenden großen Pulverthurm und legten die Mauer größtentheils in den Graben. Das Geschütz nahmen sie fast alles mit. In Folge dieser Zerstörung vermochte auch die Bestung dem fünf Jahre später wieder erscheinenden französischen Feinde unter dem Kronprinzen Ludwig XV. nicht zu widerstehen, und sie wurde am 13. Juli 1693 wieder von ihnen ohne Schwerdtstreich besetzt. Aber auch diesesmal zog der Feind bald wieder ab, und die Bestung sah von jetzt an fremde Heere bei ihren Durchzügen nur in der Ebene lagern. Nachdem der Platz wieder hergestellt war, diente er fortan, da ihm keine kriegerische Rolle mehr zu Theil wurde, nur zu einem großartigen Staatsgefängniß, in welchem nacheinander Opfer der Gerechtigkeit und der Willkühr schmachteten. Der erste berühmte Gefangene war nach des Herzogs Karl Alexander jähem Tode sein

ehemaliger Günstling Jud Süß, sowie seine Schuldgenossen General von Remchingen, die Rätthe von Bühler, Hallwachs und Mez. Süß erhielt ein dunkles Gemach mit einer Aussicht auf den Bestungsstall (die jetzige Küche des Verwalters). Am 30. Jan. 1738 wurde er nach Stuttgart geführt, wo man des andern Tages ihm das Todesurtheil publicirte, das ihn am 4. Februar an den Galgen brachte. Mehr als glimpflich kamen seine Schuldgenossen weg. General von Remchingen entfloß nach einer zweijährigen Gefangenschaft vom Asperg. Unter Herzog Karls Regierung (1744—93) wurde der Asperg der Kerker manches Unglücklichen, den der Bliß seines Grimmes traf. Auch militärische Vergehungen fanden hier ihren Richtplatz. So wurde unter dem Commandanten v. Biberstein im Jahr 1755 in Folge einer Meuterei, die unter der Garnison ausbrach und 40 Theilnehmer fand, eine Anzahl der Flüchtlinge durch nachsetzende Reiterei niedergehauen, die Rädelsführer, Glompp, Dallinger und Fischer, im Bestungshof an der Linde aufgeknüpft, und Eberhard Normann nebst Joseph Frank erschossen. Im Jahr 1764 wurde Oberamtmann Huber von Tübingen, der gegen gesetzwidrige, vom Landtag nicht verabschiedete, Eintreibung neuer Vermögens- und Schutzsteuern protestirte und die Eintreibung verweigerte, mit Militär festgenommen und nebst dem Bürgermeister und zwei Magistratspersonen auf den Asperg gebracht, wo Huber sechs Monate gefangen gehalten ward. Eine berühmte Notabilität

unter den Commandanten der Festung bildete General Friedrich Kieger. Durch Verläumdung, die ihn des Staatsverbrechens des Einverständnisses mit dem Feinde, den Preußen, im siebenjährigen Krieg beschuldigte, wurde der Liebling des Herzogs als „schlechter Kerl“ nach Hohenasperg und von da nach Hohentwiel geschleppt, und dort vier Jahre lang in ein finstere, unterirdisches Gewölbe geworfen. Im Jahr 1766 ward er auf Verwendung der Stände seiner peinlichen Haft entlassen und 1772 wieder zum General und Commandanten von Asperg ernannt. In Hohentwiel war er ein Frömmel geworden, doch hatten seine eigenen Leiden ihn nicht theilnehmend gegen das Unglück Anderer gemacht, und seine Strenge im Dienste war so übertrieben, daß 1780 ein Soldat Namens Sullivan ihn nebst seinem Obristwachtmeister zu ermorden versuchte. Im Festungsgraben hüßte der Attentäter seinen Anschlag mit dem Tode durch Pulver und Blei. Unter ihm traf auch den Dichter Schubart das schreckliche Loos, der Gefangene Herzog Karls zu werden. Seine freisinnigen Schriften und höhnischen Anspielungen auf den Herzog stachelten diesen auf, den armen Dichter zu züchtigen. Durch Verrath lockte er ihn aus der freien Reichsstadt Ulm auf würtemb. Gebiet nach Blaubeuren, wo ihn der Major von Barnbüler in Empfang nahm und nach dem Asperg brachte. Hier wurde er am 23. Jan. 1777 in ein enges Gemach, mit Steinplatten belegt, geworfen, und ein eiserner Ring an der Wand hing als Warnung

vor seinen Augen, sich ja recht ruhig zu verhalten. Nie theilte man ihm den Grund seiner Haft mit, auch erhielt er keine Besuche, als vom Pfarrer Hahn und General Rieger, die sich alle Mühe gaben, den freisinnigen Mann zu bekehren. Die lange, harte Haft, diese Besuche und das Lesen von Andachtsbüchern, die ihm allein gestattet waren, stimmten ihn zu einem Mystiker um, was ihm auch später hängen blieb, als er wieder seine Freiheit erhalten und vor wie nach ein lockeres Leben führte. Obgleich ihm alles Papier, Feder und Tinte versagt war, beschrieb er doch die Wände seines Kerkers mit Gedichten, wozu ihm die Spitze einer Lichtscheere diente. Aber die Grausamkeit seiner Gefangenwärter feilte ihm die Spitze seiner Lichtpuze ab und kratzte die Gedichte aus der Wand, und als er einmal Bleistift und Papier sich verschafft und ein größeres Gedicht begonnen, ertappte ihn darüber sein geistlicher Freund, General Rieger, und zeigte auf den Ring an der Wand, falls er seine Schreiblust nicht einstelle. So dauerte diese strenge Haft 377 Tage, worauf er ein besseres lustiges Zimmer und mit demselben Schreibmaterialien erhielt. Auch die Nachfolger Riegers, die Commandanten v. Scheeler und v. Hügel, erleichterten dem Dichter sein Schicksal, bis ihm 1787, nach zehnjähriger Haft, die Sonne herzoglicher Gnade leuchtete, und ihn zum Hof- und Theaterdichter in Stuttgart ernannte. Die nächsten Arrestanten von Bedeutung waren General Bilsfinger, ein 70jähriger Greis, und Obristlieutenant

Wolf. Sie waren zu Commandanten der Festung Hohentwiel, als die Franzosen 10,000 Mann stark über den Rhein brachen, im Frühjahr 1800 ernannt worden, und ihr erster Bericht über den Zustand des Places lautete: daß das Geschütz weder zureichend noch tauglich, die Bedienung, aus 12 Mann bestehend, alt und kränklich, und es nicht besser mit der 120 Mann starken, meist verheiratheten, Besatzung stehe, die wenig Zuverlässigkeit biete. Auf Gnade und Ungnade von Vandamme aufgefordert, der die Vorhut des französischen Heeres bildete, wollten die Commandanten, im Gefühl ihrer Schwäche, Auswege suchen. Sie wiesen auf die Neutralität hin — und als Vandamme stürmisch auf Doffnung drang, sogleich Geschütz aufführen ließ und während der Unterhandlung einige Abtheilungen seiner Leute unter die Kanonen, somit schußfrei aufstellte, so baten sie um einen dreitägigen Waffenstillstand, um durch einen Courier Verhaltungsbefehle vom Herzog holen zu lassen. Aber als Vandamme nur noch eine Stunde Bedenkzeit gab, capitulirte der Kriegsrath, in Erwägung, daß die Festung nicht haltbar und man auf die Treue der Garnison nicht rechnen dürfe, welche 50 Weiber und 93 Kinder zu ernähren hätte, und man nur im Besiz von zwei brauchbaren Geschützen sey. Das Kriegsgericht verurtheilte beide Commandanten zum Tode durch Pulver und Blei, „weil sie gegen den höchsten Befehl, die Festung in keinem Fall zu übergeben, selbige vielmehr ohne Widerstand auf die erste

Aufforderung überlassen hatten.“ Der Herzog milderte diesen Spruch und kassirte den General Vilsinger aus Rücksicht seines Alters. Er bekam das Dorf Unter-asperg zum Wohnort angewiesen. Auch Wolf entging der Execution und ward zu lebenslänglichem Gefängniß mit täglicher Verköstigung zu 8 kr. begnadigt! Nachdem der Unglückliche auf dem Hohen-asperg einen Fluchtversuch gemacht hatte, im Sommer 1812, wobei er von dem Giebeldach des Westenthurms mittelst eines Strickes sich in den Graben hinablassen wollte, indessen, da ihn die Kräfte verließen, um Hülfe rief und so entdeckt wurde — so ward er fortan in enge Haft gebracht. Vergebens wendete sich der Gefangene an die Gnade des Königs — vergebens klagte er sich, als Letzterer einmal auf den Asperg kam, an sein Fenstergitter und schrie mit lauter, flehender Stimme um Gnade — erst die Gnade Wilhelms öffnete ihm sein Gefängniß im Jahr 1816. Im Jahr 1809 wimmelte der Asperg von Gefangenen, die als Arbeitssträflinge hier ihre Vergehen abzubüßen hatten, darunter auch Separatisten, welche ihre geistl. Versammlungen hielten und die Kirche nicht besuchten, Taufe und Abendmahl verwarfen, auch keinen Eid schwuren und keine Waffen trugen. Dazu kamen die Wergentheimer Aufständischen, welche 1809 sich von Württemberg, dem sie zugetheilt waren, wieder frei machen und unter kaiserl. österreichischen Schutz stellen wollten, als frühere Unterthanen der Deutschmeister. Sämmtliche Gefangene wurden äußerst streng behan-

delt, waren in Souterrains Nachts eingeschlossen und durften sich bei schwerer Strafe selbst nicht am Fenster sehen lassen, wenn der König Friedrich auf die Festung kam. Besonders Mitleiden verdienten diese Separatisten, gegen welche man umsonst Gefängniß, Hunger und Schläge anwandte, um sie in das Geleise der Staatskirche zurückzuführen, denn es waren sonst wohlhabende, rechtliche Leute, die nie einen Fluchtversuch machten, obwohl man auf sie vertrauend, sie selbst über die Wälle zu Verrichtungen hinaus schickte. Wie grausam man manchmal gegen sie verfahren und von einzelnen Vorgesetzten weit über ihre Befugniß hinaus, dafür nur ein Beispiel. Im Februar 1813 im strengsten Winter wurde ein Separatist, der die Fahnenpflicht nach seiner Ueberzeugung verweigerte — wofür Prügelstrafe (mit Maaß und Einsperrung angeordnet war) furchtbar abgeprügelt, dann 24 Stunden lang in das ungeheizte Schubartslokal geworfen, ohne daß man nach ihm sah. Als man ihn wieder zum — Prügeln abholen wollte, waren ihm Hände und Füße erfroren, so daß man sie ihm amputiren mußte, worauf er nach wenigen Tagen starb. Indessen blieb diese Grausamkeit nicht ungerügt. Der Blazhauptmann Bacmeister, der dieses Verbrechen sich hatte zu Schulden kommen lassen, wurde kassirt und bekam zwei Jahre Festungsarrest. Unter den Militärarrestanten ist erwähnenswerth ein Lieutenant François vom Jägerregiment König. Wegen eines schweren Subordinationsvergehens zum Tod verurtheilt und auf dem

Executionssplatz in Eßlingen zur Cassation und sechs Jahre Festung verurtheilt, wußte er zu entfliehen, indem er von dem Dach des Westenthurms gegen 60 Fuß tief mit Hülfe der Bäume in den Graben hinabsprang und dann das Freie gewann. Dieser François trat hierauf in niederländische Dienste und wurde später General und Gouverneur der Festung Luxemburg. Im Jahr 1825 verurtheilten die Gerichte 13 Theilnehmer der allgemeinen deutschen Burschenschaft, wegen angeblich hochverrätherischem Plane zur Abhülfe auf den Asperg. Dieser politischen Verbindung folgte 1831 die Ludwigsburger Militärverschwörung, die mit dem Attentat zu Frankfurt in Verbindung stand und den Lieutenant Koseritz an der Spitze hatte, nebst einigen aus dem Bürgerstand. Fünf Offiziere erhielten längern oder kürzern Festungsarrest, ebenso einige aus dem Bürgerstande. Die Jahre 1848 und 49 stellten gleichfalls ein namhaftes Contingent von politischen Gefangenen, darunter Rau, Elsenhans, Dr. Mayer und Andere — endlich der Reichsabgeordnete Rösler von Dels, der als Reichsfanarienvogel glücklich über die Wälle flog. Unter dem Commando des Obristen Sonntag ist viel für die Verschönerung des Aspergs gethan worden. Manches wurde abgetragen, um die Aussicht zu erweitern und die Spaziergänge zu erleichtern — nur schade, daß dabei keine Rücksicht auf etwaige Funde genommen wurde. So wurde bei Erweiterung des Schlachthauses auf den Saal des uralten Schlosses gestoßen,

dort ein Ofen aufgefunden und ohne ihn aufzubewahren als Andenken und Zeugen längst vergangener Jahrhunderte, Alles wieder verschüttet. Auch beim Abbrechen des südlichen Thurmes im Jahr 1860 fand man mit Nägeln eingegrabene Schriften von 15—1700, denen zu Folge hier Gefangene lagen, viele Monate auf dem kalten Steinboden, und welche noch angaben, wo sie den Nagel versteckt hatten, mit dem sie geschrieben. Auch diese Steine wurden in den Schutt geworfen. Indessen wandelt der Beobachter mit dem Gefühle über diese Wälle, daß der Barbarismus und die Zeit hinter ihm liegen, wo diese Mauern von den Seufzern der gequälten Menschheit wiederhallten, und die alten Zwingburgen gebrochen sind, in denen dem Gefangenen das Daseyn zur Hölle wurde.

Sage vom Alperg.

Graf Eberhard der Erlauchte von Württemberg hatte die Feste Hohenasperg noch nicht lange Zeit von dem Markgröninger Grafen Ulrich erkaufte. Als man schrieb das Jahr 1304, da brach bald darauf ein großes Ungewitter über ihn herein, denn er war gar ein kriegerischer und fehdelustiger Herr und konnte sich mit keinem Nachbar vertragen. Bald lag er in blutigen Händeln mit den umwohnenden Grafen, bald mit den Reichsstädten und that ihnen auf alle Weise Abbruch. Endlich traten seine Feinde auf einem Reichstag zu Speier am Rhein, im Herbst des Jahres 1310,

vor den Kaiser Heinrich und verklagten den württemberger Störefried. Da forderte der Kaiser den Grafen vor und gebot ihm, bei allerhöchster Ungnad, sich freundlich zu vertragen und Alles heraus zu geben, was er mit Gewalt genommen, und Ersatz zu leisten für die mannigfachen Schäden, die er ringsum angerichtet. Aber war der Graf schon trotzig auf dem Reichstag erschienen mit einer starken Schaar Reifigen, nicht als wollte er in Demuth vor seinen Kaiser treten, sondern dem Reichstag zeigen, daß er sich wenig um selbigen kummere — also trat er auch vor den Kaiser mit dreister Stimme und lächelte höhnisch bei allen den Anklagen, die gegen ihn erhoben waren. Da wandte sich unwillig der Kaiser und entließ den Grafen in großer Ungnade, rief den Reichsrath zusammen und sprach: Hat das Gräflein also trozige Stirne gezeigt vor des Reiches Herr und Schirmer, so gedanke ich ihn zu demüthigen und es ihn empfindlich fühlen zu lassen, daß im deutschen Reiche kein Graf soll ungestraft den Frieden stören. Darauf hin ward nun über den Grafen Eberhard die Reichsacht ausgesprochen, weil derselbe sich verhalten habe, als des Kaisers und des Reiches Feind, und gleichermaßen als Reichsfriedenstörer und auffäßig der guten Ordnung. Darauf sandte der Kaiser Boten aus an die freien Reichsstädte Ulm, Heilbronn, Wimpfen, Nürtingen, Gmünd und Eßlingen, und befahl ihnen, ihre gesammte wehrhafte Bürgerschaft und Hintersaßen aufzubieten, um den württemberger Grafen zu züchtigen,

wogegen für solche rühmliche Dienstleistung sie auf sieben Jahre von allen Reichszöllen, Steuern und Diensten an den Kaiser sollten befreit bleiben. Zum Heerführer aber dieser zahlreichen Kriegshaufen setzte der Kaiser seinen bei ihm wohl angeschriebenen Reichslandvogt in Niederschwaben, den Grafen Conrad von Weinsberg, einen gar gewaltigen Kriegermann und einen der mächtigsten Edlen im ganzen deutschen Reich, denn seine Güter und Schlösser dehnten sich von der Donau bis hinab über den Main an die Fulda und vom Kocher bis zum Rhein aus. Als nun der Krieg ausbrach, da sammelten sich zu den städtischen Heerhaufen auch viele Mächtige und Grafen, denn sie gedachten es dem Württemberger heimzugeben, daß er sie oft geschädigt, darunter namentlich Graf Conrad von Baihingen, der Markgraf Hermann von Baden, die Herzoge Simon und Conrad von der Tef, die Grafen v. Michelberg, selbst würtemb. Vasallen, wie Walther von Urbach, Johann von Bernhausen, Friedrich von Hartenck, Wolf v. Stein griffen zum Schwerdt gegen den Grafen. Aber der Graf Eberhard verzagte nicht, und ließ den Feind wohlgemuth anrücken von zwei Seiten, das Neckarthal herauf und herab. Sein Wahlspruch war „Gottes Freund und aller Welt Feind,“ da er freudig mit Jedem anband, und sein Muthlein an dem fühlte, der ihm in den Weg kam. So war der Mai des Jahres 1311 herangekommen, denn es brauchte den ganzen Winter seit dem Speierer Reichstag, bis die Kriegshaufen, welche die Reichsacht aus-

führen sollten, beisammen waren. Da glänzte das Neckarthal bei Untertürkheim an einem heitern Morgen von Reißigen und Fußknechten, die mit einer starken Wagenburg am Fuße des Schlosses Wirtemberg gelagert waren. Hoch flatterten die Fahnen mit dem Adler, welchen die Eßlinger, von Graf Gottfried von Tübingen befehligt, und Gmünder vor den Zelten ihrer Kriegshauptleute aufgepflanzt hatten, und auf den Wiesen schwärmten die Reißigen und die vom Adel lustig umher, während die Fußknechte und die vom Troß zwischen der Wagenburg und im Dörflein Untertürkheim lagen und die Rauchwolken ihrer Lagerfeuer hoch in die Luft wirbelten. Das war dem kampflustigen Necken gerade recht und eine Augenweide für sein Adlerauge. Ungestümm pochte ihm die Brust, als er auf erhaltene Kunde auf seinem Stammschloß Wirtemberg mit seinen Kriegshaufen nun den Berg sich hinabwälzte. Kaum hatte der Graf seine Reihen geordnet, als er den Fuß des Berges erreicht, die Fußknechte in die Mitte aufgestellt und die Ritter und Reißigen auf den Flügeln, so stürzte er sich auch schon wie ein Donnerkeil auf den Feind und warf ihn im ungestümmen Angriff aus dem Lager und dem Dorfe, ehe eine volle Stunde vorüber war. Ueber Hals und Kopf flohen die Städter Eßlingen zu, verfolgt von einigen Reiterhaufen. Aber das Fußvolk des Grafen bekümmerte sich nicht weiter um den flüchtigen Feind. In zerstreuten Rotten, Alles bunt durcheinander, fiel es über die reiche Beute im Lager

her, wo Pferde und Vieh, prächtige Zelte und Decken mit kostbaren Rüstungen ihr beutelustiges Herz reizten. Noch standen in den Zeltgassen unter grünen Laubdächern Reihen von Fässern, welche die Eßlinger in das Lager geführt aus ihren Burgweingärten, ein Geschenk des Rathes daselbst für die Edlen des verbündeten Heeres, und vor ihnen die langen Bänke mit silbernen Kannen und Bechern, aus welchen die vom Adel und die Patrizier bei ihrem Morgenimbiß gezecht. Flugs füllten sich die Bänke — man stieß die Fässer ein, ließ den Wein in Kübel laufen und Alles stürzte in durstigen Zügen den edlen Saft hinunter. Kein Befehl wurde mehr geachtet, Alles gab sich nur dem Augenblick des Sieges und der Freude über die Beute hin. Da mit einem Male schmetterten Trompeten, und in eiligem Ritt stürzten die Reissigen ins Lager, welche den Feind verfolgt, und dicht hinter ihnen stürmten, die Lanzen ihnen im Rücken, die feindlichen Ritter, an deren Spitze der hochgewachsene Friedrich von Staufenek sein wildes Streitroß tummelte. Bei Obertürkheim hatte dieser mit seinen weichenden Schaaren wieder Halt gemacht, als er die zerstreuten Verfolger beobachtet und gesehen, daß Eberhards Fähnlein sich mit der Beute aufhielten. Schnell sandte er dem Lübinger Grafen, den die Eßlinger mit fortgerissen, einen Reissigen zu, daß er wieder sich wende und ihm Unterstützung gewähre, um den Feind im Lager zu überfallen. Und so warf sich Freund und Feind in wildem Sturm unter das

aufgelöste, plündernde und zechende Fußvolk. Mit Mühe vermochte der Graf einige Fähnlein zu ordnen und sich zu wehren, denn mit erneuerter Wuth fielen nun die Städter über sein Kriegsvolk her und schlugen die Ueberraschten mit Morgenstern und Hellebarden nieder. Unter den Ersten, die sich um den Grafen sammelten, war ein breitschulteriger Lanzknecht, der, eine silberne Kanne auf seiner Hellebarde, sich an ihn drängte, die Beute weithin schleuderte und mit donnernder Stimme unter das erschrockene Volk rief — hieher, fromme Knechte! hie gut Wirtemberg! Aber kaum hatte sich das Häuflein zusammengeschlossen und suchte sich einen Ausweg zu bahnen aus dem Getümmel mit dem Grafen an der Seite, so rannten die staufeneckischen Reiter auf sie ein und suchten sie auseinander zu sprengen. Mannhaft stießen sie mit ihren Hellebarden gegen Roß und Mann, und im dichten Knäuel wälzte sich Freund und Feind durch das Dorf den Weinbergen zu, um den Weg auf Schloß Wirtemberg zu gewinnen. Immer wieder von neuem prallten die Reißigen an und ritten und hieben die Fußknechte nieder — aber die hielten fest, wie mancher auch blutend zusammensank, und mit ihnen kämpfte mannhaft, wie ein gereizter Eber, der wirtemberger Graf. Schon hatten sie einen Hohlweg an den Weinbergen erreicht, da drängte mit letztem Ungestüm die reißige Schaar auf das Häuflein; und in wilden Sätzen ließ der Staufenecker sein Roß gegen den Grafen selbst ansprengen und führte einen wuch-

tigen Hieb nach dem Helm seines Gegners. Da schlug der mannhafte Lanzknecht, der stets sich an der Seite des Grafen hielt, mit seiner Hellebarde gegen das saufende Schwerdt, und stieß, als der Hieb abgeprallt, im nächsten Augenblick den Staufenecker aus dem Sattel. In der kurzen Verwirrung, die um den gestürzten Ritter unter den Seinigen entstand, schloßen sich Eberhards Knechte wieder fester und zogen sich den Hohlweg hinauf. Aber der wackere Lanzknecht blieb zurück, von einem Lanzenstich durch den Fuß zu Boden geworfen.

Es war ein warmer Juliabend, da ritt der Graf Eberhard mit einem kleinen Gefolge seiner treuesten Reißigen auf der Straße von Zuffenhausen dem Asperg zu. Bald wehmüthig, bald zähneknirschend blickte er hinüber auf den rothen Berg, von dessen Gipfel traurig die schwarzen Mauern der verbrannten Burg hernieder schauten. Dann schweifte sein Blick wieder vorwärts nach der Beste Asperg, und zu seinem nächsten Begleiter sich wendend, sprach er: Wahrlich — diese Schneider und Schuster, Kürschner und Weber und Goldschmiede von Eßlingen und Gmünd haben mir übel zugesetzt, zumal der Weinsberger Conrad mit dem Adel unsere Gassen gebrochen, und hat Bahn gemacht für die städtischen Haufen, mich zu erdrücken — wohl haben sie mir achtzig Schlösser und Städtlein gebrochen, und selbst meine Stammburg Württemberg und die Gruft meiner Ahnen, Stift Beutelsbach, zu einem Aischenhaufen gemacht — aber noch ist nicht

aller Tage Abend, noch stehen meine Burgen ungebrochen zu Hohenurach, Neusen, Wittlingen und Seeburg, noch habe ich die Feste Asperg — in diesen hohen Nestern wird dem Falken das Gefieder wieder wachsen, das mir die städtischen Strolche gestutzt, weil der Adel mich ihnen überantwortete. So Gott mir verhilft in Gnaden, werde ich meine Schuld an sie bezahlen mit Bucher! Euer Gnaden — entgegnete sein Begleiter — wer von uns allen, die an Eurer Seite kämpften, trägt nicht die nemliche sichere Hoffnung in seiner Brust und erwartet mit Schmerzen den Tag, an dem wir die Scharten auswezen, die uns der Feind geschlagen? Halten sich nur die Schlösser, dann mögen wir immer wie die Adler herniederstoßen auf die Thäler und einen städtischen Gimpel um den andern holen, bis das Land gesäubert. Unter allerlei ehrlichen Gesprächen war das Häuflein durch den großen Eichwald gekommen, der damals die Ebene von der jetzigen Stadt Ludwigsburg bedeckte, und dessen Ende, Markgröningen zu, das Osterholz bildete. Als sie am Saume dieses Gehölzes hinritten, holten sie einen Gefellen ein, der langsam und sichtbar mit einiger Beschwerde an einem langen Stock sich vorwärts bewegte und zuweilen einen Blick hinter sich warf. Plötzlich, als die Reiter dicht auf seinem Rücken, trat er aus dem Wege, zog seine Fuchspelzmütze ehrfurchtsvoll vom Kopfe, und sie in die Luft schwenkend rief er: Viel Heil und Segen meinem gnädigsten Herrn, Grafen Eberhard dem Erlauchten! Der Graf

nickte im Vorüberreiten und sprach zu den Seinen: die Stimme habe ich schon einmal gehört — es dünkt mir — ich sollte sie kennen! Auch dieses Gesicht habe ich schon gesehen! Da tönte ihm der Ruf: Viel Heil und Segen meinem gnädigsten Herrn und Gottes Beistand auf seinen Weg! noch einmal in's Ohr, und plötzlich hielt er sein Roß an, wandte sich um und winkte dem Gefellen. So rasch es gehen konnte, hinkte dieser heran und schaute dem Grafen ehrfurchtsvoll aber mit offenem Blicke ins Gesicht. Der Ton deiner Stimme ist mir bekannt — sprach der Graf — wer bist du? Durchlauchtigster Graf! wohl möget Ihr mich schon gesehen haben — s' war jaust freilich nicht in einer Stunde, wo man ein Landeskind behaglich beschauen mag — denn die Städter ließen Euch keine Zeit, und der Staufenecker wetterte ja drauf, wie ein Schmied auf den Amboss — aber ich habe ihn vom Rößlein gestoßen, als er meinem gnädigsten Herrn die Festigkeit seines Helmes prüfen wollte — gottlob! daß wir den Hohlweg erreicht hatten, denn es war auf der Neige mit uns. Mich aber trafen die Schelmen übel, darum mußte ich zurückbleiben und habe mich mit genauer Noth abseits gemacht, bis das Getümmel zu Ende! Da lächelte Graf Eberhard und sprach: Ei du werther Schlachtgefährte und treues Landeskind, du bist mir eine liebe Begegnung in diesen trüben Tagen — will es der Himmel, so kommen bessere Zeiten und ich werde dein nicht vergessen und deiner Treue. Gott schenke dir

baldige Gesundheit für deine Wunde, und gebe allen
 meinen Unterthanen ein so rechtschaffenes Gemüth und
 Gesinnung zu mir, so wird es bald wieder Anders
 werden. Also entließ der Graf den früheren Kriegs-
 knecht und ritt mit den Seinen dem Asperg zu, denn
 dort suchte er eine sichere Zuflucht gegen seine Wider-
 sacher, und ein starkes Haus, darin ungeschädelt zu
 wohnen, bis der schlimmste Sturm vorüber. Die
 Sonne neigte sich gerade zum Untergang, als er die
 Steige durch die Weinberge hinaufritt, und vergoldete
 die untere Burg, genannt Schloß Richtenberg, und
 die Mauern des Städtleins, über dessen Dächer auf
 dem höchsten Punkt des Berges sich auf Felsen das
 obere Schloß Hohenasperg erhob. Mit großer Freude
 empfing ihn sein treuer Schloßvogt, Conrad Walther,
 und führte ihn in den Rittersaal, dessen Fenster nach
 dem Enzthal hinunter in das feste Städtlein Vietig-
 heim und hinüber über Ingersheim in das Neckarthal
 nach Schloß Richtenberg und Wunnenstein die Aus-
 sicht boten. Ein guter Wildprettimbiß ward aufge-
 tragen, und der Becher kreiste unter den Begleitern
 des Grafen und dem Burgvogt mit seinen zwei Haupt-
 leuten, und man besprach sich hin und her, was in
 den stürmischen Zeitläuften, die verheerend über Haus
 Württemberg eingebrochen, ferner zu thun sei. Nur wohl-
 gemuth — sprach der Burgvogt — Euer Liebden!
 Hier möget Ihr sicher wohnen, denn das Zeug-
 haus ist gefüllt mit eitel Spießen, Hellebarden und
 Morgensternen, dazu haben wir ein tüchtig Wurfge-

schütz, Steine und Steinfugeln zu werfen. Auch ist der doppelte Graben tief genug, uns unserer Feinde zu erwehren und jeden Sturm mit unsern 70 Mann Besatzung abzuschlagen. Gleichermassen fehlt es uns auch nicht an Lebensmitteln, um ein ganzes Jahr der Belagerung zu trogen. Als nun aber des andern Morgens Graf Eberhard aus dem Schlosse in den großen, viereckigen Hof trat, wo die Knechte schon rüstig das Zeughaus geöffnet und die Waffen herausstrugen, um sie zu prüfen und zu säubern, die Hellebarden und Morgensterne und die 15 Schuh langen Spieße mit Widerhacken — und als er nun einen Umgang hielt mit dem Burgvogt auf den Mauern und Wällen, da faltete er bei jedem Schritte finster die Stirne. Walthar! sprach er, und zeigte da und dort auf die Mauern — du vertraust allzusehr auf die Stärke dieser Werke — bedenke, daß Conrad der Weinsberger schon manche Burg gebrochen, die fester, und daß die Städte, deren Kriegshaufen er befehligt, wohl und reichlich versehen sind mit schwerem Burgeschütz und Mauerbrechern, deren gewaltigen Stößen diese Mauern wohl bald erliegen müssen. Darum halte ich meine Person nicht für sicher auf diesem Schloß, so gut es auch gelegen, zumal wenn Conrad Rundschaft erhält, daß ich hier verweile. Es ist besser, ich ziehe heute Nacht, wenn Alles schläft, von dannen mit einigen meiner Reifigen, die übrigen aber mögen hier bleiben zur Verstärkung des Ortes. Ich aber will mich hinunter wenden in das Neckarthal nach

dem festen Städtlein Besigheim mit seinen starken Thürmen, zu meinem Vetter dem Markgrafen Rudolf von Baden. — Es war eine dunkle Nacht, der Himmel mit trübem Gewölke umzogen, und kein Sternlein blinkte über dem weiten Land umher, da ritt, als die Wächter schon eine gute Weile die Stunde vor Mitternacht verkündet hatten, der Graf Eberhard mit vier Begleitern langsam aus dem Schloß, ein Knecht voraus, durch das Städtlein. Wie auf einen geheimen Wink öffnete sich das letzte Thor, über welchem der Thorwart wohnte, und nun ging es an Schloß Rich-
tenberg vorüber auf der mitternächtlichen Seite des Berges einen steinigten, schmalen Weg hinunter. Keiner der Reiter hatte ein Wort gesprochen, und jeder nur sein Roß scharf zusammen gehalten, damit keines einen Fehltritt thue. Das helle leinene Wammß des Burgknechtes, der dicht vor dem Grafen herschritt, war allein die Richtschnur, welcher die Reiter hinter einander folgten. Am Fuße des Berges angekommen machten sie einen kurzen Halt — Alles war finster, drüben von Ferne rauschte der Neckar herüber, und nur ein mattes Sternlein glänzte hoch droben auf dem Berge — aber es war kein Stern, sondern, wie der Burgknecht sagte, konnte es nichts anders seyn, als ein Licht auf dem untern Thor. Und wie viel Zeit brauchen wir — fragte der Graf, wenn wir einmal die Landstraße erreicht und einen scharfen Schritt reiten können, bis wir Besigheim erreichen? In stark drei Stunden sind wir an Ort und Stelle,

antwortete der Knecht. In dem Augenblick huschte etwas durch das Gesträuch, das auf der Höhe neben dem Weg hinlief — was war das? hast du nichts gehört? fragte halblaut der Graf. Wird ein Reh seyn, gab der Knecht zurück, die haben hier ihren Wechsel, und wieder bewegte sich das Häuflein schweigend weiter in die Nacht hinein, und bald verhallte ihr dumpfer Hufschlag in dem Brausen des Eschen- und Birkenwaldes, der wie ein grüner Mantel die nördliche Wand des Asperges deckte. Nur hie und da wehte der Zugwind einzelne Laute herüber, an denen man vernahm, daß die Reiter einen scharfen Schritt einhielten. — In derselben Nacht aber wachte oben auf dem Thurme des untern Thores im Städtlein Asperg eine gar hübsche Dirne, die Tochter des alten Thurmwarths, dem sein Eheweib vor einigen Jahren gestorben und ein Töchterlein von zwanzig Jahren hinterlassen hatte. Benebelt von seinem Krug Wein, den der Alte regelmäßig Abends zum Nachtrunk nahm, schnarchte er seit zehn Uhr auf seinem Lager, indeß Magdalene an der Spindel noch saß zur späten Mitternachtsstunde und Wolle spann. So spät es auch schon war, so nickte ihr großes blaues Auge doch nicht bei dem trüben Schein ihrer Ampel, und ihr runder Arm, den das weiße Hemdchen nur bis zum Ellenbogen deckte, und die kleinen weißen Hände drehten rasch den flossigten, weichen Faden. Von Zeit zu Zeit bog sie das Köpfchen, dessen dunkles kastanienbraunes Haar eine kleine schwarze Haube

deckte, zum Schiebfensterchen hinaus, als lauschte sie auf etwas — dann zog sie es schüttelnd wieder zurück und sprach halblaut vor sich hin: wieder Nichts gewesen — aber wo bleibt er so lange? — wenn es nur nicht schlimmer mit ihm geworden, denn er achtet gar zu wenig auf seine Gliedmaßen! Auf einmal fuhr sie auf und ließ die Spindel fallen — ja, das ist sein Pfiff! und das Fenster öffnend, neigte sie sich hinaus, und noch einmal klang der bekannte Ton. Mit halblauter Stimme rief sie, die Hand vor den Mund haltend hinab — gleich! gleich! Dann trippelte sie auf den Behen die schwere hölzerne Stiege hinab, ein leichtes Tuch um sich werfend, eilte zu dem kleinen Eingangspfortlein, schob die Riegel sachte zurück und öffnete das schwere mit Eisen beschlagene Thörlein. Gott grüß dich, Margarethe! sprach mit verdämpfter Stimme in nächtlichen Schatten gehüllt eine Gestalt und trat unter das Thörlein, das Magdalene leise wieder anlehnte. Ach! wie lange bist du geblieben, Martin? — es muß an 12 Uhr seyn, denn ich höre schon die schweren Tritte der Wachen auf dem Schloß droben, die sich ablösen! — wie geht es mit dir? — fast wird es zu kühl für dich seyn — du könntest dich hier verkälten, wo die Zugluft so durch die weiten Ritzen des Thores zieht — wie gerne möcht ich mit dir oben im Stüblein schwagen — aber der Vater könnte erwachen oder die alte Thorwartin es hören, die bei uns wohnt und an deren Thüre wir vorüber müssen — so ließ das Mägdlein ihrer Rede

den Lauf und den Angekommenen kaum zu Worte kommen, während sie sich die Hände herzlich drückten. Aber, weißt du was, schloß sie endlich, wir setzen uns unter den großen, alten Birnbaum neben dem Thurm in das Gärtlein — will nur die Kiegel vorschieben — dort geht kein Lüftchen. Sie schloß das Thörlein und zog ihren Martin auf die innere Seite des Thorthurmes, wo sie nun auf einem Bänklein Hand in Hand Platz nahmen. Ich komme wohl etwas spät, nahm Martin nun das Wort und stellte seinen langen Stock zwischen die Beine, aber ich konnte nicht früher abkommen, denn es waren fremde Schäfer da aus Pforzheim und handelten mit meinem Herrn um fünfzig Stück Hammel. Wir wollen alles Vieh, so viel wir können, abschaffen, ehe es die Städtischen und der Weinsberger Graf holen, denn gib Acht, sie werden nicht lange warten lassen, da liegen sie vor dem Asperg. Was macht denn dein Fuß? — unterbrach ihn Magdalene — du lieber Himmel, vor lauter Freude und Zwischenreden hab ich wieder drauf vergessen — hättest können bei deinem Herrn bleiben, dann wäre dir das Unglück nicht zugestoßen und ich hätte nicht so viele schlaflose Nächte deinetwillen gehabt. O! um diesen Fuß habe ich keine Sorge mehr — bin gestern in Geislingen gewesen in Geschäften meines Herrn, da hab ich ihn noch recht schonen müssen, aber s' ist mir dort eine Salbe verrathen worden, die hab ich gleich aufgelegt und die hat wunderbar gewirkt die letzte Nacht. Sey es noch um

zwei Tage, so spüre ich gar Nichts mehr. Aber was mir aufgestoßen, das erräthst du nicht — Magdalene! denke nur, als ich gestern Abend am Osterholz hinschreite, es ging noch ziemlich langsam, da holt mich ein Trupp Reifiger ein, und bei allen Heiligen und Sanct Martin! der Graf Eberhard selbst war drunter. Ich habe ihn ehrerbietigst begrüßt, wie er die Augen stets auf den Asperg gerichtet, mir hart auf den Rücken kam, indem ich mich auf die Seite stellte. Da hat er sich umgewendet und mir näher gewinkt und gemeint, meine Stimme sey ihm nicht fremd, und als ich mich ihm zu erkennen gab, hat er mich gnädig angelassen und für meine Kriegsdienste gedankt, und versprochen, mein nicht zu vergessen, wenn bessere Zeiten kämen. Ei du lieber Himmel! frohlockte Magdalene und lehnte sich inniger an die Schulter ihres Martin — was hast du für große Ehre genossen von dem durchlauchtigsten Grafen — hätte ich das gewußt, dann wäre ich heute auch hinauf auf das Schloß, um den erlauchten Herrn zu sehen und mir so alles vorzustellen, als wenn ich dabei gewesen, wie er mit dir so gnädig gesprochen. Mein Vater sagte, er werde wohl hier bleiben, wie ihm dünke, denn man habe vor ihm das Zeughaus ausgeleert und er sey lang auf den Wällen umhergegangen. Wenn ich es nicht besser wüßte, möchte dein Vater recht haben, aber — doch halte den Mund, Magdalene, ich bitte dich — es soll wohl ein Geheimniß bleiben, wie ich glaube — ich bin dem Grafen be-

gegnet. Mein Pferch steht nemlich auf der Gränze
 gegen Thamm, wo ich heute Nacht hüte, und da habe
 ich näher gehabt, den Weg am Stangenbrunnen herauf
 zu machen. Wie ich nun am Berg angekommen,
 höre ich ein langsames Pferdegetrappel im Hohlweg,
 an dessen Seite ich, durch eine hohe Hecke und Busch-
 werk getrennt, auf der Höhe dahinschreite. Auf ein-
 mal vernehme ich eine Stimme und erkenne den
 Grafen, der fragt nach Besigheim und wie lange er
 bis dorthin brauche. Sie müssen mich gehört haben,
 aber ich blieb stehen und verrührte mich nicht; drauf
 ritten sie weiter; gib Acht, Magdalene! der Graf ist
 heimlich vom Schloß weggeritten und sucht einen
 Unterschleif bei seinem erlauchten Better in Besigheim.
 Er traut gewiß dem Better nicht und der Weins-
 berger läßt es sich wohl nicht träumen, daß un-
 ser gnädiger Herr dort unten sich ins Versteck be-
 geben. Aber bei Leibe — setzte Martin hinzu —
 lasse dich nichts verlauten, was ich dir anvertraut.
 Wo denkst du hin, antwortete Magdalene — meinst
 du, ich könne nicht schweigen, wo es sich um ein so
 wichtiges Geheimniß handelt und um die Flucht des
 gnädigen Landesherrn? — Ach! fügte sie bei — was
 sind das für schlimme Zeiten und wir haben gar
 keine Aussicht, so lange nicht dieser leidige Krieg ein
 Ende genommen, und was steht erst uns bevor, wenn
 der Weinsberger kommen sollte — da kannst du nimmer
 zu mir herauf kommen. Aber ist es denn wahr, daß
 ein unterirdischer Gang von hier, wie meine Groß-

mutter erzählte, nach Markgröningen ins Schloß führt,
 und dort bei einem zugemauerten Thörlein unter dem
 Bogen und Gewölbe eine eiserne Platte liegt, welche
 den Eingang verdeckt? da könnten wir fliehen, wenn
 die Gefahr am höchsten! Davon ist mir Nichts be-
 kannt, antwortete Martin — doch kommt Zeit kommt
 Rath. Alles nimmt ein Ende! — Lange sprachen
 sie noch von ihrer Zukunft, denn so arm Martin
 war, so war er doch ein rüstiger, fleißiger Bursche,
 und hoffte in wenigen Jährlein irgend bei einer
 Herrschaft eine Bestandschäferei zu erhalten und seine
 Magdalene als Ehefrau in Ehren heimzuführen. End-
 lich, als der Wächter droben auf dem Schloß ein Uhr
 rief, öffnete Magdalene das Pfortlein wieder und
 nach vielen herzlichen Küßen schied Martin, und ver-
 schwand in der dunkeln Nacht.

Noch waren keine drei Wochen verflossen, so scholl
 die Kunde von dem Anzug Conrads von Weinsberg
 mit den Städtern auf den Alperg in die umliegenden
 Orte. Wie immer, wo sie hinkamen, tobten die
 Feinde gegen das wehrlose Landvolk. Sie verwüsteten
 die Fruchtfelder, als gerade die Sichel angelegt wer-
 den sollte, hieben die Weinstöcke aus und verbrannten
 sie zu Lagerfeuern, trieben das Vieh weg und ließen
 in den Kellern den Wein, welchen sie nicht tranken,
 zu Boden laufen. Zitternd und blaß vor Schrecken
 standen die Landleute, als das feindliche Heer von
 Marbach herüberzog und nun sich um die Veste la-
 gerte. Was fliehen konnte, flüchtete, und Manches

richtete sein Auge auf den Asperg und zog mit Sack und Pack und einem Borrath von Lebensmitteln in das feste Städtlein, um bei den Bürgern daselbst ein Unterkommen zu finden. Martin war nicht mehr auf den Berg gekommen, denn er mußte fortwährend für seinen Herrn das Schafvieh hinüber nach Baihingen und in den Schwarzwald treiben und es dort verkaufen, und indessen hatte der Weinsberger die Veste hart umzingelt und sein Schleudergeschütz setzte dem Schlosse Richtenberg schlimm zu. Jetzt fielen dem beängstigten Gesellen die Worte Magdalenas wieder ein, daß ein unterirdischer Gang vom Schloß Gröningen nach der Veste gehen solle, und als er sich bei den ältesten Bürgern erkundigte, bestätigten diese es, doch meinten sie, es wäre der Gang wohl längst zerfallen. Als Martin dieses vernommen, begab er sich an das bezeichnete zugemauerte Pfortlein, vor dem ein Schutthaufen lag, darauf ein hoher Holderbusch aufgewachsen war. Er trat unter den Bogen und räumte mit einer schweren Haue den Schutt weg, und er hatte noch kaum einen Fuß tief gegraben, da traf er auf eine Eisenplatte. Erfreut und voller Erwartung räumte er diese ab und suchte mit dem Ring, der sich in der Mitte der Platte befand, diese zu heben. Endlich gelang es ihm, und er sah eine wohl erhaltene Treppe von Mannstiefe, die in einen gemauerten Gang führte. Mit klopfendem Herzen stieg er die Treppe hinab und schritt, so weit es das Dämmerlicht, welches der Tag hineinwarf,

gestattete, den Gang vor, und als er sich überzeugt, daß derselbe wohlerhalten, legte er die Platte wieder darauf und bedeckte sie mit Schutt. — An einem dieser Tage saß Graf Eberhard mißmuthig in einem kleinen, engen Gemach, das nur spärlich vom Tageslicht erhellt war, denn die schmalen Fenster in der viele Schuh dicken Mauer vermochten wenig Lichtstrahlen einzulassen. Es war einer der alten starken Thürme zu Bestheim, in welchem sich dieses Gelaß befand. An einem eisernen Tische, einen Krug Wein vor sich, stützte Eberhard den Kopf in die Hände, und manche trübe Gedanken zückten ihm durch die Stirne — da trat ein Zwerg herein in einem kurzen gelbseidenen Mäntelein, der war seine einzige Bedienung und Vertrauter und sprach: erlauchter Herr! an der Zugbrücke steht ein Geselle in Schäfertracht, einem weiß linnenem Kittel, und mit einem großen Schafhunde. Derselbe ging schon einige Stunden nachdenkend um unsern Thurm, drauf nahte er sich der Brücke und sprach zu mir: Du kleiner Knirps, bist wohl kein Zauberer, wie seltsam auch dein Aussehen und mohrenschwarz dein Gesicht und Hände — sage mir doch, wer wohnt in diesem Thurm und weilt drein nicht mein gnädiger Herr, der Graf Eberhard von Württemberg, der sein Land mußte mit dem Rücken ansehen vor der Gewalt seiner Feinde? Da antwortete ich: du hast ein vorwitzig Begehr — was meinst du, daß in solch finsternem Thurm, der Gefangenen besser ansteht, als einem edlen freien Herrn, der Graf

von Württemberg liege — ich kenne selbigen nicht. Da sprach er: So Ihr Mißtrauen in mich setzt und wollet mir verheimlichen, was mein fester Glaube ist, so bitte ich nur um Eins. Lasset den Grafen, meinen gnädigen Herrn, wissen, daß der Schäfer Martin aus Markgröningen vor der Brücke steht, derselbige, dessen er sich wohl erinnern wird von Untertürkheim her und dem er gnädiglich gedankt am Osterholz unter Hohenasperg. Auch saget ihm, daß er Nachts um die eilfte Stunde sey die Beste heruntergeritten mit vier Reißigen nach Besigheim und bittet ihn um ein gnädig Gehör für den, der solches ihm melden läßt. Da sprang Graf Eberhard verwundert auf und fragte: wie steht der Geselle aus, denn es dünkt mich, daß er nicht auf schlimme Kundschaft gekommen. Es ist ein hochgewachsener Bursche — antwortete der Zwerg, dem ich kaum an die Lenden reiche — sein Haar ist schwarz und kraus, seine Augen braun und seine Stimme wohlklingend und lieblich anzuhören. Wahrlich, dann ist es der Rechte, lächelte Eberhard, führe ihn herein und bringe ihn auf mein Gemach! In wenigen Augenblicken stand Martin, sich tief verneigend, vor dem Grafen und sprach: Erlauchter Herr, ich wünsche, daß Ihr bald diese enge dämmrige Behausung mit Eurem lustigen Schloß zu Stuttgart vertauschen möchtet und Euer Land erlöst wäre von diesem städtischen Raubgesindel, das, den Heuschrecken gleich, alles verwüßt. Zwar bin ich kein Bote des Glücks und kann Euch nichts Tröstliches berichten,

denn der Weinsberger belagert die Feste Asperg gar bedränglich, aber da und dort haben sich die Landleute erhoben auf der Alb und oberhalb Tübingen und die sengenden Haufen mit Gewalt abgetrieben. So fehlte es nur an wenigen vom Adel mit hinlänglichem Roß und Zeug, so dürfte man es schon wagen und gute Hoffnung haben, ein glückliches Ende zu sehen. Mein treuer Geselle, antwortete der Graf — noch muß ich stille liegen in meinem Dachsbau und zuwarten, bis ich da und dort neue Freunde gewonnen, sollte ich auch meine besten Städtlein und Schlösser verpfänden müssen. Doch ist es mir ein großer Trost, zu erfahren, daß meine Unterthanen auf solche Hülfe harren. Aber sprich, wie hast du Rundschaft erhalten von meinem Hierseyn? und welche seltsame Reden hast du gegen meinen Zwerg geführt, daß du mich habest hieher reiten sehen? Gott sey es gedankt, antwortete Martin, daß ein treues Ohr und nicht das eines schlimmen Verräthers oder eines schwachen Gesellen Euch vernommen. Doch, was Euch räthselhaft dünkt, sollt Ihr sogleich wissen! Es war den Tag darnach, wo ich Euer Erlaucht zu grüßen die Gnade gehabt am Osterholz, da wandelte ich beinahe zur Mitternachtszeit von meinem Pferch nach dem Asperg. Nur ein Lichtlein brannte noch oben, und das war in der Kammer meines Mägdleins, und wie ich so am Hohlweg hinter der buschigen Hecke hinschreite, vernehme ich den Hufschlag von Rossen und eine Stimme, welche einen Mann zu Fuße fragt, wie

lange man nöthig hätte im starken Schritte nach Besigheim zu kommen. Ich erkannte sogleich Eure Stimme, und als Ihr das Geräusch vernommen, daß ich gemacht — Euren Begleiter fragtet, ob er Nichts erlauscht, da blieb ich stehen und hielt mich stille, bis Ihr eine Strecke weit Euch entfernt hattet, um Euch nicht in die Unruhe zu versetzen, von Jemanden bemerkt worden zu seyn. Keine Seele vermuthet Euch hier und Jedermann in der weiten Umgegend meint, Ihr seid an den Rhein hinüber geflüchtet. Aber noch habe ich nicht davon gesprochen, was ich entdeckt. Mag es mit der Beste noch so schlimm gehen, was Gott verhüte, so sollen die Kleinodien, die droben in Schutz gegeben und in Verwahrung, und der Rest der Besatzung, wenn sie die Wälle nicht mehr halten kann — Euch erhalten bleiben, und Ihr möget mir den Befehl ertheilen, wohin sie sich zu wenden habe. Denn ich habe von meinem Mägdlein erfahren, daß einst in alten Zeiten ein unterirdischer Gang von der Burg nach Markgröningen führte, und es ist mir gelungen, den Eingang aufzufinden und so etwas Noth thut, Lebensmittel hinaufzuschaffen und treue Mannschaft. Auf diese Kunde schritt der Graf freudig im engen Gemache auf und ab, und zog einen Ring vom Finger und sprach: hier mit diesem Ringe sollst du dich ausweisen bei meinem Burgvogt, daß er allen deinen Reden Glauben schenke. Sage ihm, daß ich in guter Sicherheit und die Zeit nicht mehr ferne, wo ich wieder an das Tageslicht trete als „Gottes

Freund und aller Welt Feind.“ Und — setzte er hinzu — wenn ich wieder meine Widersacher gedemüthigt, dann soll mich dieser Ring erinnern, daß ich in dir den treuesten Gesellen gefunden in der Noth und im Unglück. Damit entließ der Graf den Schäfer Martin, und der Zwerg geleitete ihn über die Zugbrücke, die rasselnd wieder hinter ihm aufgezogen wurde. Manchen Tag schritt von jetzt an Martin, mit einer Laterne versehen, auf das Schloß und brachte dem Vogt Kunde von den Anschlägen der Belagerer und was sich im Lande umher zugetragen. Das erstemal freilich war es ein schwerer Gang, und er hatte einen treuen, fecken Kameraden mitgenommen, falls ihn etwas Ungeheuerliches aufstoßen sollte. Mit Hellebarden bewaffnet und zwei Laternen in der Hand stiegen sie mit Einbruch der Nacht die Treppe hinunter in den Gang, aus welchem ihnen ein feuchter Modergeruch entgegen kam. Kaum waren sie einige hundert Schritte bedachtsam vorwärts geschritten, so blinkte ihnen im Schein der Laterne etwas Weißes entgegen — es war ein Todtengerippe, das mitten über den Gang lag. Entsetzt wollte Martins Begleiter wieder zurück, denn es graute ihm, und er sah schon in dem Gang viele Hunderte solcher Gerippe liegen, die ihnen den Weg versperrten. Aber nach langem Zureden folgte er Martin wieder. Da und dort war die Mauer naß und es fielen mit unheimlichem Geräusche starke Tropfen herab; auf einigen Stellen waren auch geräumige Seitengewölbe, die zwanzig Menschen und

noch mehr fassen konnten, und sie schienen angelegt, um sich auf gewisse Entfernungen ausweichen zu können. Auch hier lagen an einigen Stellen Todtengerippe. Jede Viertelstunde, die sie zurücklegten in dem schaurigen Gang, dünkte ihnen eine ewig lange Stunde zu seyn. Endlich waren sie, bald auf bald abwärts schreitend, bei dem Fuß des Berges angelangt, denn nun ging es fort und fort bergan. An den steilsten Stellen waren Treppen gelegt. So stiegen sie und stiegen immer fort. Zuletzt stunden sie in einer Art von rundem Thurm, und nirgends war ein Ausweg mehr. Rings herum schien dieser Thurm in Felsen gehauen, denn es war keine Spur von Mauersteinen zu entdecken. Wir müssen zu Ende seyn, sprach Martin und setzte sich etwas ermüdet auf den Boden — jetzt gilt es, auch aus diesem Verließ hinaus zu kommen, sonst ist alle Mühe umsonst. Wie, Hans! leuchte einmal an die Decke, ob du kein Loch gewahrest. Da leuchtete sein Begleiter hinauf, und siehe! drei Schuhe über ihnen war ein viereckiges Loch in dem Gewölbe aus Ziegelsteinen und darüber lag ein eiserner Deckel. Jetzt stellten sie ihre Laternen vorsichtig in eine Ecke und stemmten ihre Hellebarden gegen den Deckel; aber wie sehr sie sich auch anstrebten, die Spitzen ihrer Waffen bogen sich, ohne die Last heben zu können. Neuesterst niedergeschlagen, am Ziele des langen und glücklichen Ganges nun wieder fruchtlos umkehren zu müssen, warf Martin unmuthig seine Hellebarde in die Ecke — da klang es, als ob sie

nicht Felsen, sondern Eisen getroffen, und als er mit der Laterne hinleuchtete, stunden drei schwere Eisenstangen tief in einem Winkel. Nun! rief er, das sind gewiß die Werkzeuge, womit man einst die Decke gehoben — drum frisch wieder ans Werk! Und darauf stemmten sie mit neuer Kraft und wogen, bis eine Ecke der Platte sich hob und ihnen Gerölle und Erde auf den Kopf fiel. Aber sie ließen nicht nach, und nach kurzer Zeit war die Platte so hoch gelüpft, daß ein Mann durchschlüpfen konnte. Unterstützt von Hans, auf dessen Schultern sich Martin schwang, war dieser schnell oben, lehnte die mit Schutt bedeckte Platte vollends zurück, ließ sich die Laternen reichen und dann bot er dem Hans die Hände, um ihm hinauf zu helfen. Gott sey's gedankt! keuchten sie wie aus einem Munde, als sie dem Gang entstiegen und nun auf der Burg waren. Mit wahrer Herzenslust athmeten sie wieder auf und sogon die frische Luft auf, die über den Berg strich. Sie zündeten mit ihren Laternen rings umher und befanden sich in einem Schuppen voll alten Geräths. Zerbrochene Wagenräder, alte zerfallene Butten und derlei Gegenstände standen und lagen umher; und als sie längs der Wand hingingen, kamen sie an ein angelehntes Thürlein, welches sie in den Hof führte. Kaum aber hatten sie einige Schritte gethan, so rief eine raube Stimme, während eine Waffe rasselte: Halt! halt! und unter einem hochgewölbten Thorbogen trat, mit einer Sturmhaube bedeckt, ein Kriegsknecht hervor und

streckte ihnen seine Hellebarde entgegen. Wer seyd Ihr und wie kommt Ihr zu dieser Stunde dieses Wegs? Da sprach Martin — führe uns zum Burgvogt, denn wir haben ihm eine wichtige Kundschaft zu bringen! Wie seyd Ihr hereingekommen durch die untern zwei Thore und habt keine Wache zur Begleitung bei Euch? — fuhr der Kriegsknecht fort, ohne seine Hellebarde zu senken. Führet uns zum Burgvogt, lautete das Begehr Martins wieder — denn nur ihm allein können wir Rede stehen. So leget Eure Waffen nieder und gehet vor mir her, dorthin, wo aus dem Fenster ein Licht seinen Schein herauswirft und dann tretet zur Thüre ein. Der Erste aber, der mir auf die Seite geht, wird meine Hellebarde im Rücken haben! Also folgten dem Geheiß Martin und sein Begleiter und traten ein durch eine niedere Thüre in die Wachtstube, wo ein Duzend Knechte beim Kartenspiel saßen oder schlastrunken auf den hölzernen Bänken herumlagen. Verwundert blickten die Knechte den Eingetretenen entgegen, und als Martin das Begehr wiederholte, ließ ein alter Graubart, der die Wache befehligte, vier Knechte die Hellebarden ergreifen und schritt den Fremdlingen mit einer Laterne voran eine hohe Wendeltreppe hinauf zum Gemach des Burgvogts. Nach kurzem Pochen öffnete dieser die Thüre, nachdem er sich halb angekleidet hatte, und der Anführer der Wache meldete ihm die Ursache des nächtlichen Besuches. Argwöhnisch betrachtete Walthar, der Burgvogt, die nächtlichen Gäste,

denn er konnte nicht begreifen, wie solche zu den Thoren Einlaß gefunden. Da nahm Martin das Wort und erzählte ihm Alles, wie er den unterirdischen Gang entdeckt und in die Burg gelangt sey, und zeigte ihm den Ring des Grafen Eberhards und meldete, wie selbiger in guter Sicherheit, und bald hoffe, die Beste zu entsetzen. So es Euch nun an Lebensmitteln gebricht oder Ihr frische Mannschaft bedürfet und wisset, wo solche noch da und dort zu finden, so gebet mir ein Brieflein, dann will ich behülflich seyn, sie heimlich in den Gang zu führen und auf die Burg zu geleiten. Höchlich erfreut winkte der Burgvogt der Wache, daß sie seinen Knecht rufe, um den treuen Gefellen einen frischen Trunk zu holen, und als sie Alles besprochen, geleitete er sie selbst zum Eingang des Ganges und drückte ihnen beim Abschied dankbar die Hand.

So hatte Martin getreulich der Beste Lebensmittel und manchen beherzten Knecht zuzuführen, und da er zuweilen auch einige Stunden des Tages oben blieb, hatte er Gelegenheit, Magdalene zu sprechen und ihr Trost zu bringen in der gefährlichen Zeit, wo die Belagerer immer weiter und weiter heraufschanzten, und ihr Wurfgeschütz und ihre Steinschleudern näher brachten. Dabei mischte er sich auch, so oft er konnte, unter das Volk der Belagerer und spielte mit ihnen Würfel und Karten, trank ihnen lustig zu und stellte sich als einen Feind seines frühern Landesherrn, durch den er sein ganzes Vermögen, daß er im Schafvieh

befessen, verloren habe. So saß er auch Abends einmal gegen Ende Augusts in einer Schenke zu Thamm, wo die Troßknechte zum Theil ihr Quartier eingenommen hatten. Wie immer war der Schafmartin, wie ihn die Knechte nannten, ein willkommener Geselle, denn er hatte immer baare Münze und traktirte sie, wobei er vorgab, er habe eine alte Base beerbt. Auch an diesem Abend ging es wieder lustig her, und ein rothhaariger Fähndrich aus Eßlingen, der am Vormittag von einem Pfeilschuß auf der Achsel leicht beschädigt wurde, und sich bei dem Troß nun auf einige Tage aufhalten wollte, bis er wieder seine Fahne tragen könnte, stieß mit Martin an und sprach: Bruder! aber heute habe ich etwas gesehen, da hat mir das Herz im Leibe gelacht, und wenn's zum Sturm kommt, will ich auch dabei seyn, denn das Mädel muß mein werden, ehe sie ein anderer Raubvogel erwischt und ihr die schönsten Federn ausreißt! Oho! lachte der Nachbar des Fähndrichs, der Fuchs will alle schönen Hühnlein für sich, aber in Marbach drüben, als wir es erstürmt hatten, bei dem schmucken Töchterlein des Kellers, hat ihm Einer vom Landadel das Maul sauber gehalten — hab den Fähndrich, der das Mädel schon mit Gewalt die Stiege herunterriß, die Treppe hinab fliegen sehen, als käme er vom Himmel herab und husch war der Edelmann Meister. Du lügst in den Hals hinein, verdammter Schelm — bin über einen Stuhl gestürzt, während ich das Mädel herunterzerzte, der auf der Treppe ge-

legen, und bis ich mich aufraffte, hat mir im Tumult der Krautjunker das Mädel entführt, und seine Leute sind ihm beigestanden, sonst wäre es ihm übel bekommen. Was der Fähdrich doch Unglück hat, rief ein junger Edelknabe des Grafen von Baihingen, der die Koffe seines Herrn in Thamm untergebracht hatte — in Marbach fällt er über einen Stuhl und kommt um seine reizende Beute von Fleisch und Blut, und in Beutelsbach, als wir Burg und Stift gebrochen, und die morschen Gebeine der alten Wirtemberger Grafen aus der Gruft geworfen und alle Wappen und Inschriften zerschlagen hatten — da treibt ihn eine feste Bauerndirne mit der Heugabel zur Scheune hinaus! Ein schallendes Gelächter folgte den Worten des Edelknaben, worauf der Fähdrich mit rollenden Augen aufsprang und nach dem Degen griff — aber ein mannhafter Landsknecht umfaßte ihn von hinten und drückte ihn fest auf den Stuhl mit den besänftigenden Worten: Herr Fähdrich, führt keine schlimmen Händel ein — im Lager unter frommen Kriegsleuten muß Landfrieden walten und ein Spaß ist kein Pfeil! Nur mühsam gab sich der Fähdrich zur Ruhe, und als er einen neuen Krug geleert mit Martin, begann er wieder, auf dessen Frage, wen er denn gesehen? in seiner prahlenden Weise und ihm halb in die Ohren flüsternd, als wollte er es nur ihm vertrauen: als wir heute mit zwei Rotten Armbrustschützen durch den Wald den Berg hinauf uns gezogen und hinter den letzten Bäumen gedeckt die Feste ins Auge faßten,

wagte ich mich bis fast an den Wall und das untere Thor — da öffnete sich ein Fensterlein auf dem Thorthurm, und uns nicht gewahrend zeigte sich eine braune Dirne, wie Milch und Blut das Gesicht — die runden weißen Arme streckten sich weit aus, um Wäsche auszuhängen, dann legte sie sich behaglich auf das Gesimse. Ich sah ihr lange zu und glaubte ich müßte sie mit den Augen herunterziehen in meine Arme — Martin! das ist ein Mädel, eine Hexe, die kommt mir nicht aus dem Sinn und wenn wir das Nest genommen, soll mir Keiner zuvor kommen — das runde Ding muß mein werden, mag es kommen, wie es will! Dem Martin wurde es bei diesen Beteuerungen siedend heiß — krampfhaft ballte er seine Fäuste und hätte dem rothhaarigen Fähdrich gerne die Kehle zgedrückt — aber er nahm sich fest zusammen, griff fort und fort zum Krüge, nippte bald daran, bald that er einen kräftigen Zug und fluchte alle Teufel über den Prahlhans in sich hinein. Endlich sprach er: Das Mädel habe ich einmal gesehen in Markgröningen mit ihrem Vater — aber so ein Wunderding ist's drum doch nicht, und ein Beutel mit Goldgulden wäre mir lieber, als zehn solcher Dinger. Wer Geld hat, der hat das schönste Leben, Wein und Spiel und Dirnen obendrein! Mein Seel, fuhr er fort, wenn ich wüßte, daß das Nest da oben in Eure Hände fiele, ich ließe mich noch am letzten Tag anwerben und wäre der Erste auf der Leiter, denn ich weiß von einem franken Ritter aus Asperg,

der in Markgröningen bei meinem frühern Herrn gestorben — der hat in der Fieberhitze ausgesagt, wo er sein Geld vergraben hat auf dem Asperg — eine ganze Truhe — er hat es selbst eingemauert! Halb Bart! flüsterte der Fähndrich und zog Martin in eine Ecke — zwar ist es ein streng Geheimniß und ich wage viel, wenn etwas auf mich herauskäme, aber wenn du mit mir die Beute theilst und mir versprichst beizustehen, wenn ich der Dirne auf dem Thor habhaft werden, daß mir Keiner den Rang ablauft, dann will ich dir und mir zu dem Schatz helfen. Ein lustig Leben dann bei Wein und Dirnen können wir auf lange Zeit haben! Unwillkürlich fuhr Martin vor Grimm über den Schelmen auf und knirschte: Verdammte will ich seyn, wenn vom Tröstknecht bis zum Herrn Conrad von Weinsberg, dem obersten Feldhauptmann, einer die Hand anrührt an das Mägdlein, ich breche ihm den Hals! Aber der Fähndrich, diesen Fluch zu seinen Gunsten auslegend und seinen Sinn nicht errathend, freute sich, einen so mannhaften, fecken Gesellen zum Theilnehmer seines Vorhabens gefunden zu haben und flüsterte: stille! stille! was rumorst du, daß Alles nach uns die Köpfe dreht! Gib mir deine Hand — es bleibt dabei, was wir gesprochen und du sollst den Schatz haben, dazu will ich behülflich seyn. Meiner Mutter Bruder ist Schanzmeister bei den Eßlingern und der hat mir vertraut, daß sie auf der Mittagsseite des Berges eine Mine gegraben bis unter den innern Wall, da wo der feste Thurm steht,

an dessen Grundgewölben sie schon angekommen. Bis übermorgen soll die Arbeit fertig seyn und einige Rotten Pickenträger mit Leitern und Schwefelkränzen dort eindringen und in den Wall brechen, dann mit den Leitern die letzte Mauer ersteigen und Feuer in die Häuser werfen. Darum, so begleite mich morgen hinüber zu unserem Hauptmann und nimm ein Handgeld und trete in unsere Rotten ein, dann machen wir unser Glück! Holla Wirth! rief Martin, noch einen Krug, die Nacht wird bald herum seyn — kommt Fährndrich, wir wollen beim Becher bleiben, bis der Tag anbricht! — Mit dem Frühesten schritten der Fährndrich und Martin hinüber in die Weinberge gegen das Osterholz zu, wo in Hütten und Zelten die Eslinger Fährnlein stunden, und Martin stellte sich mit seinem Begleiter vor den Hauptmann, um Dienste zu nehmen, nur bat er sich noch einen Tag aus, damit er zu seiner Base nach Markgröningen gehen und noch Manches besorgen könne. Aber in selbiger Nacht lief er mit hastigen Schritten seinen heimlichen Weg auf die Beste, trat vor den Burgvogt und verkündete ihm Alles, was der Feind für eine Absicht habe und welche Gefahr der Beste drohe. Da ließ der Vogt mit dem Frühesten auf den innern Wall große Haufen steinerne Kugeln schleppen und stellte seine Leute mit Armbrüsten auf, und solche, die brennende Pfeile schossen, indeß auf dem äußern Wall die Wachen wie sonst auf- und abgingen, um die Belagerer in der Meinung zu lassen, daß man oben

keine Gefahr ahne. — Noch lag ein dichter Nebel auf dem Thal und eine tiefe Stille herrschte auf der Feste, da vernahm die Mannschaft ein dumpfes Geräusch im Wallgraben — es wurde allmählig vernehmlicher, man hörte mit Schaufeln und Hauen arbeiten — da plötzlich sprang Martin, der mit dem Ohr am Boden gelauscht, auf, starrte hinunter und stieß den Burgvogt an, indem er ihm zuflüsterte: Seht Ihr dort links drei Schritte vom Thurm, wie der Grasboden sich hebt, als arbeite ein Maulwurf? Der Burgvogt nickte und gab seinen Leuten einen Wink, sich stille zu halten und hinter der Brustmauer gebückt liegen zu bleiben, bis er das Zeichen gäbe. Höher und höher und immer weiter im Umkreis hob sich der Boden — lauter wurde das Geräusch der Grabwerkzeuge; da endlich spaltete sich der Boden und es blinkte eine Sturmhaube — dann zwei und drei hervor — der Burgvogt hielt den Athem an hinter der Schießscharte, durch welche er hinabblickte. Schon stunden nach einer kurzen Weile drei feindliche Knechte im Graben, dann kam eine Leiter zum Vorschein, die aus der Mine empor geschoben wurde und wieder eine, und dann kletterten wieder mehrere Knechte herauf, späheten vorsichtig nach dem äußern Wall, deren Wachen sorglos ins Land hinauszublicken schienen und trugen möglichst stille die Leitern an die innere Mauer. Immer noch winkte der Burgvogt seinen Leuten, sich nicht zu rühren — da mit einem Male, als etwa zwanzig Knechte sich gesammelt und

nun auf die ersten Sprossen der Leitern stiegen, gab er mit dem Degen das Zeichen, und mit einem lauten Freudengeschrei sprangen die Belagerten auf und überschütteten die Stürmenden mit einem schweren Hagel von Steinen, Kugeln und wohlgezielten Pfeilschüssen. In wenigen Augenblicken wälzten sich die feindlichen Knechte schwer getroffen im Graben; nur zwei bis drei erreichten die geöffnete Mine und sprangen unter den Schüssen der Besatzung über Hals und Kopf hinunter. Jetzt stürmten die Hitzigsten von des Burgvogts Leuten mit ihren Hellebarden in den Graben, stiegen auf der Leiter in die Mine, um die Flüchtlinge einzuholen und niederzustechen, und als sie zurückgekehrt waren, eilte Alles herbei, um die Mine zuzuworfen und wieder fest zu vermauern. So war die Beste gerettet durch Martin, und der Burgvogt drückte ihm freudig die Hand und nahm ihn zu sich in sein Gemach, wo er mit den Hauptleuten an der Seite des Vogtes zur Tafel saß. Aber so wie er sich beurlauben konnte, so begab er sich hinab in das Städtlein, wo Alles in großer Freude war. Als er Magdalene erblickte, die am Thore stand umringt von den Nachbarinnen, da trat er mit fröhlichem Angesicht in ihre Mitte, drückte dem Mägdlein die Hand und sprach: Magdalene! ich habe ein großes Unglück abgewendet von der Beste, wie von dir und mir, und dem bösen Feind seine Absichten vereitelt — darum komm mit mir zu deinem Vater, er soll es wissen, daß wir uns lieben in Zucht und Ehre und mich zu

seinem Sohne annehmen — der alte mürrische und strenge Mann wird sich nicht weigern, wenn ich offen vor ihn hintrete und ihn bitte um seinen Segen zu unserer Verlobung. Tief erröthete Magdalene bei diesen Worten und alle Nachbarinnen sahen sich erstaunt an, denn Martin galt seit einiger Zeit als ein angesehenes Gefelle, weil es lautbar geworden, daß er oft mit dem Burgvogt verkehre und ohne Wache stets bei ihm ein- und ausgehe. Auch Martin hatte im stolzen Gefühle seiner großen Dienste sich nicht zurückhalten können, öffentlich seine Magdalene also anzusprechen, und zögernd folgte sie ihm, während Alles ihr nachblickte und den Martin lobte. — Indessen vermochte diese glückliche Entdeckung die Beste nicht vor ihrem Falle zu schützen, denn ergrimmt über diesen verunglückten Versuch, zog der Weinsberger Graf und kaiserliche Landvogt Conrad nur noch mehr Kriegshaufen aus den benachbarten Reichsstädten an sich, und nach 14 Tagen hatte sein Wurfgeschütz so große Zerstörungen an den Thürmen, Mauern und Wällen angerichtet, daß man von Tag zu Tag Mühe genug hatte, die Stürme abzuschlagen, die nun am hellen Tag mit Leitern versucht wurden. — Es war ein heißer September-Morgen und die Besatzung müde vom vielen Nachtwachen hatte in starken Abtheilungen ihre Posten besetzt. Dicht um die zum Theil halb eingestürzten Wälle und halb verbrannten Thürme schwärmten die Armbrustschützen — das Wurfgeschütz hatte aufgehört zu arbeiten und nur die Sturmböcke

und Mauerbrecher standen bereit, die Wälle zum Wanken zu bringen — da hörte man am Fuße des Berges helles Trompetengeschmetter und erblickte eine kaiserliche Fahne flattern. Es war Herr Conrad, der in glänzender Rüstung mit vielen Mittern rasch den Berg durch die Weingärten herauf ritt und wenige hundert Schritte vom Schloß Richtenberg halten blieb. Zu gleicher Zeit stiegen dichte Kriegshaufen rings den Berg herauf, und wenn das Wurfgeschütz auch da und dort seine Steine und Kugeln auf sie warf und ein Fähnlein auf einen Augenblick in Unordnung brachte, so schloßen sich die Reihen doch bald wieder, und nach einer Viertelstunde umschloß ein dichter Lanzenwald die Wälle. Ein Trompetenzeichen aus der Nähe Conrads gegeben wurde vielfach beantwortet und schallte von Haufen zu Haufen, und mit demselben begann fast ringsum ein allgemeiner Sturm unter entsetzlichem Kriegsgeschrei. Der erste Kampf entspann sich in der Nähe Conrads um das Schloß Richtenberg unterhalb des Städtleins. Hunderte von angezündeten Pechfränzen wurden auf das Dach geworfen und an den Mauern hinauf stiegen die Beherztesten, ob mancher auch aus den Schießscharten getroffen wieder zu Boden stürzte. Bald mußten die Belagerten dem Dampf und der Hitze des einstürzenden Daches weichen und sich aus den obersten Stockwerken in die untern zurückziehen. Aber auch hier war keine Vertheidigung mehr lange möglich, und der Hauptmann, der im Schloß befehligt hatte, schlug sich mit seinen

Leuten höher hinauf nach dem Städtlein, dessen Thor sich rasch wieder schloß, als die Mannschaft eingelassen. Vom Thorthurm aus hatte Martin dem Sturme zugesehen, und als er wahrgenommen, daß die Gefahr immer näher rücke, hatte er die beste Habe, welche Magdalene und ihr Vater besaßen, diesen helfen auf das obere Schloß gebracht. Darauf eine Armbrust und eine Hellebarde ergreifend war er wieder zurückgekehrt in das Kämmerlein Magdalenas, um von hier aus auf die Stürmenden zu schießen und das Thor zu vertheidigen. Ein heftiges Gedräng und Kampf entstand am Fuße des Thurmes und mancher seiner Schüsse traf tödtlich, da gewahrte er in den hintersten Reihen eine Öflinger Fahne — es war der verhaßte Fähndrich Beit, der sie schwenkte und jach riß er das Fenster weit auf und rief: Glück auf, Herr Fähndrich — Glück auf zu dem schmucken Thorwartstöchterlein! Auf diesen Ruf wandte der Fähndrich seine Augen nach dem Fenster, und wie erstaunte er, als er den Schäfer Martin in der Sturmhaube und leinenem Kittel erblickte. Vermaledeiter Hund, bist du schon oben und hast mir dein Wort gebrochen — willst mir die Dirne ablaufen, die ich dir ver-rathen? Aber die Antwort war ein Pfeilschuß, der ihm die Fahne zerriß, und der Fähndrich merkte, daß sein treulofer Kamerad sich zu dem Feinde geschlagen. Jetzt schwankte das Fähnlein auf die Seite und ein Sturmbock auf Karren vorgeschoben stieß mit mächtigem Getöse an das Thor, bis es mit Krachen zu-

sammenbrach. Immer noch hatte Martin gehofft, daß Thor werde länger den Stößen widerstehen, jetzt lag es plötzlich in Trümmern und die Mannschaft im untern Stock war schon das Städtlein hinauf geflohen. Da galt es, noch dem Feinde zu entkommen, und Martin eilte, seine Hellebarde ergreifend, die Stiege herab und sprang eben aus dem untern Stock über die letzten Staffeln, als schon vor und mit ihm die Stürmenden das Städtlein hinauf eilten. Aber in diesem Augenblick schrie eine Stimme dicht hinter ihm — halt den verfluchten Buben! s'ist der Schäfer Martin, er hat zu den Wirtembergern gehalten und auf uns geschossen! Schlagt ihn nieder — drauf! Und gleichzeitig mit diesem Ruf sprang der Eßlinger Fährndrich, der diese Worte geschrieen gegen Martin mit gezücktem Degen und brüllte weiter: Verdamnter Hund, du bist mir ins Netz gefessen, fahre zur Hölle! damit stach er nach Martin; der aber sprang auf die Seite und stieß ihm die Hellebarde mit solcher Gewalt in die Seite, daß die Spitze zum Rücken hinausdrang — da, vermaledeiter Mägdleinsjäger — hast du deinen Lohn — ich will dir dein Großmaul stopfen! schrie er, und ehe noch die Städtischen an ihn gerathen konnten, schlug er nach allen Seiten um sich und erreichte glücklich das Burgthor. Wohl mochte es noch einen heißen Kampf absetzen, bis die obere Burg genommen, aber die Uebermacht war zu groß, keine Aussicht mehr vorhanden, länger als wenige Stunden dem Feinde Stand zu halten, und deßhalb ließ der

Burgvogt schnell alles Kriegsgeräthe auf den Hof bringen und anzünden. Dann nahm er alle wichtigen Pergamentrollen und Kleinodien, die auf die Feste geflüchtet waren, zu sich und vertheilte sie unter die Hauptleute, und stieg mit seinen Rotten und Allen, die nicht kampfunfähig geworden, in den unterirdischen Gang. Ihm voraus hatte Martin seine Magdalene und ihren Vater geführt, und als die ersten Feinde das Thor erbrochen, war die Mannschaft auf ihrer Flucht schon unten am Fuß des Berges. Verwundert standen die ersten Feinde, als sie den Hof leer fanden und bis auf die Schwerverwundeten Alles wie ausgestorben war. Hoch loderten die Flammen der angezündeten Kriegsgeräthe auf und lange dauerte es, bis sie sich getrauten in das Schloß selbst zur Plünderung einzutreten, da sie eine schlimme Kriegslist argwohnten. Endlich, als auf allen Seiten die Mauern erstiegen waren und sie die Verwundeten bei Gefahr des Lebens bedrohten, ihnen Kunde zu geben, wo der Burgvogt mit seinen Kriegsheuten hingekommen, gestanden diese es ein und offenbarten, daß Alles durch einen Gang sich geflüchtet, aber wohin dieser führe, wußten sie nicht. Nun brach der Grimm nur um so wilder aus, und als der Herr von Weinsberg in den Schloßhof einritt und ihm Alles verkündigt war, so befahl er, vom halbverbrannten Schloß Richtenberg an Alles, Städtlein und oberes Schloß in Brand zu stecken und alle Mauern und Thürme zu brechen. Acht Tage dauerte die Arbeit der Verwüstung, und

als nun die Beste zerstört war, da gab der Kaiser das Württemberger Land dem Grafen Conrad als kaiserlichem Landvogt zur Verwaltung. Der Burgvogt aber war mit seinem Häuflein unter Martins Begleitung nach Burg Eberstein an der Murg gezogen, welches Schloß dem Vetter Eberhards, Markgrafen Rudolph von Baden, gehörte.

An einem trüben December-Abend des nächsten Jahres wandelte wieder ein Gefelle in Schäfertracht mit einem Hunde vor dem Thurm zu Besigheim auf und ab. Er hatte die Pelzmütze tief ins Gesicht gezogen und seinen mit Wolle gefütterten Mantel dicht um sich geschlagen. Wiewohl er schon eine Stunde in dem tiefen Schnee auf- und abgewandelt, hatte er doch noch keine menschliche Seele erblickt. Endlich eilte eine junge Dirne über den Zwinger und er pufete, um ihr ein Zeichen zu geben, daß sie nach ihm umblicke. Werthes Kind! sprach er — ich hätte ein paar Worte mit dem Zwerg zu reden, der in diesem Thurme seine Behausung hat, denn ich bin ein Schäfer und bringe ihm von Zeit zu Zeit allerlei getrocknete Kräuter, woraus er nach der Sitte des Morgenlandes heilsame Tränklein kocht. Thut mir den Gefallen zu sagen, wo ich ihn treffe, denn das Wetter ist unfreundlich und ich habe noch einen weiten Weg, will ich vor Mitternacht heimkehren, um meinem Weibe einige Pfenninge zu bringen, die ich erlöst. Aber was thut man nicht in dieser harten Zeit! Mit Theilnahme betrachtete das Mägdelein den Schäfer

und seinen vor Kälte zitternden Hund, der, den nassen Schweiß eingezogen, neben ihm stand. Wenn Ihr, sprach sie, den Zwerg kennt und mit ihm zu schaffen habt, so will ich Euch gerne zu Diensten seyn, obwohl derselbe mit Niemanden gerne Gemeinschaft hat — wartet nur dort drinnen in dem kleinen Gemach an der Stadtmauer bei meiner alten Mutter, bis ich Euch Nachricht bringe, ob es dem Zwerg genehm ist, Euch zu sprechen. Mit diesen Worten führte sie ihn nach der Thüre ihrer Wohnung und eilte dann davon. Nach kurzer Weile klopfte sie ans Fensterlein und brachte die Nachricht, daß der Zwerg an der Zugbrücke stehe und seiner warte, worauf Martin hastigen Schrittes demselben entgegen eilte. Beim ersten Blick hatte ihn der Zwerg erkannt, zumal Martin ihm den Ring des Grafen vorhielt, um ihn desto besser zu überzeugen, daß sich eine treue Seele nahe. Bist lange ausgeblieben, sprach der Zwerg, und der Graf hat manchmal gefragt: hat sich denn der Schäfer nicht mehr blicken lassen, seit die Beste Alperg erobert? — vielleicht ist er gar verunglückt? — nun desto besser! Damit führte er Martin über die auf ein Zeichen herabgelassene Zugbrücke und in das Innere des Gemaches. Vor der Thüre hieß er ihn warten, bis er dem erlauchten Gebieter seine Ankunft gemeldet hatte, und nach wenigen Augenblicken ließ er ihn eintreten. In einen reichen Zobelpelz gehüllt stand Graf Eberhard in dem von einer Lampe erleuchteten Gemach und ging Martin einige Schritte entgegen, der sich tief

verbeugte und die Helzmütze zwischen den Händen hielt. Was bringst du mir treuer Geselle — begann er — will hoffen, keine Hiobsmähre, denn die habe ich zur Genüge durch meine Kundschafter erfahren — wahrlich mein Glück liegt in Trümmern — aber nicht meine Hoffnung, noch mein Muth. Ich weiß, daß mein ganzes Land, bis auf wenig Burgen in den Händen meiner Feinde und daß viele Städte sich ganz von mir losgesagt haben, um freie kaiserliche Reichsstädtlein zu werden. Die Stadt Markgröningen hat den Anfang gemacht, hat einen Schultheißer erwählt und sich frei erklärt von aller Steuer gegen Jedermann, außer gegen den Kaiser. Und wie sie, also handelten die Städte Stuttgart, Waiblingen, Leonberg, Schorndorf, Neuffen und Backnang. Der Kamm ist ihnen geschwollen und es hat ihnen gelüftet, Schwestern zu heißen von Eßlingen, Reutlingen und Ulm. Auch meine tapfern Waffenbrüder können ihr Schwerdt nicht mehr für mich ziehen, denn der Graf Ulrich von Schellkingen konnte mir nur die Burg Zwiefalten retten, und der treue Graf von Dettingen ist selbst landesflüchtig und ist im Kloster Kaisersheim das Brod der Noth und Trübsal. Erlauchter Graf! fiel ihm Martin in die Rede — ich denke, die Zeit der egyptischen Plagen ist vorüber, denn ich bringe Euch frohe Kundschaft. Euer Todfeind, Kaiser Heinrich, der die Reichsacht über Euch ausgesprochen — ist nicht mehr unter den Lebenden. Auf seinem Kriegszuge nach dem Lande Italien hat ihn ein Priester

mit der Hostie vergiftet! Wie? rief der Graf und seine Gestalt erhob sich, sein Auge funkelte, wie ein Wetterleuchten flog es über seine Stirne — hast du Wahrheit geredet — Heinrich ist todt — ha! das ist der schönste Lichtstrahl, der in die Nacht dieses Thurmes fällt, der mich wie ein Grab umfängt. So ist es bei allen Heiligen, entgegnete Martin — gestern kam die Kunde von Stuttgart nach Markgröningen, und mit ihr die Nachricht, die von Mund zu Mund geht, daß das Kriegsvolk der Städter auseinander laufe, welches das Land besetzt hielt, da jede Stadt sich nichts Gutes versehe und ihre Gewaffneten zurückrufe in ihre Mauern. Dann ist es Zeit, rief der Graf, daß ich aus meinem Dachsbau kriechе und meinen Feinden die Zähne weise! Ha! bald sollen sie erfahren, daß „Gottes Freund und aller Welt Feind“ wieder die Schwungfedern gewachsen, und ich will diese Sperber verscheuchen und sie stoßen, daß sie nicht wissen, wohin sie vor mir sich verbergen. Ja, die jetzige Zeit kommt mir iust gelegen, denn bis ein neuer Kaiser gewählt wird und die Fürsten sich einigen, wem sie die Krone aufsetzen wollen, geht es bunt durcheinander. Jetzt gehe, mein wackerer Geselle! ich muß allein seyn mit meinen Gedanken und Plänen, denn das Hirn zerspringt mir fast von tausend Entwürfen. Wenn meine Fahnen wieder flattern, dann hoffe ich, dich wieder zu sehen an meiner Seite und indessen nimm einen Behrpfennig von deinem Herrn, du hast ihn wohl an mir verdient! Er ging an ein

Kästchen von Ebenholz mit Elfenbein verziert, öffnete es und drückte Martin eine Handvoll Goldgulden in die Rechte. Also verließ Martin reichlich beschenkt seinen Grafen und eilte in das Städtlein, dort sich eine Herberge zu suchen, und des andern Tages begab er sich wieder nach Markgröningen, wo er seine Magdalene und ihren Vater untergebracht hatte und bei denen er ein- und ausging. Dann aber wandte er sich nach Burg Eberstein und brachte dem Vogt Walther und dessen Kriegsknechten die Nachricht, daß er den Grafen gesprochen und dieser stündlich wieder hervorbrechen werde, sein Land zu erobern. Es waren auch keine vier Wochen um, da wurde es im ganzen Lande unruhig. Aller Orten war die Kunde erschallt, der Graf Eberhard ist wieder da, und täglich sammeln sich neue Fähnlein Kriegsknechte um ihn, die sein Vetter, der Markgraf, geworben. Auf diese Kunde rüstete sich Alles in den Burgen der treuen Vasallen und bei seinen alten Bundesgenossen, den Grafen Egino von Freiburg und Andern. Und so war es auch — Graf Eberhard stieg aus seinem Thurm zu Besigheim — sein Blut kochte, Rache zu nehmen an seinen Feinden, und kaum hatte er die ersten Zugänge erhalten, so zog er von Städtlein zu Städtlein und eroberte sie mit Gewalt oder gütlichem Vergleich. Bei der ersten Nachricht, daß der Graf im Felde stehe, eilte ihm der Vogt Walther zu Hülfe und mit ihm zog Martin. Noch war Markgröningen, Waiblingen und Stuttgart von den Eßlingern besetzt und darum

besuchte Martin nur heimlich zuweilen seine Braut. Als er Abschied von ihr nahm und ihr seine Absicht kund that, wieder die Hellebarde zu ergreifen für seinen Landesherrn, da weinte das Mägdlein wohl manche bittere Thräne, aber dennoch hielt sie ihn nicht zurück, denn ihr Bräutigam stand in gar hohem Ansehen bei ihr, seit er vom Älperg aus sich als Vertrauter des Grafen ihr gezeigt hatte. In dunkler Nacht begleitete sie ihn eine weite Strecke — tausend heiße Küsse besiegelten die Trennung, und zu Hause angekommen lag sie die ganze Nacht auf den Knieen, die Mutter Gottes anzuflehen, daß sie ihren Herzgeliebten in ihren Schutz nehme und glücklich wieder in ihre Arme zurückkehren lasse. Es war gegen Ende des Augustes — der Krieg war fast zu Ende, nur noch wenige Orte hielten die Öflinger besetzt, unter diesen auch Markgröningen. Nach einem kurzen Widerstande öffnete die Stadt ihre Thore und neben seinem erlauchtem Grafen schritt Martin, eine württembergische Fahne tragend, stolz und fröhlichen Muthes einher. Trommeln, Pfeifen und Trompeten bliesen lustige Stücklein, und aus allen Häusern grüßten die Bürger mit ihren Weibern und Töchtern den rechtmäßigen Herrn und hatten überall Kränze gewunden und über den Thüren aufgehängt, um wieder zu Gnade zu gelangen. Und als der Graf mit seinen Reißigen und Landsknechten nun auf dem Marktplatz angelangt war und Martin auffah rings nach den Häusern und offenen Fenstern, da hätte er fast vor Freude aufge-

schrieen, denn im Sonntagsputze, ein knappes schwarzes Nieder um die schlanke Hüfte und die kastanienbraunen Haare in zwei reiche Zöpfe geflochten, winkte ihm Magdalene aus einem gegenüberstehenden Fenster des dritten Stockes und warf einen Kranz weit heraus über die bunte Menge des Kriegsvolkes, daß er Martin fast zu Füßen fiel. Hastig sprang er darnach, hob ihn auf und knüpfte ihn an seine Fahne. Indessen hatte der Graf den Kranz fliegen sehen und als er nun abgestiegen war, um auf dem Rathhausaal einen Imbiß einzunehmen und vor dem Fähnlein vorüber schritt, an dessen Spitze Martin stand, da gewahrte er den Kranz an der Fahne und lächelte: Martin, mein wackerer Geselle — das ist gewiß ein Gruß von deiner Liebsten! Wohlan, er soll mich erinnern, daß ich dir eine Gabe schuldig bin zu deiner Hochzeit. Darum komme mit mir und nimm Platz an der Tafel — mein Freudentag soll auch deiner werden!

Darauf wendete sich der Graf gegen einen seiner Ritter und stieg im halblauten Gespräch mit diesem die Rathhausstiege hinauf. Kaum hatten die vornehmen Gäste ein halb Stündlein Platz genommen, bedient von den geschäftigen Rathsherren, die mit silbernen Kannen und Bechern auf- und absprangen, und Martin wäre gar zu gerne davon geschlichen, um sich an die Brust seiner Magdalene zu werfen, denn nun war ja Alles vorüber, was ihn abgehalten hatte, sie zum Weibe zu nehmen. Da auf einmal öffnete sich die Saalthüre und herein trat, begleitet vom

Schultheiß der Stadt, Magdalene, ihr betagter Vater und ein Priester. Tief verschämt stand das Mägdlein, aber der Schultheiß zog sie an der Hand gegen die Tafel zum Grafen und dieser stand huldreich lächelnd auf, küßte das Mägdlein auf die weiße Stirne und sprach: liebes Kind, du wirst wohl ja! sagen, wenn ich dir einen redlichen Gesellen zuführe als Ehegespann — komm Martin, trete heran, der Priester soll Euch zusammengeben und einsegnen und ich will der Zeuge seyn auf deiner Seite, während der Schultheiß die Stelle einnimmt bei deiner Braut! Und als Hochzeitgeschenk von mir soll der Schreiber des Rathes alsofort eine Urkunde ausstellen, auf daß du fortan sollst der Stadtschäfer werden und Obermeister der Schäferzunft in der Stadt Markgröningen. Dazu schenke ich dir 400 Stück Schafe und was deine Hauseinrichtung und Zubehör betrifft, das soll mein Seckelmeister auf sich nehmen, sowie alle Kosten der Beche für die Hochzeit. Zum ewigen Gedächtniß aber schenke ich dir die Fahne so du getragen, und alle Jahre an diesem Tage soll die Schäferzunft einen Gedenktag begehen mit Trommel- und Pfeifenklang, mit Gesang und Tanz! Darauf segnete der Priester das Pärlein ein und der Graf ließ sie neben sich Platz nehmen an der Tafel und die Fahne hinter Martin aufhängen an der Wand. Und als die Tafel vorüber war, da traten alle Ehefrauen ein derer vom Rath und anderer ehrbarer Bürger und ihre Töchterlein, und der Graf nahm Magdalene, die glückliche

Braut, an und der Hand begann mit ihr den Ehren-
 tanz. Vor stolzer Seligkeit wußte das Mägdlein nicht
 wie ihr war, denn jeder der edlen Herren wollte ei-
 nen Tanz mit ihr machen, und die Ehre an der
 gräßlichen Tafel zu sitzen und ihren Martin so hoch-
 geehrt zu sehen, das Alles däuchte ihr ein wunder-
 barer Traum, aus dem sie jeden Augenblick zu er-
 wachen befürchtete. Erst, als sie lange nach Mitter-
 nacht mit ihrem Bräutigam nach dem Gemach in des
 Schultheißen Haus ging, welches für sie auf Befehl
 des Grafen war hergerichtet worden, lehnte sie sich an
 ihren Martin mit vor Wonne feuchten Augen und
 sprach: Martin! träume ich oder ist es Wahrheit
 Alles das, was ich heute erlebet — bist du es wirk-
 lich, der mich in seine warmen Arme schließt, du mein
 geliebter Martin? oder ist es nur ein Bild meiner
 innersten Gedanken, die wie feurige Funken in meinem
 Kopfe glühen — und wenn Alles, Alles wahr — wie
 habe ich, das arme Mägdlein, es verdient, Antheil zu
 nehmen an der Huld, Gnade und Ehre, die dir ist
 zu Theil geworden? Da lächelte Martin und küßte
 sie inniglich — Magdalene! du mein liebwerthestes
 Weib — du träumst nicht, sondern Alles, was du
 gesehen und erlebt, hat sich in der That so zugetragen
 — wir haben unsern Ehrentag gefeiert durch die Huld
 unseres erlauchten Landesherren — er hat dem Glück
 unserer Liebe ein Fest bereitet, als wären wir von
 edlem Stande und ewig soll uns dieser Tag ein Ge-
 dächtniß bleiben! Da schmetterten drunten unter den

Fenstern die Zinken und Hörner der Landsknechte ihrem Kameraden eine lustige Weise zum Schlafengehen, daß Magdalene vor Freude hoch aufsprang und bald fand das Hochzeitslager ein glückliches Paar, das in Himmel enthoben zu seyn glaubte. Des andern Tages ward die Nachhochzeit gefeiert. Trommeln und Pfeifen der Stadtwache erschollen vor dem Rathhause, dann bildete sich der Festzug. Voraus demselben schritten die Pfeifer der Schäferszunft-Lade mit Schalmeyen und Querpfeifen und spielten einen Schäfermarsch. Dann folgte die Fahne von Martin getragen, die der Graf ihm geschenkt. Draußen vor dem Thore auf dem Stoppelfelde bildeten die Schäfer und Schäferinnen einen Kreis und die Bursche und Mägdlein liefen mit bloßen Füßen über die Stoppeln nach einem 300 Schritte entfernten Ziele, wo die Musik aufgestellt war und der Preis der Wettläufer. Derselbe bestand aus einem mit Bändern und Blumen geschmückten Hammel und einer Krone aus Flittergold, welche den Siegern aufgesetzt wurde. Darauf begann der allgemeine Reigen, welchen Martin mit seinem jungen Weibe eröffnete. Es war ein heiteres Fest, zu dem das ganze Städtlein sich eingefunden und dauerte bis zum Einbruch der Nacht. Dann warf zum Schlusse noch der Seckelmeister der Zunft unter das Volk Schnürnestel, um welche sich alles balgte, als Festschmuck es zu tragen. Noch heute bildet dieser Schäferlauf ein Volksfest in Markgröningen am 24. August,

zu dem aus Nah und Fern die Schäfer mit ihren Weibern und Kindern und vieles Volk herbeiströmen, es nach alter Sitte zu feiern.

VIII.

Kloster Gnadenzell

zu Offenhausen.

Am Fuße des in naturhistorischer Beziehung merkwürdigen Sternbergs, liegt der Krondomänial-Weiler und Gestütshof Offenhausen oder das ehemalige Kloster Gnadenzell. Von dem alten Kloster ist Nichts mehr übrig, als die uralte Kirche, welche längst als Strohmagazin dient. Der sogenannte Wendenbau, in dem einst die Klosterfrauen wohnten, ist bereits seit 1765 abgebrochen und an seine Stelle trat eine Wohnung für die Stallknechte. Im ehemaligen Klostergarten entspringt aus Felsen, in drei klaren Quellen, die Lauter, und treibt alsbald eine Mühle. Bald nach ihrem Ursprung erhält die Lauter mehrere Zuflüsse, und wird schnell das ansehnlichste Abflüßchen dieses Namens. Das Thal, durch welches sie nach ihrer Verstärkung fließt, ist sehr eng, ja geht an manchen Stellen, besonders gegen den Ausgang, durch vortretende Felsen so sehr zusammen, daß man glaubt,

es schließe sich, und man nur noch auf einem schmalen Fußpfad hindurch kommen kann. Das ganze Albgebirg hat kein so romantisches Thal aufzuweisen, wie dieses; bald gehen wir durch Dörfer mit lieblichen Gründen, bald unter dunklen Waldparthieen, bald treten uns Felsen in den Weg, auf deren Stirne alterthümliche Schlösser und Burgruinen ragen, deren man 14 auf einer Strecke von 11 Stunden zählt, denn so lange dauert die Thallänge mit ihren Krümmungen, bis die Lauter bei Neuburg in die Donau mündet.

Das Kloster zu Offenhausen wurde im Jahr 1258 gestiftet. Die Veranlassung zur Gründung soll dieselbe gewesen seyn, welche das Kloster unter Hohenzollern ins Dasein rief. Als Kaiser Friedrich II., der Staufer, wegen neuer Unruhen, die in seinem Erbreiche Sizilien ausbrachen, zu einer Fahrt dahin aufs Neue seine Vasallen aufbot, da weigerten sich die Herren von Lupfen, Zollern, Gundelfingen und Neusen, mit ihm zu ziehen, weil er gegen die Kirche streiten wollte. Friedrich war erbittert über diesen Ungehorsam, und wollte sie nun züchtigen. Da baten die Herren um Gnade, aber der Kaiser wollte Nichts von Begnadigung, selbst als sie ihm ihre Schlösser zur Sühne anboten. Statt nun die Herren am Leben zu strafen oder aus dem Reiche zu jagen, legte er ihnen eine für sein und ihr Seelenheil nützliche Buße auf: sie sollten an irgend einem Ort ihrer Herrschaften ein Kloster für 72 Jungfrauen bauen. Nach dem Rathe eines Canonikus aus Speier, wählten nun die Herren einen den Edlen von

Lupfen gehörigen Weiler, welcher seinen Namen Offenhausen daher führte, weil bei seiner Gründung Leute von überall her und von allerlei Sinn und Wandel, böse und gute, wie in ein offenes Haus als Insaßen aufgenommen worden waren. Wirklich war auch in Folge dessen der Weiler sehr verrufen wegen seiner schlimmen Einwohner, und es dünkte den Stiftern passend, gerade hier eine geistliche Niederlassung zu gründen, um den durch seine gottlosen Insaßen gleichsam entweihten Boden wieder zu heiligen. Hier, wo bisher der böse Geist gehaust hatte, sollte nun ein Gotteshaus gegründet werden. Kaiser Friedrich befahl, den Ort mit der Kirche zu zerstören und die losen Leute auseinander zu jagen. Im Jahr 1258, und nicht im Jahr 1250, wie der alte M. Crusius meint, wurde der Bau angefangen, denn erst in diesem Jahre übergeben Ulrich, Domherr zu Straßburg, sowie Berthold, Eberhard, Heinrich und Hugo, Gebrüder, Söhne Heinrichs, weiland Stifters von Lupfen den Nonnen zu Kenhausen (?) ihre Besitzungen zu Offenhausen, nebst dortigem Kirchensatz, nach dem Willen ihres Vaters, unter der Bedingung, daß diese Nonnen in Offenhausen ihren Sitz nehmen sollen. Rasch ging der Klosterbau vorwärts, denn Reiche und Edle steuerten mit mildem Herzen und offenen Händen, und die Armen waren mit ihrer Hände Arbeit thätig. Nur die Insaßen zu Offenhausen waren übel damit zufrieden, und wollten lange nicht vom Plage weichen, bis sie dazu gezwungen wurden. Bald stand eine neue Kirche

da, der h. Jungfrau zu Ehren, und Wohnungen für die Nonnen stiegen an der Stelle des ehemaligen Sodom's empor. Zum Dank gegen die Himmelskönigin für die Beförderung des neuen Werks gab man dem neugegründeten Kloster den Namen S. Marien-Gnadenzell. So lange die neue Kirche nicht völlig ausgebaut war, blieb St. Panfratius, der Patron der alten Kirche, in seinem Heiligthum. Aber auch nach Vollendung der neuen schonte man die alte Kirche mit dem Kirchhof, weil die in der Gegend zerstreuten Offenhäuser, so wie die Einwohner von Dnastetten, die vorher hier eingepfarrt waren, ihres Ganges dahin gewohnt, noch immer bei dem h. Panfratius lebend und todt seyn wollten. Von dieser immer fortdauernden Frequenz kam es auch, daß der schöne Name Gnadenzell den alten Namen Offenhausen nie recht verdrängen konnte.

Bis die Wohnungen für Nonnen völlig eingerichtet waren, lebten Dominikaner-Mönche daselbst, die wahrscheinlich den Bau leiteten, oder vielmehr das Almosen-Amt für denselben besorgten. Wohl wären diese gern selbst dageblieben, aber der benachbarte Adel, welcher so reichlich gespendet hatte, drang auf die Erfüllung des ursprünglichen Zwecks. Erst, als diese gewichen waren, wurden die Schenkungen durch die Stifter feierlich vollzogen. Das geschah im Jahr 1262, da Herr Berthold und Eberhard, die Edlen von Lupfen, durch Geschrift kund und zu wissen thun, „daß sie dem Convent zu Offenhausen geben haben und jezund

geben ihre Besitzung an demselbigen Ort und Statt gelegen, zu Hülff und Trost unser, auch unser Eltern Seelen, mit aller ihrer Gerechtsame zu besitzen u. s. w.“ Ihnen folgten später Schenkungen von Seiten der Herren von Neusen und Grafen von Zollern. So schenken im Jahr 1268 die Edlen Bertold und Albert von Neusen dem Kloster einen Hof zu Vonsingen, und mehrere Jahre nachher, eignet ein Graf Friedrich von Zollern den Klosterfrauen sein Gut zu Engstingen. Solche Begabungen von Seiten der Herren von Neusen und von Zollern in den ersten Zeiten mögen den späteren Chronisten Veranlassung gegeben haben, anzunehmen, daß diese Herren Mitstifter des Klosters gewesen.

Jetzt traten Töchter von den edelsten Familien in Gnadenzell als Nonnen ein. Eine Anna, Tochter des Grafen Hartmann von Württemberg = Gröningen, welche den Schleier wegen der Gefangenschaft des Vaters anlegte, wird später unter ihnen genannt. Anfangs scheinen die Nonnen nach der Regel der sogenannten Beguinen gelebt, bald aber eingesehen zu haben, daß sie solcher Gestalt auf die einträgliche Achtung von Seiten der Welt keine große Rechnung machen durften. Der Bischof von Konstanz schickte ihnen die Regel des h. Augustins, d. h. mit andern Worten: er verband sie zu gemeinschaftlicher Wohnung und Gottesdienst, ohne die strenge Verpflichtungen der übrigen Orden. Papst Alexander IV. bestätigte sie darin, und erteilte ihnen viele Freiheiten im

Jahr 1262. Sie fanden aber bald, wie mehrere andere Klosterfrauen, daß sie nur unter dem Schutz der Predigermönche gedeihen könnten; darum trugen sie wohl jezt selbst ihren Stiftern das Gesuch vor, unter die Predigermönche gestellt zu werden; denn im Jahr 1278 entbieten Berchtold und Eberhard, Gebrüder, Herren von Lupfen „ihrem allerheiligsten Vater und Herren, des heiligen Stuhls Papst, mit Ehrerbietung billigen und schuldigen Kuß seiner heiligen Füße — da sie zu Ehren Gottes und seiner allerheiligsten Gebärerin Kirche und Kloster, das genennet wird Gnadenzell, mit Wäldern, Aeckern und allem Andern, einem Kloster nothdürftig, aus göttlicher Hülfe gestiftet haben, so ersuchen sie seine Heiligkeit, den Schwestern, die daselbst dienen, den Orden und die Regel der Predigermönche zu geben; wann aber sie die Prediger sich beschwert fühlen, daß ihrem Orden die vorgeschriebenen Schwestern eingeleibt würden, so erbitten sie seine väterliche Heiligkeit, daß sie den genannten Predigern auferlege, in solche Einleibung den Schwestern in ihren Orden zu willigen.“ Wie die Herren von Lupfen als Schirmherren beim Papst für die Frauen zu Gnadenzell in geistlichen Dingen intervenirten, so fuhren sie auch fort, für das leibliche Auskommen der Nonnen von Gnadenzell zu sorgen. So übergaben im Jahr 1302 Heinrich von Lupfen, Dekan der Kirche zu Straßburg, Eberhard, Graf von Stählingen, sein Bruder, Bertold, Chorherr zu Straßburg, Eberhard und Hugo, Söhne des Grafen Eberhard,

und Heinrich von Lupfen, dessen Bruderssohn, „aus Liebe, so sie und ihre Vorfahren zu den geistlichen Frauen, Priorin und Convent zu Offenhausen und ihrem Kloster Predigerordens, haben und vorgehabt haben — lauter und schlecht, um Gotteswillen, die Lehenschaft der Kirche des Dorfs Offenhausen, die ihnen zugehörig.“ Eine bedenkliche Clausel fügten die Herren bei: „und wollen wir, daß Priorin und Convent die genannte Lehenschaft und deren Gerechtsame nit Macht haben sollen in keinerlei Gestalt zu verkaufen, zu versetzen, zu vertauschen, hinzugeben oder zu verändern, und ob sie anders würden handeln, daß alle Gerechtsame mit der Lehenschaft und den Gütern in dem Dorf und Bau Offenhausen soll wiederkommen zu ihren Erben oder ihnen mit voller Gerechtigkeit.“ Fast könnten wir aus dieser Clausel schließen, daß die Begaber nicht sehr der guten Haushaltung der Nonnen trauten. Ihre Vorsicht erscheint gerechtfertigt, denn 100 Jahre später wurde, wie sich Felix Fabri ausdrückt, der selbst eine zeitlang Beichtiger bei den Nonnen gewesen, die Gnadenzelle „wieder ein Offenhausen und Affenhausen“, was seiner ersten Bestimmung nach ein Beschlossenhaus hätte seyn sollen. Wie die Nonnen nur eine Zeit lang auf ihrem Sigill die Aufschrift Gnadenzell führten, aber, als dasselbe abhanden kam, auf einem neuen wieder der alte Name Offenhausen erschien, so kam gar bald die gute Zucht im Kloster abhanden, denn der böse Geist der Dorfbewohner erbte sich auch auf die geistliche Niederlassung fort.

Dazu halfen freilich hauptsächlich die vielen Besuche der späteren Herren von Lupfen, von denen namentlich Töchter und Basen in Offenhausen eine angenehme Versorgung fanden. Aber auch Andere, die sich nur entfernt zur Familie der Stifter zählten, wollten sich, gleich den Schirmherren, nicht das Recht nehmen lassen, im Kloster einzufehren. Sie kamen nie einzeln, sondern brachten immer ihre lustigen Gesellschafter mit. Da gab es Mahlzeiten, Trinkgelage und Tänze, die oft die ganze Woche hindurch dauerten; da gab es bald Aufwieglungen gegen die strenge Mutter Priorin, und jeder Besuch dieser Art hinterließ neuen Zunder zur Unzufriedenheit und zum Ungehorsam. Die Junkherren versprachen ihren Basen und Freundinnen die kräftigste Unterstützung gegen jeden Versuch, sie in der Ordnung zu erhalten. Die Zucht und Schamhaftigkeit war bei den Nonnen so sehr zerfallen, daß sich jede junge Nonne zur Schande gerechnet haben würde, wenn sie mit keinem Liebhaber angebunden hätte. Wenn dann bei der einen oder andern Nonne die schlimmen Folgen des verbotenen Umgangs sichtbar wurden, so zog dieß nichts Anderes nach sich, als kurze Entfernung aus dem Kloster, „damit die Wände nicht (von Kindern) beschrien würden.“ Die ganze Strafe für so thane weibliche Schwachheit bestand in nichts Anderem, als in einem kleinen Douceur für den bischöflichen Bisar zu Konstanz. Unter den Junkherren, die in das Kloster zu Offenhausen wandelten, soll auch der junge Graf Eberhard im Bart zu Urach gewesen seyn, ja er soll sogar

mit der Frau Priorin Buhlschaft getrieben haben. Aber er war es auch, der, den sittenlosen Zustand der Nonnen am besten kennend, ums Jahr 1463, nachdem er selbst zur Besinnung gekommen war, ernstlich darauf bedacht war, der Unzucht unter den Nonnen zu Offenhausen ein Ende zu machen. Er kam in eigener Person dahin, hielt ihnen eine strenge Strafpredigt, und stellte den Nonnen die Nothwendigkeit vor, sich zu bessern. Sie versprachen hoch und theuer, Buße zu thun; aber sobald er dem Kloster den Rücken kehrte, ging das alte Luderleben wieder an. Da ließ Graf Eberhard aus einem wohlhabenden geordneten Kloster zu Pforzheim 5 Mustersnonnen kommen, um durch gutes Vorbild eine bessere Zucht unter den Frauen wieder herzustellen. Allein sie wurden gleich Anfangs mit bösen Gesichtern aufgenommen, mit aller erdenklichen Bosheit mißhandelt, und durch Hunger gequält, daß sie, allen Zuspruch eines sie besuchenden Carthäusers ungeachtet, es nur einen Monat lang aushielten, und dann unter tausend Beschuldigungen, Flüchen und schallendem Gelächter der saubern Schwestern abzogen. Von nun an war der Taubenschlag wieder geöffnet, und lose Priester, Mönche und Ritter fanden wieder Eingang in dem offnen Hause der noch schlimmer gewordenen Himmelsbräute. Graf Eberhard legte nunmehr eine eigentliche Sperre an das Kloster; er verbot jedem männlichen Fuße den Tritt in dasselbe, und als auch das nicht half, so beschloß er, es ganz eingehen zu lassen, und verbot ferner

Nobizen anzunehmen. Fünfzehn Jahre später ging
 er abermals an das Werk und erschien wieder im
 Kloster. Dießmal schien er gegen alles Flehen der
 Nonnen unerbittlich, und war taub gegen ihre Be-
 theurungen, daß sie von nun an sich bessern wollen.
 Um Alles aber wollten sie keine Reformirschwestern
 mehr annehmen, denn die Nonnen von Pforzheim
 hätten ihnen allen Wein ausgetrunken und alles Vieh
 weggeschlachtet, und sie in Mangel und Armuth ge-
 bracht. Endlich ließ sich der Graf doch erweichen,
 und schickte nach ihrem eigenen Wunsche einen alten
 ehrlichen Beichtvater, Namens Johann Maier, der die
 verwahrlosten Lämmer wieder auf die rechte Bahn
 leiten sollte. Aber Alles, was dieser ausrichtete, war,
 daß er sie das Chorsingen lehrte. Sonst plagten sie
 ihn mit allen ersinnlichen Bosheiten, legten ihm Ha-
 fenscherben, Teller und andre Gegenstände auf die
 Treppe, um zu hören, wann er käme, und um die
 verbotenen Dinge bei Zeiten wegschaffen zu können.
 Der alte Mann erkrankte und mußte weggeschafft werden;
 sein Nachfolger, Hans Buzenstengel, wurde beschuldigt,
 daß er aus der Beichte schwaze, und wurde auch
 bald weggebissen. Nun traf Eberhard ernstere Maß-
 regeln gegen die Nonnen. Zuerst hatten sie den Vor-
 wurf auf sich geladen, daß sie nur wenige Schwestern
 aufnehmen, um desto bequemer schwelgen und sich's
 wohl sehn lassen zu können; sie schlugen nun den
 entgegengesetzten Weg ein, und suchten das Wetter
 dadurch von sich abzuwenden, daß sie schnell Töchter

vom benachbarten Adel annahmten, um an diesen eine Stütze zu finden. Der Graf untersagte es, aber die Nonnen wurden immer erbitterter. Bereits verlautete, daß der Ordens-Provinzial im ganzen Land herumreite, um in den Klöstern, wohin die Nonnen einzeln gesteckt werden sollten, Plätze auszusuchen; bereits waren Abgeordnete nach Schlettstadt abgereist, um Reformirschwestern zu holen. Da schafften die Nonnen alle Kleider, Betten, Hausrath aus dem Kloster, wozu ihnen ihre früheren Buhlen heimlich auf alle Art und Weise behülflich waren. Was sie nicht wegbringen konnten, versteckten oder vergruben sie, oder verkauften sie es um ein Spottgeld z. B. eiserne Tiegel, und kauften dafür süße Weine oder Früchte. Noch zu rechter Zeit brachte der Graf Kelche und anderes Kirchensilber sammt den Pergamentbriefen, Büchern und dgl. nach Güterstein in Verwahrung. Nun kamen die Reformirschwestern aus Schlettstadt und der neue Beichtvater mit des Grafen Kanzler an; die Nonnen unterwarfen sich, und baten nun um die einige Gnade, dableiben zu dürfen. Am 27. September im Jahr 1482 erschien Graf Eberhard im Kloster mit seiner Gemahlin Mechtild und einem zahlreichen Gefolge von Neugierigen, welche schauen wollten, was nun mit den Nonnen geschehen würde. Der Bisar ließ mit der Glocke in das Kapitelhaus läuten, worauf sich alle Nonnen einfanden. Nun hielt ihnen der Bisar eine Predigt über den wahren Gehorsam, nahm dann den Nonnen alle Aemter und die Schlüssel ab, setzte

eine neue Priorin ein, nemlich die älteste unter den fünf Reformirschwestern, Namens Ursula Börnlin, eine Subpriorin, Anna von Neuburg, eine Schaffnerin, Verona Lewin aus Ulm, welche im Jahr 1519 starb. Auch den übrigen andern übertrug er gleichfalls Aemter. Er empfahl diesen allen, gewissenhaft ihr Amt zu versehen, und die gute Zucht wieder herzustellen. Aber es war Mangel an Wein und an Früchten. Da stellte der Vikar eine strenge Untersuchung an. Einige alte Klosterfrauen gestanden alsbald, wo sie wußten, daß Etwas verborgen war; die meisten waren so hartnäckig, daß sie durchaus Nichts gestanden. Da wurden diese so lange eingesperrt, bis sie bekannten, was sie entwendet, und mußten versprechen, Alles wieder zurückzugeben, was sie noch mit Brief und Sigill bekräftigen mußten. Aber doch wurde Nichts zurückgestellt. Die Nonnen wurden jetzt sämmtlich in andere Klöster geschickt. Einige davon besserten sich, andere aber liefen davon, und überließen sich einem Bagabunden-Leben. Aber damit hatte die Geschichte von Gnadenzell noch kein Ende. Ein ehemaliger Kaplan des Klosters, Ulrich Balcer von Eßlingen, kam nach Engen im Hohengau, wo er bei den Herren von Lupfen klagte, daß man mit den älteren Klosterfrauen zu Gnadenzell nicht gar menschenfreundlich umgehe. Diese gaben ihm Briefe an den Ordensgeneral mit, und der schrieb an den Provinzial zum Besten der Nonnen, doch der letztere ließ sich nicht bereden. — Indessen hielten sich die neuen Regentinnen zu Gnadenzell wohl und waren

geduldig bei aller Armuth und Mühsal. Das Kloster kam unter ihnen wieder in Aufnahme, wenn auch nicht an irdischen Gütern, doch an guter Zucht. Es wurden wieder Novizen aufgenommen, aber nur unverdorbene Jungfräulein aus der Nähe und Ferne: aus Stuttgart, Urach, Reutlingen, Dettingen, Neuhausen, Ulm, Nürnberg. Also geschah es, daß die Klosterfrauen zu Gnadenzell bald in Beziehung auf Sittlichkeit und frommen Sinn für die trefflichsten in ganz Schwabenland galten. Wohl waren sie arm, und das Kloster bedurfte einer Herstellung, aber die Nonnen waren geduldig und mit ihrem Wenigen zufrieden. Es herrschte stiller Fleiß und Ruhe beim Gottesdienst; alle Woche beichteten und communicirten die Nonnen; sie waren bei der Armuth auch wohlthätig, dem Zuwandel des männlichen Geschlechts ward gesteuert, wenn aber erlaubte Besuche kamen, so war man fröhlich und friedlich zusammen. Dabei hatten sie immer treue Verwalter und Schirmherren. Von nun an war auch Graf Eberhard milder gesinnt gegen das Kloster, er schenkte ihm einige Kirchensätze zu besserem Unterhalt. So besserten sich auch die äußeren Umstände des Klosters, und die Nonnen konnten im Jahr 1499 an die Wiederherstellung des Klosters schreiten. Zuerst gieng an die Kirche; diese war wohl in Folge jenes Blitzschlags, der bedeutsamer Weise eine Reformirschwester getödtet hatte, längst schadhaft geworden. Sie ließen das schadhafte Holz alles abnehmen, und ebenso von den übrigen Gebäu-

den, und neues vom Schwarzwald auf dem Neckar bis Tenzlingen auf Flößen herbeiführen, aber in Folge einer Ueberschwemmung des Flusses wurde das meiste davongeführt. Bei dieser Herstellung der Kirche erwarb sich der ehrbare Mann Michael Schütz von Urach, der Vater der Nonne Agnes, ein großes Verdienst, denn er bezahlte die Zimmerleute aus seinem Beutel. Als später eine theure Zeit eintrat, mußte der Bau der Klostergebäude eingestellt werden, wurde aber doch noch zu End gebracht.

Eine Hauptveränderung im Kloster führte die Reformation herbei. Mit dem Jahr 1538 machte Herzog Ulrich im Kloster Gnadenzell den Anfang damit, aber sie fand großen Widerspruch, denn im Januar dieses Jahrs beklagten sich wohl, von den Nonnen veranlaßt, die Nachkommen der Stifter, die Grafen zu Lupfen, Johann Georg und Christoph, Gebrüder, zu Engen: „was maßen sie glaubwürdig mit großer Verwundrung vernehmen müssen, wie daß in dem Frauenkloster Gnadenzell, als welches Gotteshaus dero Altvordern gestiftet und gebaut, Ihr fürstl. Gnaden Amtleut allerlei Neuerung und Aenderung fürgenommen, dadurch nit allein die Priorin und gemeine Conventfrauen desselben Gotteshaus wider ihr alt Herkommen beschwert, sondern auch ihrer Altvordern Stiftungen in viel Weg Abbruch begegnen. Sie gaben beinebens zu verstehen, daß selbige Stiftung mit dieser Bescheidenheit und Geding aufgerichtet worden sei, daß, wann sie nit steif gehalten, sondern abgethan würd,

sie die Herren Stifter oder ihre Erben vollen Gewalt und Recht haben, die Haab und Güter für sie daran geben, wieder zu ihren Händen und Gewalt zu ziehen u. s. w.“ Diese Klage wurde mit einer kurzen Replik von Seiten des Herzogs dahin beantwortet, „daß allein das ärgerlich gottlos Klosterwesen zu Gnadenzell abbestellt worden, also die Herren Grafen sich hierum nit ferner bemühen wollen.“ Nun sandten die Grafen von Lupfen alle auf ihr Anbringen Bezug habenden Dokumente ein, aber es wurde damit Nichts bezweckt. Eine gütliche Verhandlung, bei der die Herrn Grafen vielleicht eine Abfindungssumme wegen ihrer Ansprüche erhalten hätten, nahmen sie nicht an, darum ließen sich die Württemberg'schen durch Nichts mehr irre machen, sondern gebrauchten Gewalt für Recht, und ist also im Jahr 1542 der Klosterfrauen geistlicher Seelsorger abgeschafft, und an dessen Statt ihnen der Prädikant zu Gomadingen Namens Johannes Möst aufgetragen worden, welcher zwar seine Rede ausgeworfen und strenge gearbeitet, aber Nichts gefangen. Der alte Geist des Widerstrebens schien bei den Klosterfrauen zu Offenhausen wieder erwacht zu seyn. Denn bald darauf beklagte sich genannter Geistlicher bei Herzog Ulrich: „daß er nicht anders befände, daß je länger er (den Klosterfrauen) predige, je weniger er ausrichte, welches dann ihm als dem Hirten, dessen Schaaf seine Stimm nicht allein nicht hören, sondern auch für nichtig und unrecht halten wollen, ganz füglich beschweren thue u. s. w.“ Ferner

schrieb bald darauf der Vogt von Urach: daß albesagten Prädikanten Lehr und Predigt des h. Evangeliums bei den halstarrigen verblendeten Weibern Nichts verfange oder Frucht bringe, sondern sie Solches verächtlich und nur für ein Tand und Gespött aufnehmen u. s. w. Aber auch die Klosterfrauen hatten später in andrer Beziehung Veranlassung, sich zu beklagen. Im Jahr 1556 unter Herzog Christoph wurde das Kloster unter einen sogenannten Hofmeister gestellt, und die Klosterfrauen hatten jährlich eine Steuer von 80 fl. an Württemberg zu bezahlen, was sie oft kaum aufbringen konnten. Dabei scheint auch der Hofmeister nicht unterlassen zu haben, sein Schäflein zu scheeren. Wenigstens lassen die Nonnen im genannten Jahre unter Andreem also ihre Klage ergehen: so habe auch der neureformirte Hofmeister dem Gotteshaus sehr übel und allein in den Beutel gehäuset. Wie dann bekannt, daß er Nichts als einen Wagen voll Kinder mit sich in das Kloster gebracht, aber mit Lastwagen bei Nacht und Nebel hinweggefahren, hab auch ihr der Klosterfrauen Erb, so von ihren Eltern an das Kloster kommen, also unterdrückt, daß sie zu großen Schulden dadurch verursacht und beinahe an den Bettelstab gerathen wären. Wie weit man ihre Beschwerde beachtete, ist nicht angegeben; dagegen fuhren die Nonnen wieder fort in ihrer Widerspenstigkeit gegen den Prädikanten. Wann er die Klosterfrauen ermahnte, daß sie die jungen Nonnen und Töchterlein den neuen Catechismus lernen lassen, so

gaben sie zur Antwort: sie könnten und werden ihn nicht lernen, wenn sie diesen neuen Catechismus lernen müßten, so würde ihnen darob geschwinden. Fragte er sie, wenn er ihnen über das Nachtmahl gepredigt hatte, ob sie nicht Lust haben, es zu empfangen? so gaben sie den Bescheid, sie wollen es ihn wissen lassen, aber sie gaben ihm dann eine verneinende Antwort. Der Psalmen wegen entschuldigten sie sich, sie seyen alt und krank, können derowegen nicht mehr singen u. s. w. Die Predigten besuchten sie zwar, jedoch was sie zuvor gethan, das thaten sie auch noch nachher; ihre Andacht mag auch keine besondere gewesen seyn, obwohl sich der Prädikant gerade vor sie hin stellte, daß er sie alle im Gesicht hatte. Die Nonnen vermieden zwar öffentlich in der Kirche ihre Kloster-Ceremonien, aber alle sonstigen papistischen Sachen behielten sie hartnäckig bei, z. B. das geweihte Salz, Wasser, geweihte Kerzen und Palmen, das Wetterläuten u. dgl. Gern hätte man die unbotmäßigen Nonnen schon jetzt aus dem Kloster amovirt, aber die württemberg'schen Herren Räte besorgten, die Frauen möchten sich ohne Gewalt und jämmerliches weibliches Geschrei nicht an andere Orte hin abfertigen oder in ein einziges Kloster zusammen sperren lassen. Das Letzte, was man gegen sie noch vornahm, war, daß man in ihren Gemächern alle Bet- und Lese-Bücher auch Bildnisse, dergleichen aus der Kirche alle Bilder und Bücher, das Sakramenthäuslein, die brennende Ampel, Kerzen, Lichter, Weihwasser sammt

Kessel und Anderes dergleichen wegschaffte. Ferner wurden allenthalben die Radfenster und Winden vermauert. Auch sollten die Frauen, sonderlich die unter dreißig, keine Kutte mehr tragen, und weder Aebtissin noch Priorin mehr haben. Sogar die frühere Tischordnung wurde geändert; statt an langen Tischen zu essen, wo jeder Nonne bisher abgesondert das Essen aufgestellt worden, sollten nunmehr viereckige Tische gedeckt werden, wo sie zusammensitzen und aus einer Schüssel essen, und mit einander frei reden mögen. Wenn die Nonnen Alles bisherige ungern gehalten, mag ihnen das Letztere angenehmer gewesen seyn, denn das Schweigen ist doch zu allen Zeiten innerhalb und außerhalb der Klostermauern für die Frauen immer etwas schwer zu Erfüllendes gewesen. Noch bis ins Jahr 1575 wollten sich die Frauen zu Gnadenzell nicht recht fügen: über sie wurde Klage geführt und sie hatten wiederum zu klagen. Die Kirchenräthe hatten unaufhörlich mit diesen hartnäckigen Klosterfrauen zu schaffen, daß ihnen zuletzt nur noch ein Trost blieb: „wann die zwei Alte von Adel, die Spätin und die von Stein, so beede viel Jahr auf sich hatten, die Augen zuthäten, könnte füglich seyn, daß die übrigen Jungen gar abgefertigt oder mit sonderer Maas und Ordnung in andere Klöster gethan und ihnen ihr alt Wesen verneuert würde.“ Dahin kam es zuletzt auch noch vor Ablauf des 16. Jahrhunderts, nachdem die hartnäckigen, hoffnungslosen, abgelebten Nonnen den Weg alles Fleisches

gegangen waren. Es ging wie bei den meisten Klöstern in jener Zeit: die jungen Nonnen und Töchterlein ließen sich mit einer Summe Geldes abfinden, und suchten da oder dort ihr Unterkommen; manche ist noch eine liebenswürdige Hausfrau geworden, nachdem sie ohne Zuthun von dem Gelübde ewiger Keuschheit losgesprochen war, und hatte es vielleicht nie zu bereuen, daß sie die Zelle wieder mit der Welt vertauscht hatte.

Im Westphälischen Frieden wurde Württemberg im Besitze des Klosters bestätigt. Seitdem ward es von einem Hofmeister verwaltet, der Alles in Allem war, und bis in die Mitte des vergangenen Jahrhunderts darin schaltete. Nach dieser Zeit wurde im Kloster Offenhausen eine treffliche Stutterei angelegt, wie denn schon im Jahr 1590 eine Anstalt zur Maulthierzucht daselbst bestanden hatte. Im Jahr 1790 wurde diese Stutterei nach Einsiedel versetzt, aber im Jahr 1810 wieder zurückverlegt.

An die Reste des Klosters Gnadenzell knüpft sich eine Sage, die wohl in der Begebenheit, daß eine Nonne daselbst vom Blitz erschlagen worden, ihre Entstehung hat.

Die Nonne von Gnadenzell.

In jener Zeit, da im Kloster Gnadenzell noch Zucht und Ordnung herrschte, zeichnete sich unter den jüngeren Nonnen besonders Ludmilla von Helfenstein aus

durch ihre wundersame Schönheit, durch ihre stille Ergebung und herzliche Frömmigkeit. Sie war, als sie von ihrem Vater, dem mächtigen Grafen von Helfenstein, eines Gelübdes wegen ins Kloster gebracht worden war, kaum über die Kinderjahre hinaus; doch als Novizin entwickelte sich binnen eines Jahres ihre geistige und körperliche Lieblichkeit zur schönsten Blüthe. Jetzt nahte der Tag heran, an welchem ihre feierliche Einkleidung Statt finden sollte, und die Aebtissin, deren Liebling Ludmilla war, ließ die glänzendsten Anstalten treffen, um die Vermählung der schönen Gottesbraut mit ihrem hochheiligen Bräutigam zu verherrlichen. Gerade bei dieser Gelegenheit aber sollte Ludmilla durch süße, aber unverbrüchliche Bande an das Leben gefesselt werden, welches sie im Begriff stand, mit dem einsamen Nonnenstande auf immer zu vertauschen. Als sie umringt von ihren geistlichen Schwestern in feierlichem Zuge durch die von einer unzähligen Menschenmenge erfüllte Klosterkirche zum Hochaltare schritt, wo die Ceremonien der Einweihung zum geistigen Brautstande vorgehen sollten, fiel ihr Blick auf einen jungen schönen Ritter, der an einer Säule lehnte und gedankenvoll den Zug betrachtete. Als ihr Blick auf ihn fiel, verbeugte er sich bescheidenlich, während eine brennende Röthe sein Antlitz überzog. Auch Ludmilla fühlte sich das Blut in die Wangen steigen, und sich rasch abwendend, setzte sie ihren Gang fort. Aber dieser einzige Augenblick hatte eine nur zu große Veränderung in dem Herzen der

Gottesbraut hervorgebracht. Schon begann das hohe Ziel, welches sie von Jugend an als ihre Lebensbestimmung kennen gelernt hatte, in ihrem Gemüthe zu erbleichen vor dem lieblichen Bild des ritterlichen Jünglings, und eine Welt voll süßer Lust tauchte aus dem Grunde ihres Busens auf, wenn sie seinen bedeutenden Blick, sein bescheidenes Erröthen bei ihrem Anblick sich vorstellte. Verwirrt und unfähig, sich zu fassen, kam sie bei dem Hochaltare an. Die Abtissin, bemerkend die unruhige Stimmung der lieblichen Novizin, sprach ihr Muth zu, die Nonnen nahmen ihre Plätze ein, volle Orgeltöne quollen durch die hohen Hallen, die Einweihungshymnen begannen, und die verhängnißvolle Ceremonie nahm ihren Anfang. Die herzerhebenden Gesänge hatten Ludmilla einen Theil ihrer ruhigen Besinnung zurückgegeben, so daß sie im Stande war, die ihr vorgelegten Fragen mit ziemlich sicherer Stimme zu beantworten. Da nahte der Augenblick, in welchem die langen goldenen Locken der Christusbraut abgeschnitten werden sollten. Ludmilla beugte stillergeben das schöne Haupt, um es der sterengenen Scheere darzubieten. In diesem Momente aber vernahm sie einen tiefen Seufzer. Sie konnte sich nicht enthalten zurückzuschauen; und siehe, am Gitter des Hochaltars stand der junge Edelmann mit seh-nendem Auge sie anblickend und mit brennendem Schmerz im Antlitz. Ein unwillkürlicher Seufzer entglitt Ludmillens Lippen, dann fiel sie bewußtlos in die Arme der Nonnen. Die ganze Kirche war in Ver-

wirrung; aber die Ceremonien nahmen ihren Fortgang, indem dem schuldlosen Opfer schnell die Locken abgeschnitten und das Klosterhabit umgeworfen wurde. Dann trug man die nun ohnmächtige Eingeweihte sorgsam in ihre Zelle zurück, und ihre Schwestern wandten Alles an, um ihr die Besinnung wieder zu geben.

Dieses gelang zwar; allein Ludmilla's Gemüthsstimmung hatte sich für immer geändert. Sie hatte in wenigen Augenblicken die unendliche Gewalt der Liebe kennen gelernt, und erfüllt von ihr gebracht es ihr an Kraft, dem süßen Triebe zu widerstehen. Daß sie den ritterlichen Unbekannten liebe, gestand sich ihr Herz, aber liebte auch er sie? Dieser Zweifel quälte die Arme mehr noch, als das Bewußtseyn, ihre Bestimmung verfehlt zu haben, und ihrem himmlischen Bräutigam untreu geworden zu seyn.

So saß sie einst in später Mitternacht einsam in ihrer Zelle, verloren in drückende Zweifel und zerrissen von unendlichem Schmerze. Da glaubte sie plötzlich unter dem Zellenfenster Lautenklänge zu hören. Erstaunt öffnete sie das Fensterlein und steh', sie hatte sich nicht getäuscht, denn durch die kalte Winterluft säufelte ihr lieblicher Saitenklang in die Ohren und eine angenehme Männerstimme sang dazu ein liebliches Minnelied.

Ludmilla hatte, als der Gesang begonnen, sich nicht enthalten können, leise das Fenster zu öffnen, um den unbekannten Sänger zu erspähen, der es wagte,

in später Nacht unter der Mauer eines geistlichen Hauses ein Ständchen zu bringen. Sie erblickte im Dunkel der Nacht eine Gestalt, die sich an eine unter dem Fenster ihrer Zelle in der Mauer angebrachte Nische lehnte, und das Gesicht zum Fenster heraufgekehrt sang und das Lied auf der Zither begleitete. Als der Gesang geendet war, brach sich der Mond durch die dichten Wolken Bahn, und sein Strahl fiel auf das Gesicht des Unbekannten. Wie freudig erschrak die jugendliche Nonne, als sie in dem Sänger jenen Ritter wieder erkannte, dessen Anblick bei ihrer Einkleidung den Liebesfunken in ihre Seele geworfen, dessen Bild seither nicht mehr von ihr gewichen war. Also liebte auch er sie; denn warum sollte er sonst in kalter Winternacht an stiller Klostermauer ein Ständchen bringen? Während Freude und Schrecken, Zweifel und Angst wechselseitig Ludmilla's Busen durchwogte, hatte der junge Ritter sie erschaut. Ein Seufzer entstieg seinem Busen, dann beugte er vor der lieblichen Maid ein Knie und schien mit auf die Brust gelegten Händen auf eine Anrede von ihrer Seite zu harren. — Ludmilla's Schamhaftigkeit gab aber nicht zu, den sinnigen Verehrer anzureden, und so harrete der Ritter eine Zeitlang vergeblich auf ein Wort von ihr. Endlich erhob er ein wenig den Blick und sagte: „Verzeiht, edles Fräulein, daß ein Unglücklicher es gewagt hat, Euch vielleicht aus lieblichen Träumen aufzustören. Ach kenntet Ihr die Flammen, welche meinen Busen durchglühen, Ihr würdet mir

gewiß die Kühnheit vergeben, die mich antreibt, Alles zu wagen, um Euch zu sehen.“

Die Nonne konnte, als sie den jungen Ritter so bescheiden und zärtlich zugleich sprechen hörte, einen Seufzer nicht unterdrücken, und der Liebende deutete ihn, nach Art der Verliebten, gerade wie er zu deuten war. Und wirklich sagte dieser Seufzer aus Ludmilla's Munde mehr, als viele Schwüre mancher Mädchen.

Der Jüngling nahm das Geständniß ihrer Gegenliebe mit trunkener Wonne auf, und — doch die Sage berichtet uns nicht sehr genau, was noch bei dieser ersten nächtlichen Zusammenkunft der Liebenden vorgefallen, außer, daß von jener Stunde an ihr Liebesbund fest geknüpft gewesen sey.

In mitternächtlichem Dunkel kam von nun an der junge Ritter jede Nacht vor das Zellenfenster seiner holden Buhlin, bald mit sinnigen Liedern, denn er war ein geachteter Minnesänger, sie ergötzend, bald des süßen Geschwäzes der Liebe mit ihr pflegend. Ludmilla's unentweihetes Gemüth konnte an diesem Verhältnisse nichts Strafbares finden. Nur zuweilen schlich ein trüber Schatten des Zweifels an ihr vorüber, wenn sie des feierlichen Schwurs gedachte, den sie einst, obgleich halb bewusstlos, am Altare abgelegt, und worin sie sich verpflichtet hatte, nur Christus, den heiligen Gottessohn, für ihren Bräutigam zu erkennen, nur mit den Freuden der Religion ihr Gemüth zu erfüllen, nicht mehr zurückzuschauen in die

sündige Welt, und ihres Wesens ganze Kraft darauf zu richten, sich ihrer hohen Bestimmung würdig und des ewigen Heiles theilhaftig zu machen. Sie verglich diese hohen Pflichten mit ihrem Verhältniß zu dem jungen Sängern und fand dann dabei, daß nicht Christus, nicht der herrliche Heiland, den ersten Platz in ihrer Brust behauptete. Diese Trübungen verschwanden indeß sogleich, wenn die stille Nacht herniedersank, wenn Edmund unten die Zither erklingen ließ, oder seine zärtlichen Grüße zu dem kleinen Zellenfensterlein heraufflüsterte. Dazu kam noch, daß Niemand ahnte, welch' wonnige Augenblicke der schönen Ludmilla in schauerlicher Geisterstunde blühten. Ungestört sahen sich die Liebenden, ungestört theilten sie sich die süßen Liebesgeheimnisse mit, und tiefer und immer tiefer wurzelte die Leidenschaft in ihrem Herzen. Aber, obgleich Ludmilla, bezaubert von dem süßen Wahn, ihre strenge Pflicht, ihren heiligen Schwur vergessen hatte ob ihrer Liebe zu Edmund, so blieb doch diese Liebe immer rein, gleich einer lieblichen makellosen Blume.

Da nahte die festliche Osterzeit heran, und die Liebenden versprachen sich von den lauen Frühlingsnächten neue Freuden. Während aber auf der Erde die Palmen, des schönen Friedens stille Symbole, dem nackten Gezwige entsprossen, zog sich in den obern Regionen ein fürchterliches Gewitter zusammen, das so drohend über dem Lande hing, wie die ältesten Leute es noch nie gesehen. Die Landleute kamen in ganzen Schaaren

zum befreundeten Kloster gelaufen, jammern und bittend die geistlichen Schwestern, durch ihren frommen Segen die dunkeln Wetterwolken, welche den ganzen Himmel verfinsterten, und den kaum hervorsprossenden Feldfrüchten einen gänzlichen Untergang drohten, fliehen zu machen. Die Aebtissin führte auch sogleich ihre Untergebenen in die Kirche, und die Nonnen flehten, einen ganzen Tag hindurch auf den Knien liegend, Gott, den Ewigen, um Erbarmung an. Allein der Himmel blieb ihrem Flehen taub; denn die Gewitterwolken verzogen sich nicht, und Alle erwarteten mit Angst und Bangen den Ausbruch des Gefürchteten.

In der Nacht nun kam Edmund, wie gewöhnlich, vor Ludmilla's Fenster, ungeschreckt durch die undurchdringliche Finsterniß und die schon hie und da an den fernen Bergen niederleuchtenden Blitze. Als er aber Gesang und Saitenspiel beginnen wollte, da hielt ihn Ludmilla ab, indem sie ihn bat, das frohe Spiel zu unterlassen, da sie von sonderbaren drückenden Gedanken gequält werde. Edmund tröstete die Geliebte mit schmeichelnden Worten über ihre unnöthigen Besorgnisse, wurde aber früher als sonst von dem lieben Fensterlein vertrieben, indem das Gewitter seine fürchterliche Kraft zu entladen begann, und Ludmilla durch den Ton des Horaglöckleins zu ihren bereits im Chor zum Gebete versammelten Schwestern berufen wurde.

Jetzt entfaltete der Sturm seine rasselnden Schwingen. Pfeifend und fausend fuhr er über die Gauen einher und weckte die schrecklichen Blitze, brach Bahn dem

rollenden Donner. In Strömen entstürzte das elektrische Feuer den verderbenschwangern Wolken, unaufhörlich raste Sturm und Donner. Es beugte sich krachend und aus seinen Grundvesten gerissen der majestätische Eichenwald, Felsen zersplitterten, und überall loderten, von Gottes Feuer entflammt, Tannenhaine, Häuser und Dörfer auf in heller Gluth. Vergeblich war der Klageruf der Unglücklichen, denen die Flammen ihrer Wohnungen über dem Haupte zusammenschlugen, vergeblich ihr Hülfseruf, ihr herzerreißendes Jammern. Wer sich hervornagte aus dem schützenden Dache, den erschlugen des Hagels dicke und mit unwiderstehlicher Gewalt von dem Sturmwind zur Erde niedergepeitschte Schlossen. So schien endlich das menschliche Leben ganz erstorben zu seyn, denn nur die schrecklichen Naturkräfte walteten noch mit ihrer fürchterlichen Macht, und die Sterblichen erkannten, sich ängstlich verbergend, ihre unwiderstehliche Gewalt.

Im Kloster war Alles in Furcht und Bittern, und immer mehr steigerte sich die Angst der Nonnen, als mit dem kommenden Morgen der Grimm des Gewitters zu-, statt abnahm. Die fürchterliche Naturerscheinung zu beschreiben, hält sich selbst die Sage zu schwach, die doch sonst an einfachen, aber kräftigen Ausdrücken so reich ist. Drei Tage und drei Nächte dauerte das Gottesgericht, denn so nannte man das Gewitter, und immer noch tobte es mit derselben, ja mit noch größerer Hestigkeit, mit der es begonnen. Ein schreckliches Dunkel hing über dem Gesichtskreis,

rings waren Bäume und Wälder niedergeschmettert, der Fluß, sonst des ganzen Gaues Zierde, brauste jetzt mit verheerenden Fluthen einher und glich, beleuchtet von immerwährenden Blitzen, einer schwimmenden Feuermasse. Rings war das Leben erstorben; alle Menschen hatten sich verborgen, um den Elementen den Kampfplatz frei zu lassen.

Da versammelte am Morgen des vierten Unglückstages die fromme Aebtissin des Klosters ihre Gemeinde im Gotteshause, und mitten unter sie tretend, sprach sie also: „Heute Nacht, als ich erschöpft an Geist und Körper, entschlummert war, ist mir im Traume eine Erscheinung gekommen, welche mir ein Mittel angab, diesen Alles verheerenden Sturm zu hemmen. Eine unter Euch, meine lieben Schwestern, muß unreinen Herzens sein. Sie trete hervor, bekenne reumüthig ihre Schuld, auf daß wir sie den Blitzen, Gottes mächtigen Boten, hingeben, damit der Allmächtige verfühnt, diesen fürchterlichen Stürmen Stillschweigen gebiete. Denn so zu thun befahl mir die Erscheinung.“

Als die würdige Aebtissin so gesprochen, sahen sich die Nonnen unter einander erbleichend an; Ludmilla aber traf die Rede der Aebtissin wie ein Donnerschlag. Der Zweifel furchtbar Gewicht fiel auf ihre Seele; ihre Füße bebten, ungestümm tobte ihr das Blut durch die Adern, während kaltes Frösteln ihre Glieder durchrieselte. Wie von einer unwiderstehlichen Gewalt vorwärts getrieben, wankte sie aus dem Kreise der Nonnen, und laut aufkreischend stürzte sie mit dem markdurch-

dringenden Rufe: „Ich bin die Schuldige!“ vor der Aebtissin nieder.

Erstarrt stand diese, so wie alle Nonnen. Beinahe unmöglich schien es ihnen, daß die edelmüthige, fromme und allgemein geschätzte Ludmilla sich solch' schweren Vergehens bewußt seyn könne. Mitleidig beugte sich die Aebtissin zu der Schuldigen nieder, ob sie im geistverwirrenden Fieber, oder in Wahrheit geredet. Als aber Ludmilla mit bleichem Munde ihre Schuld bestätigte, als, da sie das Wort: „Schuldig“ selbst über sich aussprach, das Gotteshaus, von rasselndem Donner, wie von Gotteszeugen in seinen Grundvesten erzitterte, da erhob sich die Aebtissin, mit strenger Würde und sprach: „Dein Gewissen hat dich angeklagt, verirrte Schwester, dir geschehe nach Gottes Urtheil, das er mir geoffenbaret hat. Auf, meine Schwestern, reinigt unsere geweihte Wohnung von der Sünderin; gebet sie preis dem Gerichte des Ewigen.“ So sprach die Aebtissin, und die Nonnen ergriffen die halb leblose Ludmilla, und sie aus dem Gotteshause und über den Vorhof schleppend, stießen sie dieselbe durch die Klosterpforte hinaus in das fürchterliche Ungewitter. Aber als sie noch an der geöffneten Pforte standen, bot sich ihnen ein wunderbarer Anblick dar. Von halbem Blizeslichte umleuchtet, sprengte durch den Sturm auf hohem Rosse ein schöner Ritter heran mit den Worten: „Nun bist du mein; keine Gewalt auf Erden soll dich mir wieder entreißen!“

die arme Ludmilla, die schon im Begriffe war, umzuſinken, auf das ſchäumende Roß hehend.

„Edmund,“ ſchrie Ludmilla, alle ihre Kräfte ſammelnd, „Edmund, was willſt du hier? Ich bin verworfen; Gottes Gnade hat mich verlaſſen.“ „Du biſt rein, wie ein ſchuldloſes Lamm, entgegnete der Geliebte, „ich will dich retten; der Ewige mag uns gnädig ſeyn.“

Mit dieſen Worten hüllte er ſie in ſeinen Mantel und ſpornte ſein Pferd zu raſchem Laufe. Aber der Traum der Aebtiffin ſollte in Erfüllung gehen. Kaum hatte das Roß hundert Schritte zurückgelegt, da zuckte ein Blitz herab auf die Häupter der Liebenden, und eine Wetterwolke umhüllte ſie, nach allen Seiten züngelnde Blitze und rollende Donner ſtreuend. Ein unnennbares Entſetzen ergriff die an der Kloſterpforte wie durch eine geheime Macht feſt gehaltenen Nonnen.

Aber ſiehe, plötzlich ſchwieg Sturm und Gewitter. Vom blauen Himmelsgewölbe ſtrahlte herrlich, wie am erſten Schöpfungstage, die Sonne; die die Liebenden umhüllende Wetterwolke verſchwand, und aus dem Schatten derſelben erhoben ſich die Geiſter Edmunds und Ludmillas, bekleidet mit ätheriſchem Lichte, und ſchwebten, umſchlungen und in ſeliger Wonne, ſtrahlend himmelan.

Von reiner Lieb' durchdrungen,
Von ihrer Kraft durchsprüht,
Han ſie ſich aufgeschwungen,
Wo ew'ge Wonne blüht.

IX.

Pfalzgrafenweiler

im Schwarzwald.

Zwischen Freudenstadt und Nagold, ziemlich hoch mitten auf dem Schwarzwald, liegt das stattliche Pfarrdorf Pfalzgrafenweiler mit mehr als 1200 Einwohnern. Hier stand einst eine stattliche Burg der Pfalzgrafen von Tübingen, woher dieselbe auch den Namen führte, denn zuvor hieß das Dorf schlechtweg Weiler (Wilare), wie auch späterhin oft noch Dorf und Burg so geheißen. Die Höhen des Schwarzwalds waren den jagdlustigen Pfalzgrafen gar gelegen, um ihre Jagdlust zu befriedigen, und so erbauten sie da und dort Thürme und Jagdschlösser, von wo aus sie Bürschen gingen, und nach den Mähen der Jagd sich vergnügten. Urkundlich gewiß erbaute Pfalzgraf Rudolf von Tübingen im Jahr 1209 auf einer Felsenspitze bei Schwarzenberg die Burg „Königswart“, in welcher Ruine noch in der Mitte des letzten Jahrhunderts folgende drei Inschriften in lateinischer Sprache zu lesen waren: „Pfalzgraf Rudolf von Tübingen ließ dieses Haus bauen im Jahr der Menschwerdung Jesu Christi 1209, damit Alle, die hier jagen wollen, seiner eingedenk seien, und für sein Seelenheil bitten;“ ferner: „dieses Haus hat Pfalzgraf Rudolf von Tübingen im Jahr der Menschwerdung 1209 zu seinem

Gedächtniß erbaut;" endlich: „Rudolf Pfalzgraf von Tübingen ließ diese Halle machen im Jahr der Menschwerdung Christi 1209 zu seinem Gedächtniß.“ Von dieser Ruine Königswart ist freilich auch jetzt noch mehr zu sehen, als von der Burg Pfalzgrafenweiler, von welcher nur noch nahe am Westende des Dorfs erkennbare Spuren vorhanden sind. Zur Zeit des Historikers Sattler (1702) müssen noch Trümmer der Burg gestanden haben, die „ganz mit Hecken verwachsen waren," auch war noch ein Burggraben da, aus welchem das Wasser durch Leichel in den Flecken geführt wurde. Die Burg muß schon in sehr früher Zeit erbaut worden seyn, vielleicht von Pfalzgraf Hugo von Tübingen, denn sie ward schon im Jahr 1165 genannt. Als nemlich, unmittelbar nach der Tübinger Fehde, da Herzog Welf VII. siegelos auf die Achalm flüchtete, derselbe die Fehde erneuerte, unterstützt von Herzog Berthold IV. von Zähringen, verheerte er die Besitzungen des Pfalzgrafen. Er wandte sich nach der Zerstörung von Kelmünz zur Burg Hildratshusin (Hildrizhausen), eroberte und zerstörte sie; dann brach er zu Gültstein die festen Kirchthürme, die als Beste benützt worden, und belagerte die Burg Wilare (Pfalzgrafenweiler), wo er zwar eine Zeit lang aufgehalten wurde, aber als er sie strenglich stürmte, nahm er sie und schleifte sie. Wohl ließ Pfalzgraf Hugo die Burg wieder aufbauen. Nach dieser Zeit wird ein edles Geschlecht genannt, das zuverlässig von diesem Weiler den Namen führte. Im Jahr 1209

übergab Hugo von Wilare, ein edler und ehrbarer Mann, seiner Gattin und seiner Eltern Seelenheil dem h. Gregor, so wie den Brüdern zu Kloster-Reichenbach die Hälfte einer Mühle im Weiler Altheim, welche er eigenthümlich besaß, mit dem Beding, daß von ihren Gülten für seine Hausfrau Mathildis ein Jahrestag gehalten würde. Nach seinem Ableben sollte auch für ihn selbst ein solcher gehalten werden, und zwar mit dem Jahrestag der Hausfrau an einem und demselben Tage. Auch sollte zu gewissen bestimmten Zeiten ein Licht vor dem Altare angezündet werden. Zeugen bei dieser Schenkung war unter Andern ein Volmar von Wilare, mit dem Beinamen Grawa. Wohl sind dieß Ministerialen der Pfalzgrafen von Tübingen gewesen, die hier ihren Sitz hatten. Im Jahr 1228 ist wenigstens Pfalzgrafenweiler noch im Besiz der Pfalzgrafen. Denn in diesem Jahr macht Pfalzgraf Rudolf nebst mehreren Erbgütern auch die Burg Wilare dem Hochstift Straßburg lehenbar. Schon im Anfang des 14. Jahrhunderts, sollte man meinen, wären die Grafen von Württemberg an der Burg Pfalzgrafenweiler theilhaftig gewesen, denn, als im Jahr 1311 die Kriegsflamme durch das ganze Württemberger Land lohete, und die Städte mit ihren Bundesgenossen, den mächtigsten schwäbischen Dynasten, den Herzogen von Teck, den Grafen von Tübingen und vielen andern den Grafen Eberhard von Württemberg bekriegten, da belagerte Graf Rudolf von Hohenberg den Grafen und seinen Sohn mit Maschinen und andern Be-

lagerungswerkzeugen, und zerstörte ihm zwei Burgen, von denen die eine Hoheneck, die andre Pfalzgrafenweiler hieß, wenn anders die Worte des Chronisten wirklich so zu lesen sind. So viel ist gewiß, daß im Jahr 1421 Pfalzgrafenweiler und Besenfeld sammt Zugehörungen von dem Grafen Bernhard von Eberstein um 2600 fl. an Württemberg verkauft wurden. Im 15. Jahrhundert besaßen auch die Herren von Emershofen und Leinstetten grundherrliche Rechte zu Pfalzgrafenweiler. Wie und wann die Burg Pfalzgrafenweiler zur Ruine geworden, ist nicht überliefert. Noch im Jahr 1566, so heißt es in der Chronik der Grafen von Zimmern, sah man „daß Burgstall und die Gräben, die darum sein gingen.“ Aus derselben Chronik, die Graf Wilhelm Werner von Zimmern geschrieben, theilen wir eine liebliche Sage mit, die von der genannten Burg ihren Ausgang nimmt.

Die Historie von Meister Eppen und seinen Hunden.

Die allerälteste Gedächtniß von Erdmännlein hab sich vor etlich hundert Jahren bei einem Pfälzgrafen von Tübingen begeben. Es leit noch ein Dorf auf dem Schwarzwald, genannt Pfalzgrafenweiler, in dem ist ein Burg gewest, die hat noch heutigs Tags Gräben, aber von Länge wegen der Zeit ist sie sonst in ein solchen Abgang kommen, und mit so großen

Bäumen verwachsen, daß es schier keinem Burgstall
 gezeichnet. In diesem Schloß und Weiler hat einst
 ein Graf von Tübingen gewohnet, der hat unter an-
 dern Kurzweilen viel gepflogen zu jagen, wie dann
 die alten Deutschen, unsre Vorfahren, sich des Weid-
 werks viel beflissen, davon auch der Cäsar schreibt.
 Auf ein Zeit ist der Graf abermals aufs Holz gegan-
 gen, da ist ihm auf dem Wald ein wunderkleins Jägerlein
 bekommen, das führt zwei Jagdhündlein mit sich an
 einer Kuppel; das Männlein nannte sich Meister
 Epp, dergleichen die Hündlein, das ein Will, das
 ander Ball, woher sie aber kommen, das find't man
 nit beschrieben. Der Graf hatt' ab dem Jägerlein
 und seinen zwei Hündlein so viel Gefallen, daß er
 die mit ihm heim nahm gen Pfalzgrafenweiler, und
 behielt die viel Zeit also bei sich und fürnhin. Als
 oft der Graf mit Meister Eppen und seinen zweien
 Hündlein auf den Wald zog, so fieng er allwegen
 Wildbrett, daß er ungefangen nie heim kam, zudem
 gieng es dem Grafen, so lang er dieß Erdenmännlein
 oder Jägerlein bei sich erhalten, glücklich und wohl
 an Leib und Gut und Allem, das er fürnahm. Ein-
 mals unterstund sich der Graf, abermals zu jagen
 mit seinem Jägermeister Eppen und denen zweien
 Hündlein Willen und Ballen an dem Weilerwald,
 allernächst hinter Teherbach dem Schloß; wie sie nun
 in den Wald kamen, da brachten die zweien Hündlein
 ein mächtigen Haupthirsch, der nit von diesen Landen
 war, auf die Füß. Der Hirsch nahm die Flucht gen

Horb der Stadt und ab für ein Wald, heißt der
 Weithow, und fürs Tübingen zu, daneben aber für
 Gemünd, Ellwangen, Dinkelsbühl, Nürnberg und
 durch den Behemerwald, bis gen Prag in einen Wald
 dabei gelegen. Der Graf und sein Jägermeister Epp
 mit ihren Hunden Willen und Wallen zugen alles
 hinnach alle Tag, bis sie die Nacht begriff, und allzeit
 Morgens früh wieder auf, zugen also hernach bis gen
 Prag; sie kamen an die Burg, darin damals ein
 König von Behem mit seinem Hofgesind. Wie aber
 der Graf, auch sein Jäger und die Hund an die Porten
 kamen, da war es beschloffen. Es waren aber die
 zwei Jägerhündlein Will und Wall so wohl Lauts,
 daß sich Männiglich darob verwundert. Diese Ding
 waren dem König gleich fürbracht, der hieß sie ein-
 lassen. Da zog der Graf mit seinem Jäger und denen
 Hündlein bis in des Königs Saal, darin hiengen ob
 den tausenden Hirschgehörn. Wie aber die beid Hünd-
 lein unter des Gehörn kamen des Hirsch, den sie also
 gejagt hatten, da sahen sie über sich auf, und hoben
 abermals so wohl Lauts, daß der König und alles
 Hofgesind ein groß Wunder darob nahm. Man thät
 auf des Königs Befehl die Gehörn eins Theils, die
 des nächsten gefangen waren, herab und legt die für
 beede Jagdhündle, welche, als sie über das recht Ge-
 hörn kamen, da fielen sie darum, zu gleicher Weise,
 als die Hund thun, die einen Hirsch bestätigen. Darauf
 sagt des Königs Jäger, daß derselbig Hirsch erst bei
 einem Tag darvon war gefangen worden, darbei man

auch wohl erkennen konnt, daß es der Hirsch war, der des ersten an dem Weilerwald bei Teherbach wie obgemeld't auf die Bein war gebracht worden. Darauf ward der König von Behem größlicher verwundert, wie es um diese Sache eine Gestalt hätte. Also erzählte der Graf dem König den Anfang bis ans Ende: erstlich, wie ihm sein Jägermeister, Meister Epp, das klein Männlein sammt seinen zweien Jagdhündlein auf dem Holz wären aufgestoßen, auch wie ihm hernach allemal auf dem Jagen gelungen, und er nie leer oder ungesungen wäre heim kommen; mehr, wie er diesen Hirsch am Weilerwald des ersten hätte antreffen, dem wären sie darnach alle Tag bis daher nachgezogen. Da nun der König solche Abentheuer vernahm, und hörte des Grafen Namen, da kannt er ihn wohl, und fand seinen Namen geschrieben in etlichen Briefen, daraus eigentlichen abzunehmen und zu erweisen, daß er des Königs von Behem offner abgesagter Feind war, darob erschrak der Graf nit wenig. Also sprach der König, er sollt' darob nit erschrecken, dann er wäre Leibs und Guts sicher. Die Herren und ander Hofgesind, so dabei waren, redeten so viel zu den Sachen, daß der König und der Graf freundlicher und allerdings vereinigt wurden, und ließ der König alle Ungnad fallen. Ueber etliche Zeit, als der Graf mit seinem Jägerlein Meister Eppen und den zweien Jagdhündlen Willen und Wallen wollt hinweg scheiden, da bat ihn der König so ernstlich um die zwei Hündle mit Vermelden, wo

er ihm die schenkte, wollte er ihm Nichts versagen, warum er ihn auch hätte, das ziemlich wäre. Darauf bedachte sich der Graf, und unterredete sich mit Meister Eppen seinem Jägermeister deshalb. Meister Epp widerrieth dem Grafen, das zu thun, so versagt auch der Graf dem König ungern seiner Bitt, thät es auch noch viel ungerner. Wie er also in langem Zweifel stand, durst er's dem König nit abschlagen, und schenkte ihm letztlich die Hündlein. Sobald das geschah, da wollt sich das Jägerlein Meister Eppe von seinen lieben Jagdhündlein dem Willen und Wallen nit scheiden, sondern blieb auch bei dem König zu Prag. Unlange hernach da rüstet der König von Behem den Grafen von Tübingen mit Knechten und Pferden, auch andern Schenken nach königlichen Ehren, und ließ ihn mit allen Gnaden abscheiden. Der Graf reist wieder heim gen Pfalzgrafenweiler, und bald darnach kam ihn ein Verlangen an nach seinem Meister Eppen und den Jagdhündlein; das mehret sich an ihm so viel, daß er anfieng, an Leib und Gut abzunehmen, auch bald darauf starb. Hernach haben seine Nachkommen diesen Sitz Pfalzgrafenweiler verlassen, daß keiner mehr an demselben Ort gesehen, gleichwohl dem Dorf der Nam blieben, und ist auch die Herrschaft von den Grafen von Tübingen in fremde Hand kommen. Viel Vermuthungen nach so hat sich diese Historia unter Kaiser Heinrich dem Dritten des Namens begeben, der den König von Behem überzogen, und hat damals nit allein der römische Kaiser, son-

dern auch mehr Theils alle Fürsten und Stände des deutschen Lands der Krone Behem abgesagt, und wiewohl die Historia von Bielen möchte als für unglaublich geachtet, so mag doch nit verneint werden, daß sich vor Zeiten wunderbarliche Sachen in deutschen Land begeben.

Die Historie aber mit Meister Eypen und seinen Hunden, auch dem Pfalzgrafen von Tübingen, ist entnommen aus dem handschriftlichen Geschichtsbuch eines Namens Besensfelder, der, von Horb gebürtig, daselbst seit 1424, an 29 Jahre Amptmann gewesen, und, nachdem er noch anderwärts in verschiednen Diensten sich befunden, eben dort um 1470 in gutem Alter gestorben. Derselbe aber hat die Historie von einem gar alten Edelmann gehabt, hat Stefan von Emershofen geheissen, der dazumal saß im Schloßlein Fehrenbach zwischen Horb und Haiterbach an der Waldach gelegen; derselbe hat's von seinen Voreltern in Geschichten bekommen.

X.

Die Kilianskirche

zu Heilbronn.

Die Stadt Heilbronn trägt in ihrem Namen die Urkunde ihrer Entstehung. Heilibrunna, das ist ihr Name, wie sie zum ersten Male im Jahr 823 in der Geschichte genannt wird, und Heilicobrunno, Helicbrunno, ist ihr späterer Name. Alle diese Benennungen weisen auf Eines hinaus: der Brunnen des Heils (Heilbronn), der heilige Brunnen. Wie dieser Name entstanden sei, darüber berichtet eine Sage, die sich in einem alten Heidelberger Lagerbuch vorfinden soll. Laut dieser hatte die Auffindung der Quelle des Siebenröhrenbrunnens, und die Belegung des christlichen Missionswerkes durch Carl den Großen eine kirchliche Ansiedelung an diesem Orte zur Folge. Der Name Heilbronn, Heiligenbronn, den Carl dem Orte gab, sollte im Sinne Carls die Idee einer physischen und sittlich-religiösen Heilung andeuten. Die erste Ansiedlung an diesem Heilbrunnen war eine Kirche. Diese war schon in den Zeiten Karlomanns und Pipins an dieser Stelle gegründet und dem heil. Michael geweiht. Sie war von den beiden Genannten dem Hochstift Würzburg übergeben, welche Uebergabe Carl der Große bestätigt hatte. Sein Nachfolger Ludwig stellte im Jahr 823 eine neue Urkunde im

Sinne seines königlichen Vaters darüber aus. Diese Michaelskirche war also bereits vor Karl dem Großen am heiligen Borne gegründet, war aber wohl nur ein kleines unscheinbares Gotteshaus, vielleicht nur eine Kapelle und baufällig, und Karl der Große erbaute an ihrer Statt eine große Kirche. Wo aber stand diese Kirche? zuverlässig ganz nahe bei dem heiligen Brunnen, aus dem der spätere Siebenröhrenbrunnen geworden. Somit werden wir auf die St. Kilian'skirche gewiesen, unter deren Hochaltar man wirklich das geheimnißvolle Murmeln der Quelle des Siebenröhrenbrunnens hört. Karl Jäger in seinem trefflichen „Handbuch für Reisende in den Neckargegenden“ hält dafür, daß nicht da, wo die Kilian'skirche steht, der Platz der ältesten Kirche gewesen, sondern die viel weiter von dem Brunnen entfernte Deutschhauskirche sei die uralte Kirche, welche wenigstens einem Theile nach aus den Zeiten Karls des Großen stamme. Dieser uralte Theil wäre die Kapelle unter dem Thurme, in welcher der St. Nepomuksaltar steht. Die Zierrathen und Fenstergestelle, noch mehr das sehr niedere Kreuzgewölbe, das von vier Säulen getragen wird, so wie die Säulen und Verzierungen der zwei untersten Abtheilungen des Thurms, gehören wohl einer sehr alten Zeit an, aber es ist noch eine Frage, ob es wirklich Carolingische Bauart ist, was wir daran wahrnehmen. Bauwerke aus älterer Carolingischer Zeit sind in unserm Schwabenlande nur selten zu finden. Vor Allem aber fehlt die Quelle

des Siebenröhrenbrunnens, wenn gleich Karl Jäger a. a. O. meint, der Siebenröhrenbrunnen könnte mehrere Quellen, also auch eine unter der Deutschhauskirche befindliche haben. Das constatirte Nichtvorhandenseyn einer solchen widerlegt Jägers sonst scharfsinnige Vermuthung und Ansicht, und wir halten die Kilianskirche für diejenige, welche auf den Grundlagen der uralten Michaeliskirche steht. Daß die neuerbaute Kirche nicht denselben Patron erhalten, den die frühere gehabt, ist von keinem Moment, ist ja auch die Kirche zu Königshofen an der Tauber, welche mit der Heilbronner Michaeliskirche in der Urkunde vom Jahr 823 genannt wird, in späterer Zeit, als sie umgebaut wurde, umgetauft worden, und ist statt einer Martinskirche eine St. Maurizius-Kirche geworden. — Die Kilianskirche hat aber mit allem Fug diesen Namen nach Abgang des ersten Gotteshauses erhalten, denn der h. Kilian ist ja derjenige gewesen, der an diesem Orte zuerst das Wort des Heils gepredigt, und aus dem heiligen Brunnquell getauft hat.

Nach ein Paar Jahrhunderten, als die erste Ansiedlung zu Heilbronn (villa Helibrunna) zu einem großen Orte geworden, war die alte Michaeliskirche nimmer geräumig genug, um die Menge der Gläubigen zu fassen, darum schritten die Bewohner Heilbronn zum Bau eines größeren Gotteshauses, und es wurde im Jahr 1013 der Grundstein zur Kilianskirche gelegt. An der östlichen Seite des Strebepfeilers bei dem nördlichen Thore unter dem Thurme haben

wir in alter Lapidarschrift mit lateinischen Buchstaben die Urkunde für unsre Angabe, sie lautet:

Anno 1013 zu Sanct Kilianstag legt man fürwahr an diesem Bau den ersten Stein. Gott geb dem Stifter allen Lohn, auch denen, die haben weiter verricht und diesen Stein hier offenbart 1510 Jahr. — Also fünf Jahrhunderte verflossen seit Gründung der Kirche bis zu ihrer Vollendung. Weil verschiedene Zeiten daran bauten, so vermiffen wir an der Kilianskirche eine harmonische Verbindung zu einem Ganzen, eine Einheit des Styls. Die Kirche theilte nemlich das gleiche Schicksal mit so vielen anderen. Jahrhunderte gingen oft an einem solchen Bau vorüber, bis er unter dem Drange von widrigen Umständen vollendet war. Man begann oft einen Bau, ohne zu wissen, woher man das Geld dazu bekommen würde. Die Kirche verließ sich auf ihr gut Glück, die Gläubigen für ein solches Werk zu begeistern. Wer Geld hatte, gab Geld, wer keines hatte, dem wies die sorgfältige Mutter hier eine Gelegenheit an, durch Handarbeit den Himmel zu verdienen und seine Sünden zu büßen, wobei sie immer das lohnende Bewußtsein für sich hatte, ihre Kinder zu einer heilsamen Thätigkeit ermuntert zu haben. In Zeiten der Noth wurden die Gemüther kälter für ein solches Werk, man stellte es ein, und begann es oft erst nach Jahrhunderten wieder unter günstigeren Ausblicken. Auf solche Weise ging die Einheit des Styls verloren, und wir haben solcher Gestalt so wenige

alte Kirchen, die einen reinen Styl haben. Das Gesagte findet seine volle Anwendung auch auf die Kilianskirche. Das Salische und Staufische Zeitalter ließ an dem Gebäude nur wenige Spuren zurück, und wir haben mehr eine Kirche im gothischen Style vor uns, deren Thurm nach dem ursprünglichen Riß viel höher hätte werden sollen, und noch einen Aufsatz in späterem gothischen Style erhalten hat. In die Salische Zeit gehören wohl noch die beiden kleinen Kuppelthürme, welche zwischen dem Chor und dem Langhaus stehen, und besonders durch ihre einfachen Fensterbogen mit halb erhabenen Säulen ihr Alterthum beurfunden. Sehr wahrscheinlich befand sich zwischen diesen Thürmen die alte kleinere Kirche vom Jahr 1013, an deren Hauptportal diese Thürme rechts und links standen. Nachher wurde das Schiff der jetzigen Kirche angebaut, und die alte bildete vor der Hand den Chor der neueren Kirche. Die Erweiterung der Kirche, welche 600 rheinische Gulden kostete, fällt in die Zeit der letzten Staufer, und noch darüber hinaus, etwa bis 1309. Wenigstens wurde die erweiterte Kirche erst um diese Zeit zum Gottesdienst gebraucht, da der Kirchherr, Magister Gebwein, in diesem Jahre eine Pfründe zum Mariä Magdalenen und Barbara Altar gestiftet, welcher Stiftung bis zum Jahr 1440 noch 15 ähnliche folgten. — Von den früheren Baumeistern der Kirche haben wir keine Kunde. In der Mitte des 15. Jahrhunderts baute der Straßburger Meister Hans von Mingolsheim an der Kirche.

Ihm folgte Meister Burkhard von Augsburg, den der Rath im Jahr 1480 beschrieb. Noch von dem zuvor genannten Meister wurde der Chor begonnen, im Jahr 1475, wie auf einem gemalten Fenster gegen Norden zu lesen ist. Um den Chor zu bauen, mußte zuvor die alte Kirche, welche im Jahr 1013 begonnen wurde, abgebrochen werden, was nur nach eingeholter Erlaubniß des Bischofs von Würzburg geschehen konnte. Der Chor ist außen und innen im reinsten gothischen Stile aufgeführt. Die zwei Thüren des Chors sind einfach und schön gearbeitet. An der nördlichen Seite des Chors ist das Leiden Christi am Delberg in Stein gehauen. Ueber der oberen Thüre des Schiffes der Kirche gegen Mittag ist Kilian auf dem Bischofsstuhle, und über der Thüre bei den Rathsherrn Maria mit dem Christuskinde in Stein eingehauen. An der nördlichen Wand des Schiffes finden sich noch Spuren von Gemälden, unter andern eine Kreuzigung. An der nördlichen Seite der Kirche bei den Handwerksläden lag bis zum Jahr 1805 ein 80 Schuh langer Balken, vorn stark mit Eisen beschlagen, auf beiden Seiten mit eisernen Ringen versehen. Es soll ein römischer Sturmbock gewesen seyn, den K. Rudolf von Habsburg, nach Andern K. Karl V. bei einem Besuche der Stadt schenkte. — Zwischen dem Schiff und dem Chor der Kirche stehen zwei kleinere Ruppelthürme, von denen wir bereits gesprochen; in ihrer Mitte erhebt sich ein höherer spitziger Thurm mit einem Satteldache, der nur auf dem Gebälke

der Kirche aufsteht. Ehemals hatten alle diese drei Thürme Glocken; jetzt befinden sich im nördlichen drei und in dem mittleren eine Glocke. Die größte unter den Glocken im nördlichen Thurme ist sehr alt, ungefähr 30 Centner schwer, und hat die Namen der vier Evangelisten in Mönchsschrift um den Rand herum. Von dieser Glocke geht eine Sage. Es habe sich Jemand in der Gegend verirrt; durch den Klang einer Heilbronner Glocke wurde er wieder auf den rechten Weg gebracht, und nun machte er die Stiftung, der zufolge jeden Abend um acht Uhr die genannte Glocke angezogen werden sollte. Auf der zweiten Glocke im nördlichen Thurme ist Kilians Bildniß aufgegossen sammt der Inschrift:

Osanna heiß ich, unserer Frauen und St. Kilian
 Ihr läut ich, Bernhard Lachmann goß
 mich. anno dom. 1479.

(B. Lachmann starb im Jahr 1517 und liegt in der Kirche begraben.)

Der große Kirchthurm, wann er auch vermöge seiner Bauart zweien Zeitaltern angehört, ist immerhin ein merkwürdiges Gebäude. Seine Höhe bis zur Spitze beträgt 217 Fuß, also ist er der höchste vollendete Thurm einer gothischen Kirche in unsrem Vaterlande. Der Untersatz des Thurms besteht aus einer vierseitigen Säule, an welche sich auf beiden Seiten gegen Norden und Süden kleinere Vorhallen anschließen, von denen die nördliche eine Altane hat. Er ist in einfachem, edlem Style gebaut; seine Hauptgesimse haben schöne

Kränze mit gothischen Bogen und Lilien, die Fensterbogen, meistens freisrund, sind mit Laubwerk u. dgl. verziert. Zwei Treppenthürmchen sind innig mit dem Thurme verbunden, aber nur das südwestliche ist ausgebaut, das andere unvollendet. Die unteren Hallen des Thurms stehen mit der inneren Kirche in genauer Verbindung; die unterste enthält zum Theil die Haupteingänge zum Schiff, die obere eine Orgel. Höher als das Dach der Kirche enthält der Thurm ein Gewölbe, worin die größte Glocke hängt. Diese wiegt 8000 Pfund, und hat außer den Namen der Apostel und der Maria die Inschrift:

Sum vas ex aere, tria nuncio: funera flere,
festa celebrare, tempus nocuumque sedare.

(Ich bin aus Erz, und verkünde dreierlei: betraure die Leichen, verherrliche die Festtage, beruhige verhängnißvolle Ungewitter.)

Diese Glocke wurde ebenfalls von Bernhard Lachmann im Jahr 1479 gegossen, aber erst im Jahr 1533 aufgehängt. Seit 1630 wird sie jeden Mittag geläutet „wegen einer alten Betzeit, weil die Papisten rumorten.“ Ueber dem Glockengewölbe ist die erste Gallerie, die rings um die Wohnung des Thürmers führt. Von hier an hat der Bau einen anderen Charakter, und es scheint, als ob der Baumeister Hans Schweiner von Weinsberg, mit dem im Jahr 1507 nach dem Taglohn gedingt wurde, vom ersten Riß des Thurms abging, denn der obere Theil desselben steht offenbar in keinem Verhältniß zu dem

unteren, der einen großartigeren Riß verräth. Statt daß der Baumeister, wie es bei andern gothischen Kirchen der Fall war, eine geradelinigte Pyramide aufstellte, baute er einen Aufsatz aus mehreren Stockwerken, wovon das höhere stets einen kleineren Umfang hat, als das untere, bis die 8 Fuß hohe Bildsäule eines Mannes mit Schwerdt und Fahne (Stadtadler) die Krone des ganzen Bauwerkes bildete. Dieser Aufsatz wurde im Jahr 1513 begonnen, laut einer am untersten Gesimse, über der Thüre an der westlichen, gegen die Windgasse hin gekehrten Wand, befindlichen Umschrift, die freilich keinen großen Poeten zum Verfasser hat:

Rund sey jedem und offenbar,
als man zählete fürwahr
nach der Geburt Gottes unsers Herrn
tausend fünf hundert dreizehn mehr,
ist unter dieser Schrift begraben
ein gut Fundament, das tragen
thut den großen Bau allhinauf;
ein gutes Werk und schöner Steinhaus.
Zu Nutz und Ehr gemeiner Stadt
man solches aufgeführt hat,
löblicher Rath befohlen, daß
Hans Schweiner des Meisters Namen was.
Gott geb uns unsrer Sünd Ablaß.

Eine andre sehr verdorbene Umschrift am Fußgestell der Statue besagt weiter, daß dieser Aufsatz, begonnen

unter Kaiser Maximilian, im Jahr 1529 unter Kaiser Karl V. vollendet worden. Ist der genannte Aufsatz für das Auge des Kenners und Liebhabers rein gothischer Baukunst weniger wohlthuend, um so merkwürdiger sind für den Alterthumsfreund die vielen barocken Bildhauerarbeiten, welche wir von der ersten bis zur dritten Gallerie treffen. Der Baumeister des Thurms, der um 1513 noch ganz gläubig um Ablass bittet, ist unmittelbar vor dem Jahr 1529 von der kirchlichen Bewegung der Zeit nicht unberührt geblieben, und richtet in seinen Bildern ungescheut seinen Hohn gegen das Pfaffenthum. Die Habsucht der damaligen Geistlichkeit stellte er in zwei Mönchen mit Vogel-schnäbeln dar, ihre Wollust und Schwelgerei durch Affen und Hunde in geistlichen Gewändern, ihre Heuchelei und Scheinheiligkeit durch ein gemästetes Thier mit Krallen und einem Rosenfranzschweif, und die damaligen ärgsten Feinde der evangelischen Christenheit „Türke und Mönch“ hat er an der dritten Gallerie gegen Sünden recht sinnig durch zwei Männerköpfe dargestellt, wovon der eine die Priesterglaze, der andere einen Turban trägt. Beide Köpfe sind etwas von einander abgekehrt, haben lange Hälse, vereinigen sich aber wieder in den Rumpf eines Raubvogels. — Nahe bei dem Ironischen steht das Ernste. Denn auf der zweiten Gallerie sehen wir einen Engel, Löwen, Stier und Adler, je ein großes Buch mit hebräischer Schrift vor sich haltend — wohl eine Hinweisung auf die Wiedererweckung des evangelischen Worts, in den Attribu-

ten der vier Evangelisten dargestellt. Eine zierlich ausgeführte Wendeltreppe führt von des Thürmers Wohnung zur zweiten Gallerie. Neben dem Eingang der Wohnung ist das Brustbild des Meisters halberhaben in Stein angebracht. Nicht ferne davon gegen Abend ist auch ein Kind in Stein gehauen. Ein solches soll beim Thurmbau von der ersten Gallerie herabgefallen, aber außer einer geringen Verwundung am Fuße unbeschädigt geblieben seyn, denn sein Röcklein diente ihm als Fallschirm. Auf der Spitze des Thurms, unter dem Männe, ist eine Schlagglocke aus dem 15. Jahrhundert mit den vier Evangelisten, und über der Wohnung des Thürmers sind noch zwei andere, darunter die Sturmglocke; somit sind acht Glocken im ganzen Kirchengebäude.

Das Innere der Kirche macht einen wohlthuenden Eindruck auf die Eintretenden, besonders, seit in Folge einer wohldurchgeführten Restauration alle geschmacklosen Zuthaten der Popszeit entfernt sind. Das Schiff ist in rein gothischem Styl aufgeführt, und hat zwei Seitenschiffe. Es ist mit Einschluß der letzteren im Licht 71 Schuh breit; die Länge des ganzen Gebäudes von Westen nach Osten beträgt 250 Schuhe. Der Chor bringt, vom Schiff aus betrachtet, einen großartigen Eindruck hervor. Derselbe ist im Licht 72 Schuh breit, und vom Boden an bis zum Mittelgewölbe mißt er 61, bis zu den Seitengewölben 52 Schuhe. Schlanke, zierliche Säulenschäfte, in Büscheln geordnet, erheben sich, ohne durch ein Ka-

pitäl oder Gesimse unterbrochen zu werden, im Chor.
 Je zwei tragen einen 12' 6'' hohen Bogen, und diese
 gehen dann in ein spitzbogiges dreifaches Gewölbe
 über, das sich in Gestalt eines Netzes über der ganzen
 Kirche ausbreitet. Das Gewölbe ist aus gebrannten
 Steinen zierlich gefertigt vom Jahr 1578—80. Hohe,
 mit zierlichem Laubwerk durchbrochene Fensterbogen,
 einst mit lauter gemalten Gläfenstern ausgefüllt,
 verschaffen dem Chor eine Helle, welche mit der spär-
 lichen Beleuchtung im Schiffe nicht unangenehm
 contrastirt. Der schönste Schmuck des Chors ist der
 Hochaltar, auf den wir unsern Blick richten. Es ist
 eine treffliche Sculpturarbeit aus der schönsten Zeit
 der mittelalterlichen Kunst. Das Mittelbild zeigt
 die Mutter des Heilandes, zur Seite je einen Apostel
 und einen Heiligen, über ihnen vier Bilder theils in
 halber, theils ganzer Figur. Der obere Theil des
 Altars stellt den Gefreuzigten dar, zu beiden Seiten auf
 Säulen die traurenden Frauen, welche voll Schmerz
 und Wehmuth zu ihm auflaffen. Eine dritte umschlingt
 den Stamm des Kreuzes. In der Krönung des Al-
 tars erblicken wir drei Figuren, unter denen die oberste
 eine Papstkrone trägt. Der Altartisch enthält fünf
 Brustbilder: das Mittelbild stellt den mit Dornen
 gekrönten Heiland dar, ihm zur Seite zwei traurende
 Frauen; die beiden Seitenbilder zeigen je zwei Heilige,
 darunter auch einer mit einem Cardinalsstut. An
 den Seitenwänden des Altars sind vier Hautreliefs
 in Holz vom Jahr 1498 aufgehängt: sie stellen mit

einem Reichthum von Figuren die Geburt Christi, seine Auferstehung, den Tod der Maria, und das Pfingstfest dar. Diese vier Bilder dienten früher als Thüre des Altarblatts. Der Hochaltar mit seinen Bildern soll nach dem Urtheil von Kunstkennern einen Werth von 15000 fl. haben, und wird in diesen Tagen von einem jungen Künstler der Stadt Namens Beck restaurirt werden. Links vom Altar steht das zierliche Sakramenthäuschen aus Sandstein, wohl eines der schönsten aus dem Mittelalter. Ueber dem verschließlichen Behälter, in dem in früher Zeit die Monstranz aufbewahrt wurde, erhebt sich eine schlanke gothische Pyramide mit Laubwerk, Spitzsäulen, und schön gewundenen Treppen. Der Fuß des Sakramenthäuschens ruht auf einer seltsamen Thiergestalt. In dem Behälter des Sakramenthäuschens steht dormalen das hölzerne Bild des h. Kilian gesicherter, als in der Reformationszeit, da ihm Schwerdt und Bischofsstab zerbrochen worden. Unter dem Bilde steht die Inschrift:

O sancte Kiliane, ora pro nobis etc.

Nabe bei dem Sakramenthäuschen kniet ein Mann, ohne Zweifel der Stifter des Kunstwerks. Sein Wappenschild mit drei Fischen zeigt, daß er zur Patri-
zierfamilie der Hündener gehörte; wahrscheinlich ist er derselbe, der in der Kirche begraben liegt, und eine gegossene Grabplatte auf dem Fußboden bei den Rathsstühlen hat, mit der Umschrift: anno Trinitatis starb der ehrbar und fest Eberhard Hündener, dem Gott gnad. Außer dem Hochaltar sind noch

drei Altäre vorhanden, von denen aber nur der in der Mitte des Chors stehende gebraucht wird. Es sollen früher zwanzig Altäre in der Kirche gewesen seyn, auch hatte sie mehrere Kapellen, unter denen besonders die Kapelle des h. Iodokus und h. Wendels wegen ihrer Entstehung merkwürdig gewesen. Der Heilbronner Rath mußte sie auf Befehl des Bischofs von Würzburg erbauen, zur Strafe, weil er mehrere Pfaffen im Adelberger Thurm eingesperrt hatte, die zur Zeit des Streits der Gegenpäbste im Jahr 1370 diejenigen excommunicirten, welche nicht auf ihrer Parthei standen. Im Jahr 1538 wurde diese Kapelle abgebrochen, um dieselbe Zeit, da auch die meisten Altäre so wie alle gemalten Heiligenbilder aus der Kirche geschafft wurden. Obgleich die meisten älteren Gemälde aus der Kirche wandern mußten, so ist sie doch noch reich an Kunstwerken der Malerei aus neuerer Zeit. An der nördlichen Wand der Kirche, in der Nähe des Taufsteins, der am Reformationsfest von Werkmeister H. Gluß gestiftet wurde, ist ein sehenswerthes Gemälde, die Auferweckung eines Todten vor dem Thore Jerusalems darstellend, von Isaak Fischer aus Straßburg im Jahr 1688 gefertigt. Ferner verdienen unsre Aufmerksamkeit: neben dem nördlichen Seitenaltar „der barmherzige Samariter“ von Mich. Jucken, neben dem südlichen Seitenaltar „die Anbetung der Hirten zu Bethlehem“, besonders aber über demselben Altar „ein sterbender Christus, der sich zum reinigen Schächer wendet“, wohl von einem Meister,

der italienische Vorbilder studirte. Ein „David“ von dem berühmten Heilbronner Maler Fr. S. Füger (geb. 1751, gest. 1818 als Direktor der Gemäldegallerie zu Wien) ist noch der Beachtung werth, denn ob es gleich nur ein Lehrstück ist, so läßt es doch den späteren Künstler ahnen, der in seinen Bildern aus der Messiasde so Herrliches geleistet hat. Einer älteren Zeit, als die bisher genannten, soll „die Kreuzigung Christi“ von Büchsenstein angehören. Die meisten dieser Gemälde haben unten Epitaphien der Stifter, mit den Portraits von einzelnen Personen und ganzen Familien. — An Glasmalereien ist der Chor der Kilianskirche reich gewesen, aber es sind wenige mehr vollständig erhalten. Sie sind vom Jahr 1487 und wurden von den Zünften gestiftet. Es sind meist die Embleme der Gewerke: der Schmiede, Weber, Bortenwirker, Weingärtner, Küfer, Metzger, Krämer und Goldschmiede, zum Theil mit Umschriften. Auf einem unteren Fenster, dem Pfarrhof gegenüber, waren zwei betende Frauen um den Heiland am Kreuz, mit der Umschrift: Er herluchte sin Anblick vber vns vnd herbarm! darüber zwei Wappen, die ein großes lateinisches S enthalten. Auf dem mittleren Chorsfenster steht man das Wappen des Carmeliterklosters. In dieses Fenster hat in neuester Zeit der kundige Glasmaler Pfort von Neutlingen die sämtlichen Reste von gemalten Fensterscheiben gesammelt, sie zu einem Ganzen vereinigt und ergänzt,

so daß dieses mittlere Fenster nunmehr eine besondere Zierde des Chors bildet.

Unter den vielen Epitaphien und Grabsteinen, welche die Wände der Kirche, besonders aber den Boden zieren, nennen wir nur die älteren.

Auf einer Messingplatte im Gang, der das Schiff vom Chor scheidet, lesen wir: anno Domini 1404 jar starb Antoni Maierhofer von Gmünd.

An der nördlichen Wand des Chors das messingne Epitaphium des Johannes Kröner aus Scherdingen, Dr. der Theologie, welcher im Jahr 1520 als 27 jähriger Prediger an der Kilianskirche und zugleich mit M. Luther, vielleicht auch früher, gegen die Messe gepredigt hat.

Vor der Sakristei neben dem eisernen Grabmal, unter welcher die Reste einer Freifrau Margarethe von Wöllwart, geb. Schilling, ruhen, befindet sich die sogenannte Zwingenberg'sche Gruft, in welcher die beiden letzten Freiherren von Hirschhorn und Zwingenberg begraben liegen. Der Vater Friedrich von Hirschhorn floh in der drangvollen Zeit des dreißigjährigen Kriegs mit seinem unmündigen Söhnlein Kasimir nach Heilbronn. Beide starben in Einem Jahr, 1632; ihre einbalsamirten Leichname wurden in zwei zinnernen Särgen in der Gruft beigesetzt. So fand man sie im Jahr 1809, als man die Gruft öffnete. In neuester Zeit, da man im südlichen Chor einen neuen Fußboden legte, und die fast eingesunkenen Grabsteine entfernte, um sie an einer Wand aufzurichten,

wurde die genannte Gruft zum zweiten Mal geöffnet und wieder geschlossen. Auf dem größeren Sarge befanden sich die Wappen des Letzten seines Stammes und seiner beiden Frauen, Ursula von Sternenfels und Anna Margaretha von Helmstatt, an den Seiten die acht Ahnenwappen von Dürn, Rüd von Kollenberg, von Rosenberg, von Brede, von Hirschhorn, von Göler, v. Benningen und v. Handschuchsheim. —

Nachdem wir auf die wichtigsten Merkwürdigkeiten der Kilianskirche den Besucher aufmerksam gemacht, halten wir es für Pflicht, das gründliche Büchlein Ausführliche Beschreibung und Geschichte der Hauptkirche zu Heilbronn v. H. Titot (Heilbronn 1833) zu empfehlen, aus dem wir unsere meisten Notizen entnommen. Wir finden darin besonders auch eine genaue Abbildung des Hochaltars und des Sakramenthäuschens.

Hier eine Sage, welche wir wohl mit allem Recht mit der Entstehung der Kilianskirche in Verbindung stellen.

Die Sage von dem Siebenröhrenbrunnen in Heilbronn.

Als unser Vaterland noch in der dichtesten Nacht heidnischen Aberglaubens versunken war, kamen aus einem fernen Lande, in dem schon gar frühe sich die Herzen der sanften Macht der Wahrheit öffneten, die Apostel des Friedens, die Lehre des Christenthums

in deutsche Wälder zu pflanzen, und den Menschen mildere Wohnsitze zu bereiten. Nicht Ehre und Ruhm bei Menschen, wohl aber Spott und Verachtung, ja selbst ein blutiger Tod waren es, was ihnen bescheeret ward. Unter ihnen kam auch Kilian, ein frommer Mann, an den Main und Neckar, in diesen unwirthbaren Gegenden ein Werkzeug in der Hand des Herrn zu werden. Eine frische Quelle war der Sammelplatz deren, die sich zum Evangelium bekehrten und hier die heilige Weihe empfangen. Schon manchen Samen des lauterer Evangeliums hatte der fromme Kilian ausgestreut, darum ging er nun von dannen, wie der Sämann, der dem Herrn das Gedeihen überläßt, um ein anderes Feld anzubauen; doch nur zu bald hatte der Herr seinen Diener dazu ausersehen, durch blutigen Tod ein Zeuge für die Göttlichkeit des Evangeliums zu werden. Und wie das Heilige in der Menschen Hände so oft entstellt wird, so gewann auch gar bald nach Kilians Tode in den Gegenden des Neckars hie und da die Finsterniß wieder die Oberhand über das Licht in den Herzen der Menschen, und die Quelle, an der einst Kilian getauft hatte, und wo nun ein Schüler desselben die Weihe ertheilte und das Wort des Herrn verkündigte, wurde immer seltener besucht.

Nach vielen Jahren sandte der Herr seinem Volk einen frommen Kaiser, Karl genannt, der sich allenthalben in den Landen, wie es einem frommen Fürsten ziemt, nach seinen Kindern umsaß — half, wo zu helfen

war, strafte, wo er nach Gottes Ordnung strafen mußte, tadelte und lobte, wo er es für nöthig fand, und stiftete überall Heil und Segen.

Einst jagte der Kaiser unweit des Neckars, da, wo er sich mit der Sulm vereinigt und bald durch enge, grüne Thäler seinen Weg bahnt, bald im weiten Wiesenplan sich langsamer fortschlängelt. Dichte Eichenwaldungen bedeckten damals die ganze Gegend: vom Flußufer aus zog sich der Forst die Hügel hinan, und nur selten gewährte ein freies Plätzchen einen Umblick auf die unabsehbaren, grünen Gaue. Keines Menschen Fuß schien diese Wildniß betreten zu haben, keine Art hatte den üppigen Laubwuchs gehemmt, tausendfältig in einander verschlungen waren die Kronen der stolzen Bäume, dichtes hellgrünes Gras bedeckte den Boden, welchen der durch das Laub fallende Sonnenstrahl nur an wenigen Stellen berührte, ohne ihn aber trocknen zu können. Lange war der Kaiser mit den wenigen Begleitern, welche er bei seinen häufigen Jagdzügen mit sich zu führen pflegte, durch das Dickicht in die Kreuz und Quer gezogen, als er an einer Stelle, wo der Forst sich lichtete und einige, wenn auch kärgliche Spuren von Wohnungen sich zeigten, unter denen eine kleine halbverfallene Kapelle lag, zu einem reichlich sprudelnden Quell gelangte, dessen kühlende Fluth ihm und den Seinigen eine langgesuchte Erquickung bot. Verwundernd sah Karl sich um an diesem Orte, der ihm ganz fremd war, und eben wollte er das Wasser verlassen, das mit

leisem Rauschen zwischen Gras und Kräutern dahinfloß, als Geräusch sich in der Waldung vernehmen ließ, und im Augenblick, wo die Jäger schon glaubten, auf der Fährte eines Ebers zu seyn, ein einzelner Mann hervortrat. Sein Aeußeres war ehrwürdig, ein langer weißer Bart floß auf seinen Gürtel herab, zum Schnee gebleichtes Haar deckte seinen Scheitel, sein Anzug war der eines Priesters des Herrn, aber er war ärmlich, und Kummer und Entbehrungen sprachen aus dem Gesicht des Greisen. Er stuzte, als er die Fremden an der Quelle erblickte, aber trat furchtlos näher. „Wer bist du, frug Karl den Nahenden, und was führt dich in diese Wildniß?“

„Einst war es keine Wildniß, denn das Licht des Glaubens erleuchtete sie und der Geist des Herrn senkte sich auf dieses Land. An der Quelle, woran ihr jetzt steht, euren Durst löschend, wurden viele vom Heidenthum zur Lehre Christi bekehrt, aber der gute Same ist erstickt worden in seinem Reime.“

„Das wollte Gott nicht, sprach der fromme Kaiser. Sag an, wie es zugegangen in diesen entlegenen Gauen?“

„Wie Bonifaz im Sachsenlande das Evangelium predigte, und Sturmio zu Fulda die Abtei gründete, wo der heil. Deutschen-Apostel begraben liegt, so kam in diese Striche der fromme Kilian, und machte das zerstreute, in den großen Wäldern hausende Volk, das vom Ertrage der Jagd und des Fischfangs im Neckar lebte, mit der heilbringenden Lehre bekannt. Anfangs fand er nur Widerstreben und verschlossene Herzen,

und sah sich selbst mancher Gefahr ausgesetzt: aber das Beispiel seines reinen Wandels, seiner Sanftmuth und Selbstverläugnung, wirkte endlich auf die rauhen, aber unverdorbenen Gemüther, und sein frommes Wort fand Eingang bei ihnen. Zu der Quelle, an deren Rand ihr steht, kamen sie und ließen sich taufen in ihrem Wasser; unter den Wohnungen der Christen erhob sich ein dem Erzengel Michael geweihtes Kirchlein, und täglich mehrte sich die Zahl der Gläubigen. Der heil. Kilian aber zog nach einiger Zeit weiter, das Werk der Befehrung auch an andern Orten in Deutschland fortzusetzen. Einer seiner Jünger blieb an seiner Stelle zurück, aber der Same des Unfriedens fiel unter die Gemeinde und schoß bald zu wucherndem Unkraut auf. Die meisten verließen sich, die Hütten verfielen, und das Kirchlein gerieth in den Zustand, in welchem Ihr es erblicket. Vor einigen Jahren kam ich in diese Gegend und verkündigte von neuem Gottes Wort, aber meine Bemühungen haben wenig gefruchtet.“ Der gottesfürchtige Kaiser ward durch die Rede des Priesters gerührt. Ich habe, dachte er bei sich, innerhalb und außerhalb der Gränzen meines weiten Reiches so viel gewirkt, um der Christuslehre Eingang und Aufnahme zu verschaffen; warum sollte ich die frommen Bemühungen dieses Mannes nicht unterstützen? „Fasset Muth, sagte er zu diesem, euer Kirchlein wird sich bald aus diesen Trümmern erheben; das Licht, welches ausgegangen von Osten, soll auch

die deutschen Waldungen mit seinem milden Strahle erhellen.“

Als der Priester von einem der Jäger vernommen hatte, wer derjenige war, mit welchem er geredet, da ward sein Herz mit Freude erfüllt, und er ergoß sich in tiefgefühlten Dankesbezeugungen gegen den, welcher wohl im zu weit getriebenen Glaubenseifer mit Feuer und Schwert dem unterjochten Sachsenvolke die gute Botschaft gepredigt hatte, Würgengel mehr denn Apostel — welcher aber auch, durch Begünstigung des geistlichen Standes und Anlegung von Klöstern, der einzigen Zuflucht der Wissenschaft in jenen Tagen, zur Unterrichtung und Bildung seiner Zeitgenossen so Vieles beitrug.

Bald erhob sich erneuert und verschönert die Kirche zu St. Michael, und füllte sich wieder mit Gläubigen; Ansiedler kamen von nah und ferne, und ein Theil der Waldung sank unter der Art des Holzhauers, Platz machend dem Feldbau und der Cultur. Wo einst nur wenige Hütten lagen, sah man ein Städtchen entstehen. Karl der Große besuchte zu verschiedenen Malen den aufblühenden Ort, und auf dem Markte zeigt man jetzt noch ein schönes, altes Haus, dessen Bauart an die Zeit des ruhmgekrönten Kaisers erinnert, und das die Sage als seine Pfalz bezeichnet. Noch strömt aus den sieben Röhren des heilspendenden Kirchenbrunnens das kristallhelle Wasser, welches der Stadt Heilbronn (Heilicobronn) ihren Namen gab.

XI.

Hohenstaufen und Lorch.

Wenn man in alten guten Zeiten dem herrlichen Hohenstaufen, dem Schwabenberge, reich an historischen Erinnerungen, zu dem jeder Deutsche eine fromme Wallfahrt anstellen sollte, zupilgerte, so nahm man, wie weiland der edle schwäbische Sänger und Wanderer, Gustav Schwab, das schwere Ränzchen auf den Rücken und den Wanderstab in die Hand. Wie ganz anders ist es jetzt! man hängt das zierliche Reisetäschchen an die Seite, setzt sich, wo die Eisenbahn beginnt, bequem in den Wagen und läßt sich von der allmächtigen Dampfkraft in unbeschreiblich kurzer Zeit nach der schönen, aus ihrer Asche neuerstandenen Landstadt Göppingen bringen, über welcher der Hohenstaufen, wie ein Hochwächter der unübersehbaren Gegend majestätisch hervorragt, umgeben vom Neckberg und Staufenberg, die wie Vasallen ihren Fürsten umgeben. Jetzt erst fängt die Fußwanderung auf den Hohenstaufen an; wir nehmen den Stock in die eine Hand, in die andere das Bergbüchlein von dem alten Pfarrer Ammermüller, den besten Wegweiser, den wir den Bergsteigern empfehlen können. Tritt man durch das untere Thor der Stadt hinaus, so liegt der Kaiserberg gerade vor dem Auge, und wird selbst zum Wegweiser; man glaubt, es sei nur

eine kleine Strecke hinauf, aber er ist beinahe noch anderthalb Stunden entfernt. Hat man nach einer halben Stunde den Weg zwischen fruchtbaren Feldern zurückgelegt, und eine große Viehweide hinter sich, wo sich der Weg immer unvermerkt höher zieht, so tritt man in einen hohen Eichwald ein, der selbst zum Lustwandeln angenehm ist. Je mehr man sich dem Staufsen nähert, desto höher steigt der Weg, jedoch aber nicht sehr merklich. Nach einer halben Stunde hört der Eichwald auf, die grünen Gipfel der Tannen ragen weit hervor, und man glaubt sich in eine Gegend des Schwarzwalds versetzt. Bald aber kommt man in ein düsteres Erlenhäldchen, in welchem der Gesang von mancherlei Vögeln und selbst der Nachtigallen nicht wenig überraschend und angenehm ist. Unvermuthet wird es heller, und man sieht links ein Wiesenthal, meist mit Bäumen bepflanzt, und unten einen lieblichen Weiler, Hohenrein genannt. Aber der Hinaufblick gegen Staufsen hat im Anfang etwas Finsternes und Wildes. Man steht nun selbst schon auf einem hohen Bergrücken, am Fuße des Kegels, der sich über dem Dorf Hohenstausen erhebt. Wenige Häuser des Dorfes fallen ins Gesicht. Links steht man einen Hügel, die Spielburg genannt, hangende Kalksteinfelsen, als wenn sie die Lava wären, die ein ehemaliger Vulkan heruntergestürzt hätte. Die Stille der Umgebungen, die Höhe, auf der man schon steht, das hingestreute Dorf, die Gestalt der Bergspitze, Alles das gemahnt den Wanderer mehr an die Schweiz,

als irgend eine andre Stelle unseres Landes. Die Straße führt nun noch bis zum Dorfe eine beträchtliche Anhöhe hinauf, die aber zur Linken bald eine sehr schöne und lachende Aussicht auf die Thäler und Höhen des niederen Landes entfaltet.

Wir sehen uns zuerst im Dorf Hohenstaufen um, da wir dort wenigstens noch Etwas finden, welches an die herrliche Zeit mahnt, als die Herren von Staufen, die Herzoge, Könige und Kaiser vom erlauchten Stamme auf der Burg auf- und abgingen. Wir meinen nicht sowohl den stattlichen Marktflecken von 1100 Einwohnern, welcher schon in alten Urkunden der Markt Staufen genannt wird und wahrscheinlich um dieselbe Zeit angelegt wurde, da Friedrich von Bären die Burg auf dem Berge baute, sondern das uralte Kirchlein mit dem bekannten Bilde Friedrich Rothbarts. Es liegt oben an der Spitze des Orts und ist ein uraltes massives Gebäude, davon man den Thurm, weil die Gewitter oft einschlugen, im Jahr 1721 um 40 Schuh niedriger machte, und zugleich die Kirche der Länge nach vergrößerte. An der Wand neben der Kanzel sehen wir das Bild Kaiser Friedrich Barbarossa's, wovon die Sage erzählt, daß er öfter zu Fuß von der Burg herabgestiegen, und durch diese Thüre, die gegen das frühere Burgthor schaute, auf einem besonderen Wege gegangen sei, um im Kirchlein seine Andacht zu verrichten. Wie die goldene Pforte zu Rom wurde diese Thüre in der Folge zugemauert, damit nach dem großen Kaiser Niemand

mehr die Schwelle betrete. Das Bild des Kaisers ist in Lebensgröße gemalt, und stellt denselben mit Helm und Panzer, Scepter und Schwert dar. Ueber dem Haupte des Bildes ist zu lesen:

Hic transibat Caesar.

Der großmächtig Kaiser wohl bekannt,
Fridericus Barbarossa genannt,
Das demüthig edel teutsche Blut
Uebt ganz und gar kein Uebermuth;
Auf diesem Berg hat Hof gehalten,
Wie vor und nach ihm die Alten;
Zu Fuß in diese Kirch ist gangen,
Ohn' alle Pracht, ohn' Stolz und Prangen,
Durch diese Thür, wie ich bericht,
Ist wahrlich wahr und kein Gedicht.

Amor honorum, terror malorum.

Diese Ueberschrift ist wohl noch aus dem 16. Jahrhundert, obgleich Crusius Nichts von dieser Schrift meldet. Dagegen erst aus der Mitte des 18. Jahrhunderts ist die Schrift auf beiden Seiten des Bildes. Auf der einen Seite:

Fridericus Barbarossa oder Henobarbus, ein von Leib und Gemüth unvergleichlicher Fürst, vom Vater ein Gibelliner, von der Mutter ein Wölff; hat als Röm. Kaiser gloriwürdigst regiert von anno 1152—90.

In recentiorem recens efficti
memoriam Caesaris apposuit.

M. Walz, Pf.

Auf der andern Seite liest man die zweite Hälfte des 24. Verses des 20. Kap. aus dem 2. Buch Mosi.

Das genannte Bild, wie es noch vor dem Jahr 1814 gewesen, ließ also der Pfarrer M. Walz (1720—1745) fertigen, um zu den alten Reimen eine passende Beigabe zu liefern, und der Mit- und Nachwelt den großen Kaiser zu vergegenwärtigen. Im Jahr 1814 wurde auf Veranstaltung des damaligen Pfarrers Ammermüller von dem edlen Karl v. Heideloff, unsrem nunmehrigen Altmeister in der Kunst des Mittelalters, das Bild würdig restaurirt, wie wir es jetzt sehen. Obgleich das Kirchlein zu Hohenstaufen schon seit vielen Jahren für die Gemeinde zu klein gewesen ist, hat man doch, um das ehrwürdige Denkmal der Vorzeit zu erhalten, keine Aenderung mit demselben vorgenommen, sondern es ist eine neue Kirche in würdigem Style in ihrer Nähe erbaut worden. Dagegen ist der Giebel des Kirchleins, der schon seit Jahren baufällig geworden, abgenommen, und ein neuer gebaut worden, an dem die alten, auf die Zeit der Staufer sich beziehenden Wappen angebracht sind. Damit hat doch der so lange schon schlummernde Hohenstaufen-Verein endlich wieder einmal ein Zeichen von sich gegeben, daß er sich noch am Leben befinde.

Durch das alte Kirchlein, sein Bild und seine Inschrift an die Erinnerung und Vergangenheit gewiesen, und gehörig vorbereitet, betreten wir den Pfad, der sich den grünen Heidefegeln hinausschlängelt und in

einer Viertelstunde auf den Berg führt, auf dem einst das alte Kaiserschloß stand.

Wir sind oben auf dem herrlichsten Berge, den eine Glorie der Geschichte umzieht, wie keinen im Schwabenlande, mit Ausnahme des Felsenberg's Hohentwiel — auf dem Berge, von dem unser Ludwig Uhland das schönste Bild entwirft, wenn er in seiner leider! unvollendeten Dichtung „Conradin“ einen deutschen Freund zu dem letzten Staufer sprechen läßt:

O denk an jenen Berg, der hoch und schlant
Sich aufschwingt, aller schwäb'schen Berge schönster,
Und auf dem königlichen Gipfel kühn
Der Hohenstaufen alte Stammburg trägt.
Und weit umher in milder Sonne Glanz,
Ein grünend fruchtbar Land, gewundne Thäler,
Von Strömen schimmernd, heerdenreiche Tristen,
Jagdlustig Waldgebirg, und aus der Tiefe
Des nahen Klosters abendlich Geläut.
Dann fernhin in den Burgen, in den Städten,
Gesegnetes Geschlecht, treueste Männer,
Die Frauen aber sittig und verschämt,
Ja, was uns Walthar sang, den Engeln gleich.

Nichts fehlt in diesem Bilde, als die herrliche Kaiserburg selbst von welcher auf dem fahlen, wie von Menschenhand gerundeten Bergkegel, Nichts übrig geblieben ist, als ein kleines Mauerstück. So viel sehen wir also nicht mehr von der Burg, wie der früh vollendete Max von Schenkendorf, der begeisterte

Sänger deutschen Reichs, deutscher Eintracht und
Freiheit, der Verfasser des herrlichen Liedes

Freiheit, die ich meine,
im Geiste gesehen, als er im April 1813 über den
Trümmern der Staufenburg das kräftige Lied gesungen:

Kommt, ihr Blige, brecht hervor,
Daß ich finden mag das Thor
Zu der Burg der Hohenstaufen!

Es war ein schönes Traumgesicht, in dem der Dichter
den Hohenstaufen bestiegen, die Trümmer schaute, sich
Schwerdt und Sporn an den alten heiligen Steinen
wezte, und endlich den Mauern ein Lebewohl zurief,
deren Steine der neue deutsche Bund überdauern soll.
Kein Wanderer darf sich durch diese schöne Vision irre
machen lassen, denn der Berg, auf dem der Sänger
noch das Thor zu einer Burg suchte, lag wohl so
fern und unkenntlich vor seinen leiblichen Augen, als
die herrliche deutsche Zukunft, die er besang, vor seinen
geistigen.

Das einzige wirkliche Ueberbleibsel der Burg ist
der genannte Mauerrest am äußersten südlichen Rande
der obersten Bergfläche, wo wahrscheinlich der Eingang
in die Burg war. Im Jahr 1799 war dieses aus
wohlverkitteten Bruchsteinen bestehende Mauerlein 16
bis 17 Fuß hoch, oben acht und unten 18 Fuß lang,
und drei bis vier Fuß dick, ist aber seitdem durch

Verwitterung gar gering geworden, obgleich die neuere Zeit darüber gewacht hat, wie über heiligen Steinen. — Hier auf diesem Mauerreste können wir uns niederlassen, und erlauben uns zuerst an der schönen Aussicht, die sich auf einer Höhe von 2411 W. F. vor dem staunenden Auge darstellt. Sie zeichnet sich wie die vom Rechberg herab vor andern Albansichten dadurch aus, daß der Fernblick nach allen Seiten frei ist, indem er selbst gegen Süden und Osten noch über Hügel und Ebenen schweift, ehe er auf der Albwand, von welcher der Hohenstaufen und Rechberg nebst dem Stuißenberg mehrere Stunden vorwärts springen, zur Ruhe kommt. Das bewaffnete Auge erblickt bei günstigem Himmel in dieser Richtung sogar Tyroler- und Schweizeralpen hinter der schwäbischen Alb. Zuerst gegen Osten gekehrt, hat man das Albuchgebirge mit seinem Fürsten, den trümmer- und höhlenreichen Rosenstein vor sich. Gegen Süden weilt der Blick von Hohenstaufen aus auf dem Rechberg, dessen Schloß auf dem tieferen Vorsprung, dessen Wallfahrtskirche auf dem fahlen Gipfel, dessen freundliches Dorf an der Seite dem seltsam gestalteten Höcker ein lachenderes Ansehen gibt, als der etwas kahle Rücken sonst haben würde, und das Ganze zu einer eigenthümlichen, aber anmuthigen Erscheinung macht. Um den Rechberg her lagern sich die näheren und ferneren Albrücken: der Stuißen und der Bernhardsberg mit einer Wallfahrt; weiter rechts winkt aus der Tiefe das alte Schloß Staufeneck; dann kommen die Berge des Geißlinger

Thals, in weiterer Ferne Teck, Neusen, Achalm, Hohenzollern, kurz, die ganze obere Alb, Alles auf engem Raum zusammengedrängt und hintereinander geschoben. Westlich dehnt sich die hügelige Fläche bis zum Schwarzwald aus, nordwestlich die hohen Hügelketten des württemberg'schen Unterlands, und dahinter wohl gar der Odenwald, im Vordergrund wellenförmiges Land mit einzelnen Tannenhainen, im Norden ein Stück des alten Herkynischen Waldes, der Welzheimer Wald; weiter entfernt die Löwensteiner Berge, blaue Gipfel des Frankenlandes in der Richtung von Schwäbisch-Gall und Rotenburg an der Tauber, wohl der Frankenberg und hohe Landsberg. — Nun die Chronik zur Hand, die uns ein Heldengeschlecht vor den Augen vorüberführt, das hier oben aus- und einging, den Volsungen des Nordens gleich in ihrem Heldenglanze, der von diesem Berge aus über ein großes Deutschland hinstrahlte, bis der Stern der erlauchten Staufer im fernen Italien, dem Grabe der edelsten deutschen Ritterschaft, untergegangen.

Das Geschlecht der Hohenstaufen, oder richtiger in der Sprache der Zeitgenossen, der Staufer, ist, wie Haus Württemberg, von einem geringen Ursprung ausgegangen. Zwischen dem Hohenstaufen und Kloster Lorch liegt der Marktflecken Wäschenbeuren, in alten Urkunden Büren, Buren, Beuren genannt, und nur eine halbe Stunde davon gegen Mitternacht, steht ein uraltes, mit Mauern und Gräben umgebenes Gebäude, das man das Wäscherschloßle nennt. Nicht weit davon

liegt der Wäscherhof, und nahe dabei, in einer weiten offenen Gegend, auf dem sogenannten Buren (Burren) ein altes, mit einem Graben umgebenes Haus, von dem man die herrlichste Aussicht hat. Letzteres, so wie das Wäscherschloßle, dürfen wir unzweifelhaft als die Wiege der Staufer betrachten. Hier lebte wohl schon im Anfang des 11. Jahrhunderts ein edler Herr, der nur schlechtweg den Namen Friedrich führt. Es war aber darum dieser Friedrich kein Mann ohne Namen, sonst hätte nicht sein Sohn gleichen Namens, der sich nunmehr Friedrich von Buren nannte, eine begüterte Erbin im Elsaß, Hildegarde, zur Gemahlin erhalten. Dieselbe gehörte auf jeden Fall einem vornehmen Geschlecht an, wenn wir auch mit Recht bezweifeln, daß sie die Tochter eines Grafen Hermann von Hohenlohe gewesen, da es damals noch gar keine Hohenloher Grafen gegeben. Friedrich von Buren zeugte mit Hildegarde 5 Söhne, Otto, Friedrich, Ludwig, Walther, Conrad, und eine Tochter Adelheid. Unter diesen Söhnen führt Ludwig den Titel Pfalzgraf und † vor 1104, Walther wird nur im Jahr 1089 und 95 genannt, Otto wurde Bischof von Straßburg, Conrad starb in der Blüthe der Jahre (1094), Friedrich führte den Stamm fort. Eine merkwürdige Vision soll Bischof Otto von Straßburg gehabt haben, wie uns der Chronist Burkard von Biberach (1206) erzählt. Einst schwebte der frühverstorbene Conrad in verklärter Gestalt aus den Gegenden über den Gräbern zu seinem

Bruder Otto, Bischof von Straßburg. „Seliger Geist, fragte Otto, was bewegt dich, deine himmlische Ruhe-stätte zu verlassen?“ „Ich komme, erwiederte der Verklärte, um deiner frommen Seele eine gute Botschaft zu bringen, damit sie sich beeifere, in guten Werken reich zu werden und in der Treue zu beharren; bald werden himmlische Boten sie zum Lohne abholen. „Weißt du noch mehr?“ fragte Otto. „Friedrich wird groß werden, und größer als alle Herren von Staufen vor ihm.“ „Woran soll ich erkennen, daß du mich nicht täuschest?“ „Erkenne es daran, entgegenete der Verklärte, wenn ich dir sage drei Brüder besuchten das Grab des großen Karls zu Aachen. Da schwoß ihnen die Brust, und es brach der große Wunsch hervor: o wälte sein Blut in uns, wären wir tapfer wie er! Die Brüder waren Friedrich, du und ich.“ — „Ich erinnere mich und staune!“ — sprach Otto. „Ich sage dir noch mehr, schloß der Selige seine Rede — der Wunsch wird genau erfüllt. Friedrichs Stamm wird auf Karls des Großen Stamm gepropft.“ Der Geist verschwand. Otto starb bald darnach im Jahr 1100. — Was die Erscheinung gesagt hatte, ging auch wirklich in Erfüllung. Im Jahr 1079 belehnte Kaiser Heinrich IV. Friedrichen, den Sohn Friedrichs von Bären, mit dem erledigten Herzogthum Schwaben, weil er ihm in seinen Nöthen so treu beigestanden hatte. Ja, um ihn noch herrlicher zu belohnen und den treuen Anhänger noch fester an sich zu knüpfen, gab er ihm seine einzige

Tochter Agnes zur Gemahlin, indem er also sprach: „Bacferer Mann, den ich mir immer im Frieden als den Treueften, im Krieg als den Tapferften erprobt habe, du fieheft, wie die heiligften Rechte zu Boden getreten find, wie durch des Teufels Eingebung empörerifche Verbindungen eidlich beschworen werden, und weißt, daß alle Gewalt von Gott ift, und daß der geiftlichen Ordnung widerftrebt, wer fich der obrigkeitlichen Gewalt widerfetzt. Umgürte dich alfo männlich zur Niederkämpfung der Reichsfeinde. Um dir zu zeigen, daß ich deiner Verdienfte nicht uneingedenk bin, und daß ich dir auch künftig dankbar feyn will, gebe ich dir meine einzige Tochter Agnes zum Weibe, und das Herzogthum Schwaben, welches Berthold (Sohn des Gegenkönigs) fich angemafst, zur Mitgift.“ So wurde durch die Gunft Kaifer Heinrichs IV. das aus der Verbindung Friedrichs mit Agnes hervorgehende Gefchlecht 58 Jahre, ehe ein Glied deffelben deutscher König wurde, bereits unter die deutschen Fürftenftämme als ein neuer Sproffe eingefetzt. Daß Friedrich schon damals, ehe er vom Kaifer fo hoch gewürdigt worden, nicht nur ein ritterlicher, fondern auch ein gewaltiger und mächtiger Herr gewesen, läßt fich wohl denken, und wirklich nennt ihn auch der Berichterftatter bei feiner Belehnung mit dem Herzogthum Schwaben einen Grafen. Darum läßt fich auch eher annehmen, daß er schon vor feiner Erhebung zum Herzog auf dem Berg Hohenftaufen eine Burg erbaute, die er nach dem Namen des Bergs Stophen,

Stauf, (gleichbedeutend mit Kapf, Kulm, Berg-
 spitze) Staufen nannte. Von nun an schrieb sich
 Herzog Friedrich nach seinem neuen Wohnsitz von
 Staufen oder der Stauffer. Vielleicht gründete
 er aber nicht nur eine Burg auf dem Staufenberg,
 sondern er könnte, nach den Worten des Chronisten
 Otto von Freisingen, sogar den ersten Grund zu
 einer Niederlassung von Hintersäßen auf dem Berge
 gelegt haben. Eine andere Ansicht wäre, daß Her-
 zog Friedrich nicht sowohl eine ganz neue Burg auf
 dem Staufenberg erbaut, sondern vielmehr eine ältere,
 fast abgegangene, auf dem Hohenstausen wieder neu
 hergestellt und prächtiger erbaut habe. Wir wollen diese
 Ansicht auch nicht geradezu verwerfen, denn wir können
 kaum glauben, daß der stattliche Berg, welcher wie
 dazu geschaffen war, eine Hochwarte oder ein Schloß
 auf seiner breiten Stirne zu tragen, nicht überbaut
 wurde, während auf dem nachbarlichen Neckberg und
 andern ausgezeichneten Albhöhen Burgen prangten.
 Mit Fug und Recht war jetzt der Hohenstausen, der
 schönste dieser Berge, dazu erkoren, der Sitz des ge-
 waltigsten Landesherren in dieser Gegend, nun ein
 Herzogssitz, und nach einem halben Jahrhundert die
 Wiege der größten deutschen Könige und Kaiser zu
 werden. War Friedrich von Staufen durch die Er-
 hebung zum Herzog ein gewaltiger und mächtiger Herr
 geworden, und durch die Verbindung mit der Kaisers-
 tochter Agnes in ein reiches Erbe der salischen Könige
 eingetreten, er hatte damit auch den Antheil an einem

Kämpfe übernommen, den der unglückliche König Heinrich fast bis zum Schlusse seines Lebens mit seinen Feinden kämpfte, die nun auch Herzog Friedrichs Feinde geworden waren, weil er, der Emporkömmling, die Herzogswürde von Schwaben erhalten hatte. Während seines Lebens hatte Friedrich fast immer den Panzer umgeschnallt und das Schwerdt in den Händen, das er treu und ritterlich für seinen Kaiser und Schwiegervater führte, und mag wohl wenig auf seiner Burg Hohenstaufen der Ruhe gepflegt haben. Wie er aber im Felde thätig gewesen ist, so ist er auch in den wenigen Tagen der Ruhe auf seiner Burg Staufeu nicht unthätig gewesen. Er, der das Dorf Staufeu gründete, soll auch von seiner Burg aus die Städte Gmünd und Göppingen zu bauen angefangen haben. Er bedurfte zur Schöpfung seines Hofstaats auf dem Berge einer benachbarten Ansiedlung von Handwerkern, Künstlern und Kaufleuten, und so mag hauptsächlich das später so gewerbreiche Gmünd seinen Anfang genommen haben. Auch soll er die Gegend, welche meist mit Tannenwäldern bewachsen war, in fruchtbare Felder umgeschaffen haben. Eine Schöpfung Herzog Friedrichs von Staufeu ist urkundlich gewiß. Er stiftete das Kloster Lorch, welches die künftige Grablege Aller nach ihm werden sollte. Im Jahr 1105 starb Herzog Friedrich, genannt der Alte, ein durch Vorzüge jeder Art ausgezeichnete Fürst. Zu Lorch wurde seine irdische Hülle eingesenkt. Seine Gemahlin Agnes, die ihm zwei Söhne, Friedrich

und Cunrad geboren, vermählte sich im Jahr 1111 zum zweiten Male mit Herzog Leopold von Oesterreich, dem Babenberger.

Friedrich von Staufeu, der ältere Sohn Friedrichs des Alten, geb. im Jahr 1090, folgte mit 15 Jahren seinem Vater im Herzogthum Schwaben — der jüngere, Cunrad, wurde, wenigstens später, Erbherr in den fränkischen Gütern, Rotenburg a. d. T. u. s. w. führte gleichfalls den angestammten Herzogstitel, und hatte zeitweise (von 1116 bis 20) das ganze ostfränkische Herzogthum in der Gewalt. Wie sich beide Brüder nach des Vaters Tod in den Herzogstitel getheilt, so theilten sie sich auch friedlich in den Besitz der Stammburg, wo sie beide geboren und erzogen wurden; aber später kam es zu einer förmlichen Abtheilung, wobei Herzog Cunrad nur einen einzigen Thurm der Burg und Friedrich den andern Thurm mit den übrigen Gebäuden erhielt, was später noch sein Sohn Friedrich, der spätere Kaiser Barbarossa, als Herzog bewohnte. Diesen einen Thurm auf Hohenstaufen betrachtete Cunrad auch da noch als seinen eigenen Antheil und Anstz, als ihm in der deutschen Kaiserkrone ein reicher Ersatz für sein geringeres Erbtheil an der väterlichen Burg geworden war. Auch Friedrich und Cunrad wurden, wie einst ihr Vater durch seine Verbindung mit Kaiser Heinrich IV., so als Neffen seines Nachfolgers Heinrich V. in eine bewegte und stürmische Zeit hineingezogen, wo sie selten in Ruhe auf der Burg Staufeu verweilen

konnten. In der Noth und Bedrängniß, welche bald auch über K. Heinrich V. durch sein Zermürfniß mit der Kirche hereinbrach, waren diese seine Neffen seine Hauptstützen, die ihm, besonders der tapfere und geschäftsfluge Friedrich, mit Rath und That zur Seite standen. Sie erwarben sein Vertrauen in so hohem Grade, daß er ihnen im J. 1116, als ihn dringende Verrichtungen nach Italien riefen, wo der Bannspruch über den muthig trotgenden Kaiser wiederholt wurde, die Reichsverwesung übertrug.

So können wir uns nicht wundern, wenn nach dem Tode ihres Oheims Kaiser Heinrich V. die Inhaber des schwäbischen wie des fränkischen Herzogthums, die, wenn auch nur kurze Zeit, die Zügel des deutschen Reichs geführt hatten, den Gedanken hegten, es könnte auch einem von ihnen beiden, besonders dem Herzog Friedrich, dessen Gewalt und Tapferkeit sprüchwörtlich geworden war, die Kaiserkrone wohl anstehen. Aber es wurde ein Strich durch des anspruchsvollen Friedrichs Rechnung gemacht. Lothar, Herzog der Sachsen, ein gehorsamer Sohn des Papsts und der Kirche, was schon die ersten Staufer nicht gewesen sind, wurde zum Kaiser erwählt, denn die Geistlichkeit hatte die Fäden der Wahl in die Hand genommen. Das war das Signal zu einem Streit um die Kaiserkrone, der erst endete, als Lothar die Augen schloß. Es stand nicht lange an, so waren die Brüder in vollem Kriege mit den Sachsen, und dieser wurde noch umfangreicher, als Herzog Cunrad,

von mehreren deutschen Fürsten, besonders auch seinem Bruder unterstützt, sich die deutsche Krone aufsetzte, unbekümmert um den bald darauf erfolgten Bannspruch der drei Erzbischöfe von Mainz, Salzburg und Magdeburg. Jetzt sollte das Recht des Stärkeren entscheiden. Die beiden Brüder von Staufen kämpften ritterlich für die Ehre der Schwaben, für ihr Haus und ihre Rechte. Mit gleich mächtigen und ritterlichen Gegnern stritten sie mit abwechselndem Glücke. Städte und Burgen beider Brüder hatten in diesem Kriege viel zu leiden. Die auf Seite der Staufer stehenden Städte Nürnberg, Speier, Augsburg, Ulm, welche ihnen ergeben waren, mußten harte Püffe ausstehen. Auch die Burg Hohenstaufen, dieses Herzblatt des alten Herzogthums Schwaben, durch Natur und Kunst ein fester Verwahrungs- und Zufluchtsort, soll in diesem Kriege ihre ersten Stöße erhalten haben, wenn wir dem Bericht des M. Crusius Glauben schenken dürfen, der freilich etwas sagenhaft lautet. König Cunrad saß auf der Burg, als Lothar seinen Feind im eigenen Lande aufsuchte, und sich drohend unter der Burg Hohenstaufen lagerte. Kaiser Lothar ging rasch zu Werke, und kam bald den Vorwerken der Burg nahe. Er ließ den Fels durchgraben, um auf diesem Wege in die Burg zu dringen, aber es scheint, daß die Härte des Felsen den Belagerern widerstanden, denn sie drangen nur so weit, wie Crusius meint, als die sogenannten Heidenlöcher an der westlichen Seite in den Fels reichen, deren Entstehung er jener

Belagerung zuschreibt. Da ist — dieß sind die Worte des Crustus — vielleicht geschehen, was mir mein College, Michael Mästlin, Lehrer der Mathematik, mitgetheilt, wie er es weiland von seiner Urgroßmutter, und diese von anderen älteren Leuten gehört haben will. Während der Belagerung der Burg sei der Mangel an Nahrung bei den Belagerten so groß geworden, daß zuletzt Nichts mehr übrig gewesen, als ein Scheffel Gerste und ein einziger Ochse. Mit dieser Frucht haben sie nun den Ochsen gemästet, dann geschlachtet, und den vollen Banst über die Mauern der Burg geworfen. Als die Feinde das sahen, seien sie in Staunen gerathen und haben den Entschluß gefaßt, von der Belagerung der Burg zu lassen, weil sie vermutheten, es müsse noch hinlänglich Proviant in der Burg seyn. Doch zuvor schon war König Cunrad, als er sahe, wie die Burg in Gefahr war, heimlich aus derselben geflohen, und hatte sich eine Zuflucht auf der Burg des Grafen von Hohenberg gesucht. Aber auch da hielt er sich nicht für sicher, und begab sich in die nur eine Stunde davon entfernte feste Stadt Rottweil. Ihre Bewohner boten dem König bereitwillig ein Asyl. Als Kaiser Lothar auch diese Stadt lange belagerte, machten die Rottweiler in der Nacht einen Ausfall, tödteten viele Herren und Ritter, machten viele Gefangene und brachten eine große Beute in die Stadt. Kaiser Lothar zog jetzt unverrichteter Dinge wieder ab, und König Cunrad, nach dem Lothar gefahndet hatte, war

gerettet. Dieser Wohlthat blieb Cunrad von Staufen immer eingedenk: als er dem Kaiser Lothar im Reiche folgte, errichtete er zu Rottweil das kaiserliche Hofgericht. Ob Cunrad als Kaiser noch öfter auf Hohenstaufen weilte, wissen wir nicht, aber immer hielt er die Burg seiner Väter noch in Ehren und hatte ein Augenmerk auf sie. Schon zu Karls des Großen Zeiten — so berichtet unser verewigter Altmeister in der schwäbischen Geschichte, Pfister, nach Urkunden — hatte der Abt Fulrad zu St. Denys bei Paris (er war ohne Zweifel aus einem schwäbischen Hause) unter andern Schenkungen die Zelle, nachherige Dionysiuskirche, zu Eßlingen, die zu Herbrechtingen u. dgl. erhalten. Dazu wurde auch der Hohenstaufen gezählt. Dieß kam erst wieder zur Sprache ums Jahr 1147, als Kaiser Cunrad einen Kreuzzug nach Palästina unternommen. Da erwies König Ludwig VII. von Frankreich dem Kaiser nach den Unglücksfällen des Kreuzheeres in Kleinasien bedeutende Hülfeleistungen. Diese Gelegenheit wollte nun ein Mönch zu St. Denys nicht unbenützt lassen, um seinem Kloster die von den Staufern entzogenen Rechte über Eßlingen und Staufen wieder zu erlangen. Er bat seinen König, er möge den deutschen Kaiser, der ihm so viel Dank schuldig wäre, an die Rückgabe ermahnen. K. Ludwig that es, so nachdrücklich als er konnte, aber Kaiser Cunrad war durchaus nicht zu einer Anerkennung jener Rechte zu bewegen, und er machte solcher Gestalt seine Stammburg los von einem so alten Lehensverbande, ob er

wohl nur einen einzigen Thurm auf derselben sein Eigen nannte. — Auch sein Bruder, Herzog Friedrich der Einäugige, wechselte wohl öfter seinen Aufenthalt auf Hohenstaufen, denn er starb ja in Alzei bei Worms (1147) und wurde unfern des von ihm gegründeten Ortes Hagenau, in der Benediktiner-Abtei St. Walpurgis, deren Vogt er gewesen, begraben. So mag es auch bei seinem ritterlichen Sohne Friedrich gewesen seyn, so lange er noch das Herzogthum Schwaben verwaltete, und noch vielmehr, als er nach dem Tode seines Oheims (1152) die Krone des deutschen Reiches überkam. Die Herzoge des vielbewegten Schwabenlandes mögen wie die Oberhäupter des Reichs keine bleibende Stätte mehr gehabt haben, sondern zogen von Ort zu Ort, um zu richten und zu schlichten, und den Frieden zu handhaben. Doch hielt Friedrich I., genannt Rothbart, seine väterliche Burg in hohen Ehren, und mag noch manchmal auf derselben aus- und eingegangen seyn. Wenn auch nur einmal urkundlich genannt ist (25. Mai 1181), daß K. Friedrich auf der Burg Hohenstaufen sich aufgehalten, wir halten fest an der Ansicht, daß Friedrich öfter auf der Stammburg verweilte, denn sein Bild im Kirchlein zu Staufen, wenn es auch aus sehr später Zeit stammt, weist darauf hin, daß er wenigstens auf der Burg manchmal Hof gehalten. Seine Nachfolger im Herzogthum wie im Reiche mögen es eben so gehalten haben, wenn auch keine Urkunden dafür zeugen. Alle betrachteten noch die Burg zu Hohenstaufen als

ihre liebe Heimath. Als Kaiser Philipp, Friedrichs I. jüngster Sohn, der seinem Bruder, Heinrich VI., im Reiche folgte, im Krieg gegen K. Otto IV., seinem Nebenbuhler im Reich, auf der Pfalz zu Bamberg (nicht auf der Feste Altenburg, wie bisher behauptet wurde) durch Otto von Wittelsbach ermordet wurde (1208), nahm seine jugendliche Gemahlin, Irene

„die Rose ohne Dornen, Taube sonder Gallen,“

(wie Walther von der Vogelweide sie nennt) ihre Zuflucht auf ihres Gemahls Stammburg Hohenstaufen, die er ihr zuvor noch mit seinen Erbgütern in der Heimath vermacht hatte. Irene war die Tochter des griechischen Kaisers Isaak Angelus des Comnenen, und zuerst mit Roger, dem Sohne Tafreds, Königs von Sizilien, verlobt, von König Heinrich VI. aber, nachdem er jenen gefangen und geblendet, seinem Bruder Philipp vermählt worden. Philipps Tod machte einen solchen Eindruck auf die unglückliche Kaiserstochter, denn sie hatte in ihrem Gemahl den einzigen Trost im fremden Lande verloren, daß sie bald nach ihrer Ankunft auf der Burg, wohin sie in aller Eile gebracht worden war, entbunden wurde. Sie brachte aber eine unzeitige Geburt zur Welt, und starb bald darauf (28. August 1208). Acht Tage vor ihrem Tode vergabte sie dem Kloster Adelberg einen Hof zu Obereßlingen zum Heil der Seele ihres Gemahls, weil derselbe, von dem schrecklichen Tode übereilt, ohne letzte Verordnung von der Welt geschieden war. In

dem Schenkungsbriefe nennt sie sich Maria, und beginnt mit den Worten: die Gerichte Gottes sind unerforschlich &c. Aus der großen Zahl der Fürsten und Herren, welche sonst im Gefolge der Herzogen und Königen von Hohenstaufen gefunden wurden, ist Graf Ludwig von Württemberg der einzige, der ihre Schenkung als Zeuge unterschrieben, und also bei der unglücklichen Herrin ausgehalten hat, während die andern alle bereits auf K. Otto's IV. Seite getreten waren. Der Leichnam der unglücklichen Kaiserin Irene wurde im Kloster Lorch beigesetzt.

Ob der große Staufer K. Friedrich II. bei seinem Aufenthalte in Schwaben auf der Burg seiner Ahnen auf länger einkehrte, möchten wir bezweifeln, ob er gleich im Jahr 1237 zu Geißlingen sich aufgehalten; desto gewisser möchten wir dieß von König Cunrad IV. behaupten, besonders während er noch Herzog in Schwaben gewesen. Auch der unglückliche König Cunradin von Schwaben scheint die Burg seiner Väter gesehen zu haben, ob gleich Baierland, Tirol und die reizende Gegend am Bodensee mehrentheils die Orte seines Aufenthalts gewesen. Als er im Jahr 1266 zu Gmünd zwei Bürgern von Eßlingen den dortigen Zoll verliehen, mag er auch die so nahe Burg Hohenstaufen heimgesucht haben, und ebenso im Jahr 1267, als er zu Eßlingen anwesend war. Ehe Cunradin von Schwaben seine verhängnißvolle Fahrt über die Alpen antrat, um das Erbe seiner großen Väter zu erobern, vermachte er, was

bei den zunehmenden Unfällen seines Hauses von Stammgütern und Lehen übrig geblieben war, seinen beiden Oheimen, den Herzogen von Baiern.

Als der jugendliche Staufer, der blondhaarige bildschöne Jüngling, zum letzten Male in Eßlingen anwesend war, und wahrscheinlich über Göppingen in das heimathliche Baiernland zurückkehrte, da hat er wohl nicht daran gedacht, daß ihm die vor der Stadt aufsteigende Kaiserburg, auf die sein Blick fallen mußte, den letzten Gruß winke zu seinem Todessgange im fernen italischen Lande. Wenige Monate darnach trat er diese Todesfahrt an, von der wir ausführlicher berichten wollen, um doch wenigstens den Schluß des ernstesten Drama's, als was eigentlich die ganze Geschichte der großen Kaiser und Könige von Staufen zu betrachten ist, dem auf dem kaiserlichen Berge voll Begeisterung weilenden Besucher vor der Seele aufzurollen.

Im Sommer 1267 erhob sich vom Ufer des Bodensee's, wo er zuvor zarte Lieder gesungen, mit dem Muth seiner Ahnen, Cunradin von Schwaben, schon längst dringend aufgerufen von den italienischen Gibellinen, um den Kronenräuber Karl von Anjou aus seinem väterlichen Erbe zu vertreiben. In seinem Gefolge waren sein Herzensfreund Herzog Friedrich von Baden, Herzog Ludwig von Baiern, Graf Mainhard von Görz und Tirol und mehrere Grafen und Herren aus Schwabenland. Seine Mutter, welche die traurige Zukunft ahnete, hatte es nicht vermocht, den für sein

Unternehmen begeisterten Sohn zurückzuhalten. Ohne Hinderniß erreichte der Zug, nach Uebersteigung der Tiroler Alpen, die Stadt Verona, wo er sich leider! nur zu lange, bis zum Anfang des Jahrs 1268 aufgehalten. Schon hier war Geldmangel eingetreten, in Folge dessen viele Pferde und Waffenstücke verkauft werden mußten. Ein großer Theil des Heeres ging von hier in die deutsche Heimath zurück, so daß von 10000 nur noch 3000 zurückblieben. Selbst Cunradins Oheim, Ludwig, und sein Stiefvater, Graf Mainhard, überließen den edlen Jüngling seinem Schicksal. Doch landete der kühne Staufer am 5. April in Pisa, und verstärkte sich mit bedeutender gibellinischer Mannschaft, ungeachtet ihn Papst Clemens IV. wiederholt mit Bannflüchen verfolgte. In Rom fand Cunradin eine günstige Aufnahme, ja es wurde ihm ein Empfang zu Theil, der einer altrömischen Siegesfeier glich. Der Jubel, welcher von allen Lippen erscholl, die entgegenströmenden glänzenden Krieger, die Reigentänze des Volks, der Gesang und das Saitenspiel der schönsten Frauen und Jungfrauen — kurz, Alles that die herzlichste Huldigungsfeier kund. Im August zog Cunradin von Rom aus über das Gebirge nach Apulien. An Tagliacozzo vorbei rückte er durch die palentinische Ebene nach Scurcola, wo er sein Lager schlug. Bereits hatte sein Todfeind Karl von Anjou von seiner Ankunft vernommen, und stellte nun, von Alba her rückend, sein Heer gegenüber zur Entscheidungsschlacht auf. Cunradin ordnete

seine Schaaren in zwei Haupttheile: der erste bestand aus Spaniern, Lombarden und Tusziern, geführt von gibellinischen Herren; der zweite bestand aus Deutschen, befehligt von Cunradin selbst und seinem Freunde Friedrich. Karl von Anjou stellte sein Heer in drei Haufen; den dritten führte er selbst in Gemeinschaft mit Erard v. Valery, einem ritterlichen und kriegserfahrenen Manne, der eben aus Palästina zurückgekehrt war. Dieser stellte in einem verborgenen Engthale eine kleine Mannschaft als Hinterhalt auf. Am Morgen des 23. Aug. begann der blutigste Kampf, angekündigt von dem Schmettern der Trommeten. Schon hatten die Schaaren Cunradins, mit ihren langen Schwertern überall durchbrausend, scheinbar die Schlacht gewonnen; sie glaubten, Karl von Anjou wäre erschlagen, denn der Marschall von Cousance, welcher dem König sehr ähnlich war, und um die Feinde zu täuschen, die Abzeichen und Waffen des Königs trug, war getödtet. Sie überließen sich sorgloser Freude, gingen nach Beute und suchten in dem nahen Saltoflusse Erquickung im Baden. Da stürmte auf einmal Ritter Erard v. Valery mit enggeschlossener Schlachtordnung aus seinem Hinterhalt hervor, und errang, wiewohl schwer, den Sieg über die schon Siegtrunkenen. Cunradin mit Friedrich von Baden und wenigen Getreuen entkam durch die Flucht. Verkleidet wendete er sich nach Rom, aber da hatte sich das Blatt gewendet. Doch halfen ihm einige noch treugebliebene Freunde zu Rom zur Flucht nach Pisa. In Astura schiffte er sich mit

seinen wenigen Begleitern nach Pisa ein, von wo aus er nach Sizilien überschiffen wollte, um von dieser heimischen Insel aus einen neuen Angriff auf den Kronenräuber zu unternehmen. Bereits waren die Flüchtlinge in die See gestochen, da ließ Johannes Frangipani, der Herr von Astura, ihnen nachsetzen und sie einholen. Ein Schiffsmann hatte ihm einen Ring gebracht, den Herzog Friedrich vom Finger gezogen und zur Bezahlung der Fahrt gegeben; daraus hatte Frangipani geschlossen, daß der Besitzer ein Mann von Bedeutung seyn müsse, den er nicht entkommen lassen dürfe. Als Cunradin mit seinen Genossen vor ihn gebracht wurde, gab er sich alsbald zu erkennen, und hoffte auf den Schutz Frangipani's, weil die Staufer Wohltäter seiner Familie gewesen waren. Aber er täuschte sich; denn als Karl von Anjou von der Sache Kunde erhielt, und die Auslieferung der Gefangenen verlangte, hatte Frangipani nicht Gewalt oder Muth genug, um es zu verweigern.

Verbrechern gleich wurde Cunradin und sein Freund durch Campanien hindurch nach Neapel geschleppt und daselbst eingekerkert. Um seinem Mordplan die Form Rechtsens zu geben, berief Karl von Anjou eine Verhandlung von Rechtskundigen, welche über Cunradin einen Rechtspruch fällen sollten. Die solcher Gestalt eingeleitete Anklage gegen Cunradin lautete: er habe den wahren König Neapels und Siziliens bekriegt, die Kirche befehdet, Gotteshäuser verheert, deßhalb sei er des Todes schuldig. Dagegen traten die meisten

Richter, der berühmte Rechtslehrer Guido von Suzara an der Spitze, mit der Behauptung auf, Cunradin habe wegen des Königreichs, welches er für sein rechtmäßiges Erbe gehalten habe, einen offenen Krieg geführt; er sei auf der Flucht eingefangen worden, und die an Klöstern begangenen Unbilden seien Frevelthaten von Nachzüglern, welche keinen Befehl dazu erhalten hätten. Graf Robert von Flandern, Karls Schwiegersohn, äußerte sich ebenso, und fügte nachdrücklich hinzu: ein Jüngling von so edlem Geschlecht dürfe nicht gleich einem gemeinen Verbrecher behandelt werden. Nur der Reichskanzler, Robert von Bari, ein gleichgesinnter Knecht seines ruchlosen Herrn, stimmte für die Todesstrafe. Das war für den Usurpator genug; er hielt es noch für eine besondere Gnade, daß er die Opfer seiner Rache bloß enthaupten und nicht am Galgen aufhängen lasse. — Gerade spielten Cunradin und Friedrich von Baden im Gefängnisse Schach, als ihnen das Bluturtheil angekündigt wurde; das hatten sie von ihrem Todfeind nicht erwartet — sie schluchzten laut auf. In den paar Tagen, welche ihnen zu leben noch vergönnt wurde, beichteten sie und trafen ihre letzten Verfügungen, deren Vollziehung sie dem Ritter Bricaudi, Herrn von Nangely, auftrugen. Seine Oheime in Baiern setzten Cunradin zu Universalerben ein. Mit Geldvermächtnissen bedachte er mehrere Klöster. Indessen wurde in aller Stille, auf dem später sogenannten neuen Markt, unfern der Meeresküste, das Blutgerüst

errichtet. Es war, als ob gerade dieser Ort gewählt worden wäre, um dem unglücklichen Cunradin alle Herrlichkeit seines Reichs noch einmal vor dem Tode zu zeigen. Am 29. Oktober 1268 bestiegen die Verurtheilten das mit rothem Tuch überzogene Blutgerüst, wo der Henker mit bloßen Füßen und aufgestreiften Ärmeln bereits der Opfer wartete. Der Unmensch, Karl von Anjou, hatte auf dem Thurm einer nahen Burg seinen angeblichen Ehrenplatz eingenommen, um sein wildes Auge an der Blutschene zu weiden. Auf seinen Wink trat nun der ungerechte Richter Bari auf und las das Bluturtheil: Dieser Cunradin, Cunrads Sohn, kam aus Deutschland, um als Versführer seines Volks fremde Saaten zu erndten, und mit Unrecht fremde Herrscher anzugreifen. Anfangs siegte er durch Zufall, dann aber wurde durch des Königs Tüchtigkeit der Sieger zum Besiegten, und der, welcher sich durch kein Gesetz für gebunden hielt, wird jetzt gebunden vor das Gericht des Königs geführt, welchen er zu vernichten trachtete. Dafür wird mit Erlaubniß der Geistlichen und nach dem Rathe der Weisen und Gesetzverständigen über ihn und seine Mitschuldigen als Räuber, Empörer, Aufwiegler und Verräther das Todesurtheil ausgesprochen, und damit keine weitere Gefahr entstehe, auch sogleich vor Aller Augen vollzogen. Dumpf murmelnd stand herum eine dichtgedrängte Volksmenge, aber Keiner der Umstehenden hatte den Muth, durch ein Wort den feilen Knecht Lüge zu strafen. Nur

der schon genannte Graf Robert von Flandern sprang hervor und schrie den Kanzler an: wie darfst Du frecher, ungerechter Schurke einen so großen und herrlichen Ritter zum Tode verurtheilen? und zu gleicher Zeit versetzte er ihm einen Streich mit seinem Schwerdt, daß er für todt hinweggetragen wurde. Der Tyrann verbiß seinen Grimm, als er sah, wie die französischen Ritter die That des Grafen billigten, aber er gab keine Gnade. Hierauf bat Cunradin, man möge ihm noch einmal das Wort gestatten, und nun sprach er mit lauter Stimme: vor Gott habe ich als Sünder den Tod verdient, hier aber werde ich ungerecht verdammt. Ich frage alle die Getreuen, für welche meine Vorfahren väterlich sorgten, ich frage alle Häupter und Fürsten dieser Erde: ob der des Todes schuldig ist, welcher seine und seiner Völker Recht vertheidigt? Und, wenn auch ich schuldig wäre, wie darf man die Unschuldigen grausam strafen, welche, keinem Anderen verpflichtet, in löblicher Treue mir anhängen? Die Worte des schönen 16jährigen Jünglings rührten, aber riefen keine That hervor. Da warf Cunradin seinen Handschuh vom Blutgerüst herab, damit er dem König Peter von Arragonien als ein Zeichen gebracht werde, daß er ihm alle Rechte auf Sizilien und Apulien übertrage. Heinrich Truchseß von Waldburg hob ihn auf und erfüllte den letzten Wunsch seines Fürsten. Nun trat Cunradin zu allen seinen Todesgenossen und umarmte sie, besonders seinen Herzensfreund Friedrich, zog dann sein Oberkleid aus und sprach voll

Fassung, Arme und Augen gen Himmel erhebend: Jesus Christus, Herr aller Creaturen, König der Ehren! wenn dieser Kelch nicht vor mir vorübergehen soll, so befehle ich meinen Geist in deine Hände! Jetzt kniete er nieder, rief aber dann, noch einmal sich emporrichtend, aus: Mutter, welche Schreckenskunde wirst du von mir hören! (nach Andern: o Mutter, welches Leiden bereite ich dir!) und empfing dann, indem er nicht das Haupt verwendete, sondern geduldig, wie ein Opferlamm den Hieb des Henkers erwartete, den Todesstreich. Wie eine herrliche Blume, von der Sichel gemäht, liegt der edle Todte, und sein schönes Blut fließt im Strome und tränkt die Erde. Als Friedrich v. Baden das Haupt seines Freundes fallen sah, schrie er in unermesslichem Schmerz so gewaltsam auf, daß Alle anfangen zu weinen. Nun fiel auch sein Haupt, auch das des Grafen Gerhard von Bisa, so wie eines Edlen von Hirnheim aus Schwaben, und mehrerer Anderer der Getreuen Cunradins. Die Leichname der Gemordeten wurden auf dem Kirchhof der Juden verscharrt. Später erhielt Cunradins Mutter, die nach Neapel eilte, um den Sohn zu lösen, aber zu spät kam, die Erlaubniß, eine Kapelle über seinem Grabe zu erbauen. Zur tragischen Geschichte von Cunradins Tod hat sich auch die sinnige Sage gestellt: Unmittelbar, nachdem das Blut des herrlichen Jünglings geflossen war, schoß ein Adler von den Lüften herab, zog seinen rechten Flügel durch das Blut und erhob sich dann aufs Neue. Auch soll die Stelle

des Richtplatzes zum ewigen Andenken an das blutige Ereigniß seitdem immer feucht geblieben seyn. Noch lange tönten laute Stimmen der Klage über den Mord Cunrads und seiner treuen Genossen durch ganz Europa. Der deutsche Dichter Meißner sang:

Gedenke, wie unbarmliche der Runk Chuonrat wart
verderbet,

Davon noch allen Duitschen Büersten eiset (schaudert).

Ja sogar ein Edler von Venedig, der Sänger Bartholemi Borge, ließ damals das Lied ertönen:

„Wenn zu großem Entsetzen die Welt unterginge, es sollte mich nicht wundern, da der glorreiche König, in dem Edelmuth noch blühte und Anmuth, hoher Ruhm und alle Vorzüge noch walteten, und Oesterreichs erhabener Herzog Friedrich, der an preiswürdigem Verdienst und an Tugend reich war, so schändlich ermordet sind. Wie können Deutsche nur leben, wenn sie das Andenken an diesen Verlust im Herzen tragen, denn sie haben ihr Bestes mit diesen Beiden verloren und nur an Schmach gewonnen. Wenn sie nicht sogleich Rache nehmen, bleiben sie stets mit Schande bedeckt.“ — Die Deutschen, in Cunrads Tagen, haben das Wort des italischen Sängers überhört, kein deutscher König und Fürst hat von Karl von Anjou und seinen Franzosen Rache gefordert wegen Cunrads Ermordung, aber der Tag der Rache kam im März des Jahrs 1282, als die Sizilianer

selbst bei der blutigen Vesper den Manen des edlen Cunradins ein schreckliches Racheopfer brachten.

Wir wenden uns weg von dem Boden Siziliens, der so eben aufs Neue vom Blute getränkt worden im Kampfe gegen Bourbon'sche Willkühr-Herrschaft, und kehren wieder auf unsern im Strahle des Friedens ruhenden Staufenberg zurück. —

Was den letzten Stauern von Stammgütern und Lehen übrig geblieben war, das hatte der unglückliche Cunradin Alles seinen eigennützigen Oheimen in Baiern noch vor seiner Abfahrt vermacht. Unter diesen Gütern aber ist Burg und Dorf Hohenstausen nicht genannt, auch von den beiden genannten Herzogen nie angesprochen worden; daraus ersehen wir, daß die Burg Hohenstausen unter den alten Kaisern und Königen aus diesem Hause als heimgefallenes Reichslehen betrachtet wurde, wenn sie anders nicht eine Zeit lang in den Händen der Schenken von Limpurg, sowie der Herren v. Rechberg gewesen. Im Jahr 1274 wenigstens versetzte Walther, des Reichs Schenke von Limpurg, mit dem Consens seiner Brüder, seines Sohnes und anderer seiner Erben seinen Thurm auf Stausen und eine Hofstatt, welche man gewöhnlich nennt Burgsäß, mit dem Patronatsrecht der Kirche zu Giengen, an seinen Eidam Ulrich von Rechberg, und Hans, dessen Bruder, sowie seine übrigen Brüder für 450 Pfund Heller. — Aber unter Rudolf von Habsburg, der alle Reichsgüter einzog, muß Stausen wieder Reichsburg geworden seyn. Als auf einer

solchen kehrte Rudolf von Habsburg im November des Jahrs 1288 ein; es war in den friedlichen Zeiten, welche für Schwaben während der letzten Lebensjahre des guten deutschen Königs eintraten. Von Hohenstaufen aus ging er in das nahe Gmünd hinab, wo er mancherlei Anordnungen mit den Herren des Landes traf. Mit Gewißheit erscheint Hohenstaufen als Reichsburg im Kampf K. Ludwigs und K. Friedrichs um das Reich. Um's Jahr 1319 war sie wahrscheinlich in Ludwigs Besitz. Als nemlich K. Friedrich vom Frühjahr 1317 an bis Sommer 1320 in Oesterreich und den andern angränzenden Ländern weilte, vertrat dessen Sache in Schwaben sein Herzog Bruder Rupold aufs kräftigste, und traf Anstalt, die wenigen Herren, Besten und Städte dieses Landes, welche noch zu König Ludwig hielten, durch Gewalt und Ueberredung auf seine Seite zu bringen, was wohl überall gelang. Im Herbst 1319 war die Reichsfeste Hohenstaufen noch nicht in Friedrichs Besitz, Rupold begab sich daher am 17. September selbst zu Graf Eberhard nach Stuttgart, und vermochte ihn, noch am Ende des Jahres die Belagerung dieser Burg zu unternehmen. Wegen der Kosten der Belagerung und des Graberlohns stellte er ihn sicher; „werde die Burg erobert, so solle sie selbst hiefür Pfand seyn, worüber auch noch K. Friedrich bestimmte Zusage geben werde; die Schätzung der Kosten soll in diesem Falle von dem Truchseßen Runo von Urach und Bernher Nothast ausgehen; werde aber die Beste nicht genommen, so

stehe die Schätzung bei Kraft von Hohenlohe, von
 welchem dann auch die Bestimmung der Zahlungsziele
 abhängen.“ Ob Graf Eberhard die Veste eroberte, ist
 nicht überliefert, aber wahrscheinlich kam sie auf güt-
 lichem Wege in seine Hand. Eberhard erhielt sie
 dann als Pfandschaft von K. Friedrich. Denn, wenn
 im Juni 1323 K. Ludwig dem Grafen Eberhard für
 seinen Uebertritt zu ihm die Belassung bei den Reichs-
 pfändern zusichert, so war unter diesen Pfändern ohne
 Zweifel die Burg Hohenstaufen begriffen, welche somit
 mit kurzer Unterbrechung bei Württemberg geblieben. Auch
 unter Kaiser Karl IV. blieb Württemberg im Besitz
 der Pfandschaft, ja er bestätigte im Jahr 1347, um
 nach Ludwigs Tod die mächtigen Grafen Eberhard
 und Ulrich zu gewinnen, seine „getreuen Landvögte“
 in ihren Pfandschaftsrechten. Im Jahr 1360, als
 die Städte den Kaiser mit Beschwerden gegen die
 Württemberger Grafen bestürmten und ihn gegen sie
 aufhetzten, forderte er den Grafen Eberhard vor sein
 Gericht, und verlangte von ihm, daß er die Reichs-
 festen Achalm und Staufeu zurückgebe. Aber der
 Graf sagte trotzig nein, und nun wurde gegen ihn
 der Feldzug beschlossen, in dem die Städte redlich ihre
 Mannen stellten, denn es ging ja gegen die Württem-
 berger Grafen, ihre geschwornen Feinde. Ein kaiser-
 liches Heer und ein Städterheer griff zumal auf drei
 Seiten die Grafen an. Doch richtete die große feind-
 liche Kriegsmacht Nichts aus gegen die Grafen, und
 der Kaiser fand es vielmehr für gut, mit ihnen ein

leidliches Abkommen zu schließen. Unter den Friedensbedingungen war die, daß sie die Besten Hohenstaufen und Achalm, und Alles, was zu denselben beiden Besten gehört, herausgeben. Der Kaiser zog sie wieder für das Reich ein; sechs Jahre darauf aber versetzte er sie zur Heimsteuer seiner Tochter Elisabeth, als sie sich mit dem Herzog Albrecht von Oesterreich vermählte, für 10,000 Schock großer Prager Pfennige, die er ihr als Heimsteuer verheißen. Bald darauf gingen die beiden Besten in Pfandpfandschaft über: zuerst an Rudolf von Honburg, dessen Bruder und ihre Erben im Jahr 1369, und dann im Jahr 1370 an Johann und Wilhelm von Riethheim. Um diese Zeit muß die Burg Hohenstaufen schon sehr baufällig gewesen seyn. Denn, als im Jahr 1371 Karl IV. dem Haus Oesterreich auf die Pfandschaft zu Bau und Besserung noch 1000 fl. gut an Geld schlug, da betraf dieß besonders Hohenstaufen, „das an Mauern und Dächern gar schädlich breschhaft war.“ Während dessen hatte Wirtemberg die Burg Staufen und Achalm nimmer aus den Augen gelassen. Im November des Jahres 1376 kamen beide bleibend an Wirtemberg, denn Wilhelm von Riethheim gab nach dem Ableben seines Bruders Johann die eine wie die andere Beste mit allem Zugehör, mit allen Rechten, wie sie seines Bruders selig, Johansen von Riethheim und sein und ihrer Erben Pfand waren, an den gnädigen Herrn Ulrich von Wirtemberg und alle seine Erben auf. Im Jahr 1387 befahl Kaiser Wenzel

der Stadt Reutlingen und andern Reichsstädten, daß sie die Grafen von Wirtemberg an ihrer Gerechtigkeit an den beeden Bestinen Hohenstaufen und Achalm nicht irren dürfen. Im Anfang des 15. Jahrhunderts wird Hohenstaufen bereits unter den eigenthümlichen Besitzungen des Wirtemberg'schen Hauses aufgezählt. Burg und Dorf Staufeu war auch gerne unter den Wirtemberg'schen Herren, was sie wirklich bewiesen. Als nemlich im 15. Jahrhundert eine Verpfändung vorkam, da brachten die Insaßen zu Hohenstaufen selbst 600 fl. für die Wiederlösung auf, und erhielten dagegen die Vergewisserung, daß sie nicht mehr verpfändet werden sollen. Hundert Jahre später, im Bauernkriege, kam über die alte Kaiserburg dasselbe Loos, was so viele ihrer Schwestern in der Nähe und Ferne, und kurz zuvor das nahe Kloster Lorch betroffen. Burg Staufeu war während Herzog Ulrich nur schlecht besetzt. Zwei und dreißig Mann bildeten die ganze Besatzung unter dem Burghogt Georg Staufeu von Blosenstaufen. Dieser war aber gerade abwesend in Göppingen, als eine wilde Bauernrotte, eigentlich nur eine Abtheilung von dem Haufen, der Lorch verheert hatte, unter dem Berge ankam. An der Stelle Staufers führte Michael Reiß von Reußenstein auf Filsack den Befehl. Als die Bauern von unten herauf das Schloß mit Stücken zu beschießen anfangen, so antwortete die Besatzung mit Schüssen, und tödtete einige derselben. Doch sie fühlte sich in Kurzem zu schwach, auch zu wenig für längeren Widerstand ge-

rüstet; so verlor sie bald den Muth und flüchtete sich auf der hintern Seite des Bergs hinab. Ohne Widerstand drangen nun die Bauern in das Schloß ein, und zerstörten es, so viel ihnen die Zeit gestattete, meist durch Brand bis auf die Hauptmauern und Thürme. Die näheren Umstände erzählt M. Crusius, wie er sie von dem Schultheißen und Wirth des Dorfs Stausen, einem sehr alten Manne, im Jahr 1588 vernommen. „Die Zahl der Bauern sei nur klein gewesen, und der Ueberfall bei Nacht geschehen. Knechte und Wächter des Schloßes erschreckt, meinten, der Feind sei mit einer größeren Macht zugegen; sie warfen in der Angst die Schlüssel von der Zinne zu den Bauern herunter und verbargen sich da und dort in Verstecken. Durch solche Kriegslust sei das Schloß eingenommen, geplündert und angezündet worden. Einige, die in ihren Verstecken im Schloß gefunden wurden, haben sie von den Zinnen der Burg und an der steilen Seite des Bergs hinabgestürzt. Geringer Widerstand von Seiten der Wächter hätte die Burg retten können. Andre sagen, der Commandant habe sich mit seinen Knechten und Mägden eine Zeit lang gewehrt, die heißes Wasser hinabgegossen und Steine hinuntergeworfen, weil es ihnen an Büchsen gebrach. Als ein größerer Haufen von Bauern dem Schlosse nahte, habe Herr Reiß den „Reißaus“ genommen nach Filsack, und Alle übrigen in der Burg im Stich gelassen. Auch sein 18jähriger Knecht, Peter Jost, sei glücklich entronnen. Darauf sei die Burg eingeäschert worden.“

Derselbe Crusius, der uns diesen Bericht über die Zerstörung der Burg mitgetheilt, möge uns auch erzählen, wie die Burg Hohenstaufen 63 Jahre später aussah. Im Jahr 1588 machte er mit seinem 14 jährigen Söhnlein Urban und zwei Freunden, M. Eusebius Stetter und M. Abel einen Besuch auf dem Berge Hohenstaufen. Sein Bericht, dem er noch einen für jene Zeit gut gefertigten Grundriß beigegeben, lautet wörtlich also:

„Wir langten in dem Dorfe Staufen an, welches unterhalb des Schlosses liegt. Das Thor der Burg sah links gegen das Dorf herunter. Als wir am Berg unter einem Lindenbaum ausgeruht, führte uns der Dorfpfarrer Johann Maier auf dieses uralte und sehr berühmte Schloß. Ich hoffte, noch etwas Gemaltes daselbst zu sehen: ein römischer Adler, oder die Wappen der schwäbischen Herzoge. Aber diese sind weiland gewesen; jetzt war nichts zu sehen, als bloße Mauern und Thürme, ohne Ziegel und Holz. Lieber Gott! soll eine so große Herrlichkeit der mächtigsten Fürsten und Monarchen zu einem so scheußlichen Anblicke gediehen seyn? Kein Kaiser, kein Fürst ist mehr da; keine Hofleute, keine Ritter, keine griechische Irene, keine andre Kaiserin, keine Herzogin, kein Frauenzimmer; kein Geräusche mehr der Menschen, keine Trommete hört man weit und breit erschallen. Alles ist verschwunden, wie ein Rauch, alles ist hinweggeflogen, wie ein Vogel. Ein Bauernschultheiß hat jetzt die Schlüssel zu dem Thor, welches für Alter

fast wurmförmig ist; er mähet das Gras, das im Schloßhof hoch stehet; der Holderbaum wächst da und dort in den Winkeln. Auch was noch heutiges Tages von Mauern übrig ist, wird nach und nach weniger, da die Steine zu andern Gebäuden nach Göppingen geführt werden.

Wir waren bei zwei Stunden auf dem Schloß und betrachteten alles fleißig. Da erbarmte uns des menschlichen Elends, daher ich auch das Lied gesungen:

„Mag ich Unglück nicht widerstahn.“

Und M. Eusebius schoß, anstatt eines Abschieds, sein Gewehr über die Mauer ab, als wir wieder herunter gehen wollten. Ich will aber Lage und Gestalt des Orts und Schlosses bezeichnen:

Unten das Dorf Staufen, von dannen steigt man links auf den Schloßberg. Dasselbst ist fast in der Mitten eine kleine Ebene, wo weiland, wie man sagt, Tänze gehalten wurden. Hernach, wenn man weiter hinauf geht, kommt man an das Thor von zwei Flügeln, welches das einzige ist. Der Berg selbst ist rund, wie ein hoher Spizhut, doch an einem Theile länger als breit. Wir gingen auch außerhalb um die Mauern herum, und es ist ringsum wenig Raum übrig, also daß man das Schloß nicht mehr hätte erweitern können, als jetzt der Umfang desselben ist, weil der Berg ziemlich gäh ist. Man kann aber an zwei Orten hinaufgehen: erstlich auf einem mühsamen und engen Fußwege, zu dessen Rechten jener Tanzplatz

ist; da sind es 450 Schritte vom Dorfe bis zum Thor. Hernach auf einem breitem Umwege, der mehr zur Rechten des Berges gegen Lorch ist, und auf welchem man fahren kann. Wenn man bei dem Thor hineingegangen ist, siehet man nun zwei Theile des Schlosses, den einen zur Rechten, den andern zur Linken, beide mit einer Mauer von einander abgetrennt. In dem zur Rechten ist heutiges Tages kein Gebäude, außer ein Stück von einer Mauer, sondern der Platz ist voll Gras. Dessen Länge und Breite hat ungefähr 46 meiner Schritte. In dem Eck rechts vom Thor, das gegen das unten gelegene Dorf Staufsen steht, ist eine Capelle gewesen. In dem Eck links, nicht weit vom Thor, neben der absondernden Mauer, steht ein Brunnen, jetzt mit Steinen gefüllt. In den Ecken und neben den Mauern sind in beiden Theilen des Schlosses Bäume und Stauden. Nun ist mitten in der unterscheidenden Mauer ein Thor, durch das man in den andern Theil des Schlosses, welcher zur Linken ist, hinein ging. Dieser Theil ist 60 Schritt lang und 40 breit. Also ist die Länge des ganzen Schlosses 106 meiner Schritte. Zur linken Hand, wenn man zu diesem Thor hineingeht, steht ein Thurm, welcher damals noch 52 Schuh hoch war, und der Mannsthurm genannt ward, in welchen man die Gefangenen legte. Er hatte nur von oben, nicht von unten den Eingang. Neben diesem Thurm, auf der Seite der Mauer, wo man von Staufsen zum Thor hinaufgeht, war die Wohnung des Frauenzimmers.

Allda war auch unter der absondernden Mauer ein
 Weinkeller, welcher mit Steinen schier angefüllt ist.
 Ich wollte hineinfriechen, konnte aber nicht. Es sind
 Bäume dabei. Im äußersten Eck dieses Theils, wel-
 ches im Hineingehen zur rechten Hand ist, steht ein
 Thurm, der Bubenthurm genannt. Unten, an der
 Mitte der nächsten Seite, ist eine Höhle, welche man
 das Heydenloch heißt. Vielleicht ist sie damals
 ausgegraben worden, um das Schloß zu fällen, als
 es weiland von Lotharius dem Sachsen, der mit
 Kaiser Conrad III. Krieg führte, belagert wurde.
 Auch in dem Hofe dieses andern Theiles wächst Gras,
 welches abgemäht wird. Die Mauer, welche das
 ganze Schloß umfaßt, ist beinahe 7 Schuh dick, an
 einem Ort höher, am andern niedriger, weil viel da-
 von eingefallen, oder hinweggeführt worden. Das
 fürnehmste an der Mauer sind die Quadersteine, welche
 an allen vier Seiten neben behauen worden, so daß
 das mittlere Viereck über die vier Nebenseiten herfür-
 gehet, wie die Steine an der Nürnbergischen Stadt-
 mauer. Die Steine sind noch roth von dem Brande,
 da die Bauern das Schloß angesteckt. Man kann
 auf der Mauer umhergehen, und wer ein scharf Ge-
 sicht hat, der sieht da bis an den Rhein (den Fluß
 selbst jedoch nicht, was der Lage nach unmöglich ist).
 — In allen Theilen des Schlosses ist kein Bildniß,
 keine Inschrift, kein Wappen, keine Farbe mehr. Alles
 ist durch Feuer, Regen oder böse Zeiten ausgetilgt.
 Was ein schöner Körper war, ist jetzt nur ein Bein-

gerippe. — Der Schultheiß ackert in dem inneren Hof und säet Frucht darauf." So weit M. Crusius.

In der St. Johannis Kirche zu Gmünd hat sich ein Delgemälde auf Leinwand erhalten, welches die Burg zeigt, wie sie in alter Zeit, wenigstens im 13. Jahrhundert gewesen. Da die Umgebungen auf diesem Gemälde ganz naturgemäß sind, und besonders der Neckberg mit Burg und Kapelle ganz kenntlich ist, so dürfen wir auch annehmen, daß die Burg Hohenstaufen ganz richtig dargestellt ist. Der Standpunkt ist auf einer Anhöhe in der Nähe von Gmünd, und zeigt die zur Rechten zwischen Tannenwäldern sich hinschlängende Rems, über ihr hoch oben den stattlichen Berg mit der Burg Hohenstaufen. Wir erblicken die nordöstliche Seite der Burg mit drei kleinen Mauerthürmen, zwei größeren Thürmen im Innern, und wieder gegen Abend, wo das Hauptgebäude gewesen zu seyn scheint, eine dritte Thurmspitze. Dieses von Meister Heidehoff im „Schwäbischen Taschenbuch vom Jahr 1820“ abgebildete Gemälde scheint aber in mehreren Stücken von dem alten Grundriß des M. Crusius abzuweichen. So finden wir auf demselben nicht den sogenannten Bubenthurm. Aber gerade diese Abweichungen sind ein Beweis für das höhere Alter der Darstellung der beiden Burgen Hohenstaufen und Neckberg (das Gemälde selbst ist offenbar Copie eines älteren), da wir mit Recht annehmen dürfen, daß die Burg unter den Staufern selbst und noch mehr unter den nachfolgenden Besitzern ver-

schiedene Veränderungen in Absicht auf Bauart erfahren haben mag.

Was die ferneren Schicksale der Burg Hohenstaufen nach dem Bauernkriege und den Zeiten des Crusius betrifft, theilte sie ihr Loos meistens, wie schon früher, mit der Burg Achalm. Im dreißigjährigen Kriege eignete sich die Erzherzogin Claudia von Oesterreich auch Hohenstaufen zu, und besaß es einige Jahre. Mit dem Frieden kam die Burg im Jahr 1648 wieder an Haus Württemberg. Seit jener Zeit ist, wie schon Crusius berichtet, das Gemäuer auf Hohenstaufen immer weniger geworden. Wie zu seiner Zeit schon viele Steine zum Bau des herzoglichen Schlosses zu Göppingen verwendet wurden, so haben in späterer Zeit auch die Einwohner von Staufen die Steine, welche ihnen noch näher lagen, als den Göppingern, zu Bauten benützt. Besonders wurden zur Zeit des ehrwürdigen Pfarrers Ammermüller (seit 1760) manche Steine abgeführt, jedoch gegen eine mäßige Bezahlung. So hat man mit den Trümmern der einst prächtigen Kaiserburg noch profitablen Handel getrieben. Zuletzt grub man auch noch die Grundsteine aus, und nur ein kleines Mauerstück blieb zum Andenken, ist aber bis auf Weniges verschwunden. — Erst seit dem Schlusse des 18. Jahrhunderts wurde der fast vergessenen Kaiserwiege auf Hohenstaufen wieder einige Aufmerksamkeit zugewendet. Nicht nur von begeisterten Vaterlandsfreunden jedes Standes, sondern sogar von Fürstlichen ist dem Berge die Ehre des Besuchs

zu Theil geworden. Im Jahr 1795 besuchte der Markgraf, später Churfürst Carl Friedrich von Baden, den Staufenberg. Im Jahr 1799 bestieg die edle Churfürstin und spätere Königin Matthilde mit ihren Prinzen und Prinzessinnen den Hohenstausen, und erneuerte hier oben das Andenken der Isabella, Gemahlin Kaiser Friedrichs II., welche eine Tochter König Johanns von England gewesen. Ihr folgte den 12. August des Jahrs 1803 ihr fürstlicher Gemahl Churfürst, später König Friedrich. Umgeben von seinen Ministern und seinem Hofstaat, brachte er unter dem Jubel der Zuschauer einige Stunden auf Hohenstausen zu. Einige Tage darauf pilgerten viele Hunderte aus allen Ständen auf diese ehrwürdige Stätte, wo sie unter den aufgerichteten Pyramiden und Obelisken, und unter dem Wehen des Erzpanners, das ja auf Wirtemberg übergegangen und geblieben, einher wandelten. Nie ist eine Wallfahrt schöner und ehrenvoller gewesen — wir können uns keine zweite erinnern, wo dem Hohenstausen von hohen Häuptern solche Ehre zu Theil geworden wäre. — Noch sind die Worte unsers trefflichen Historikers, des geistreichsten wirtembergischen Prälaten, Gottfried v. Bahl, nicht erfüllt worden, die er über Hohenstausen aussprach:

„Heut' zu Tage bauen wir keine Wälle mehr um die Städte, aber es ist eines gebildeten Jahrhunderts würdig, daß es auf der Spitze des Hohenstaufs einen Tempel oder ein Pantheon aufführe, nach vaterlän-

discher Urstätte mit Eichen umpflanzt, und auf seinen Altar die Aufschrift setze:

„Den würdigen Verfechtern der deutschen Freiheit und den ersten Aufklärern des westlichen Europa's.“

Ein Denkmal um das andre wird im deutschen Vaterlande aufgestellt — große Geister können sogar viele zählen, die ihnen die Enkelwelt geweiht — wie lange wird es noch anstehen, bis vom Hohenstaufen, von der Wiege der größten deutschen Kaiser, ein Obelisk, ein Denkstein ins Thal blickt, der beurfundet, wie die Nachwelt die Heroen der deutschen Geschichte ehrt?

Ghe wir dem ehrwürdigen Hohenstaufen ein Valet sagen, etwa mit eben der Stimmung, mit welcher M. Crusius unter den Trümmern der Burg den Vers des alten Liedes sang:

So weiß ich, daß kein Gwalt bleibt fest,
Ist's allerbest,
Das Zeitlich' muß verschwinden.
Das ewig Gut
Macht frohen Muth —
Dabei ich bleib',
Wag' Gut und Leib',
Gott helf' mir's überwinden!

betrachten wir noch die sogenannten Heidenlöcher. Wir finden sie auf der nordwestlichen Seite, und von der Höhe führt uns ein kleiner Pfad, der sich um die Stätte des alten Buben Thurms herumbeugt, an eine Höhlung in der steilen Felsenwand, die ehemals höher

und tiefer gewesen, jetzt aber verfallen zu seyn scheint; weiter oben ist eine Oeffnung, wie ein Rauchfang. Eigentlich sind es zwei Höhlen, das obere und untere Heidenloch genannt. Sie gehen in den Rippen des Bergs aufwärts, und wer kriechend hinauf klettert, der findet sie bald so erweitert, daß er aufrecht darin stehen kann. Wozu dienten diese Höhlen? Die Ansicht des alten Crusius ist wohl keine richtige, das Heidenloch sei damals ausgegraben worden, als Kaiser Lothar die Burg belagerte. Wir untersuchen nicht, wie weit diese Belagerung mit der Geschichte vereinbarlich ist, aber das finden wir unwahrscheinlich, daß die Feinde bei jener Belagerung sollten an der steilen Wand von unten heraufgeklettert seyn, um hier den harten Fels zu durchbohren und auf diese Weise aufwärts in die Burg zu kommen. Neuere haben in den Heidenlöchern unterirdische Gänge suchen wollen, die bei Ausfällen benützt wurden. Allein auch das läßt sich nicht behaupten, da man nirgends entdecken kann, daß das Heidenloch bis in das Innere des Berges hineingereicht habe. Um wie viel wahrscheinlicher ist die Vermuthung des gelehrten Prescher in seinem „Alt-Germanien,“ daß das Heidenloch schon in der vorchristlichen Zeit unsern heidnischen Vorfahren zu einem heiligen oder gottesdienstlichen Zwecke gedient habe. Das Heidenloch könnte auch etwas Aehnliches gewesen seyn, wie das sogenannte Sibyllenloch auf dem nicht fernen Teckberge. — Von diesem Heidenloch aus hat man gegen Nordwesten über weiches

Fruchtfeld hin den besten Niederblick auf das sogenannte Wäscherschlößlein, von dem wir bereits oben gesprochen. Doch mit diesem Blick auf das merkwürdige, alterthümliche Gebäude begnügen wir uns nicht, wir wollen selbst an Ort und Stelle, um die Stätte zu betrachten, die gleichsam als der Stammquell der edlen Staufer zu betrachten ist. Ein steiler Pfad führt uns auf die zweite Gebirgsstufe hinab, die über dem linken Ufer der Rems sich hindehnt. Nach einer Stunde gelangen wir in den stattlichen Marktflecken Wäscheneuren. In den ältesten Urkunden bis ins 14. Jahrhundert wurde dieser Ort immer Buren, Büren, Beuren genannt. Noch im Jahr 1347, als Cunrad von Rechberg im Ort eine Frühmesse stiftete, heißt er Büren und Buren, und ebenso in einer Urkunde von 1483, bald Wäscheneuren, bald Buren. Zu diesem Dorfe gehört das nur ein halbes Stündchen entfernte, der Rems zu-
liegende

W ä s c h e r s c h l ö ß l e

samt dem Wäscherhof und dem sogenannten Buren (Burren). Das Wäscherschlößlein liegt auf einer, nach unten von Wald umgebenen Anhöhe mit lieblicher Aussicht. Es ist ein alterthümliches noch wohlerhaltenes Gebäude, das auf der einen Seite von einer ziemlich hohen Mauer und einem Graben umgeben ist. Ueber dem Eingang des Schloßleins soll die Jahrzahl 1160 eingehauen seyn, was aber zuverlässig auf einem

Irrthum beruht, denn im 12. Jahrhundert wurde in keinem Falle eine Burg mit der Jahrzahl ihrer Erbauung bezeichnet; auch kann sich der Verfasser dieser Blätter, der noch in seinen jungen Tagen auf seiner Wallfahrt nach Hohenstaufen diese merkwürdige Stätte besuchte, nicht erinnern, daß er eine solche Jahrzahl wahrgenommen hätte. Eben so ist es kaum wahrscheinlich, daß der Einbau des Schloßleins, mit Ausnahme der uralten, starken und dicken Mauer, jener Zeit angehören sollte. Hier war die Wiege des erlauchten Stammes, von dem sich ein Zweig auf den hohen Adlerhorst Staufen geschwungen, und dort seinen Sitz erbaute, während der andere wohl ältere Zweig auf dem Familiensitz Büren (Buren) geblieben. Vielleicht haben nur diese späterhin, um mehrerem Ansehen und Glanzes willen, den Namen „von Staufen“ angenommen, was ihnen wegen ihrer Verwandtschaft mit denselben zustand. Von diesem besonderen Zweige der Staufer stammte wohl nicht jener Volkmand von Staufen, der im Jahr 1181 das Kloster Adelberg stiftete, und ebenso wenig die unter den Zeugen Genannten, Friedrich, Cunrad und Bernold v. Staufen, denn der erstere wird im Stiftungsbrief ein Dienstmann Kaiser Friedrichs genannt, während die übrigen, zu denen noch ein Gerung von Staufen kommt, in einer Urkunde Herzog Friedrichs vom Jahr 1189 ausdrücklich Burgmänner zu Staufen (castellani in Stouphen) genannt werden. Es erhellt auch daraus, daß jener Volkmand mit den übrigen Genannten von Staufen

nicht mit den Herzogen auf Stausen verwandt gewesen, denn auf einem Gemälde zu Adelberg führt Volkmand im Wappen in rothem Feld einen gelben Eber auf blauem Grund stehend; also waren es ursprünglich Herren vom nahen Eberspach, und schrieben sich, wie es oft bei Ministerialen der Fall war, nach dem Namen ihres Lehensherren, der ihnen seine Burg anvertraute. Desto gewisser stammten vom gemeinsamen alten Stamme zu Büren jener Cunrad der Wäscher, dessen Sohn gleichen Namens und sein Bruder Egeno, welche drei Herren im Jahr 1271, drei Jahre nach Cunrads Hinrichtung, in Urkunden erscheinen. Cunrad schrieb sich in seinem Sigille ausdrücklich von Stausen, und wohnte mit Sohn und Bruder auf dem Wäscherschloßlein, dem er ohne Zweifel den Namen gegeben. Warum er der Wäscher oder Wäscher hieß, ist nirgends angegeben. Noch vor dem Aussterben seiner herzoglichen und königlichen Agnaten trat er mit Ansprüchen an das Kloster Lorch auf: „ihm gebühre, als einem Stammesvetter der Stifter, die Kastenvogtei über Lorch, da im Stiftungsbrief ausdrücklich versehen sey, daß dieselbe immer der Älteste aus der Familie haben soll.“ Dagegen sträubten sich Abt und Mönche, und der Ritter Wäscher that nun den Letzteren alles zu Leide, was er nur konnte. Aber, da es ihm an Macht gebrach, seine Ansprüche geltend zu machen, so ließ er sich endlich im J. 1271 zu einem Vertrag herbei, in dem er wegen der vielen Unbilde, die er gegen das Kloster verübte, als zu

einem Schadenersatze, auf die Güter zu Nischtrut, zu Schadeburg, zu Wighartisrutin, Tanibuch, Klogheim verzichtete, welche ihm von wegen der Schirmvogtei zukamen. Desgleichen trat er ihnen seine Güter im Nibelgau ab, die nach dem Erbrecht auf ihn gekommen waren, und nahm dagegen vom Kloster einen Hof zu Buren, was wohl der obengenannte Wäschenhof gewesen. — Nach Aussterben der Ritter Wäscher von Staufeu kam das Schloßlein mit dem Dorf Wäschenbeuren an die Grafen von Rechberg-Staufeneck, von diesen an die von Geizigkofen, welche Dorf und Schloßlein an die Grafen von Thurn und Taxis zu Valsasin und die Freiherren von Freiberg-Eisenberg verkauften. Das Wäscherschloßle soll im Jahr 1377 im Städtekrieg zerstört worden seyn, aber die Zerstörung muß sich nur auf ein sogenanntes Abbrennen beschränkt haben, wenn nicht anders der jetzige Einbau einer späteren Zeit angehört. Wohl schon zur Zeit der Herren von Rechberg wurde das Schloßlein von einem Vogte bewohnt. Zu Anfang dieses Jahrhunderts wohnte in dem Schloßlein der Förster der Gutsheerrschaft. Vor 100 Jahren waren in demselben noch schöne Pergamenturkunden mit großen Sigillen aufbewahrt; der damalige Vogt soll sie seinen Kindern zum Verschneiden gegeben haben. Was die wilden Bauern im Jahr 1525 also nicht vernichtet hatten, das mußten Kinder zu Grunde richten. — In neuester Zeit hatte das altherwürdige Wäscherschloßle beinahe das Loos, auf's Neue ruinirt zu werden. Man wollte

es, wohl der schönen Steine wegen, abbrechen, aber der Staat hat es noch zur rechten Zeit vor solchem Vandalismus unsrer Tage gerettet.

Von der Wiege zum Grabe ist immer ein kleiner Weg; so ist auch die Fahrt von der Wiege der Staufer zu ihren Gräbern eine kleine, denn in einer Stunde sind wir unter dem schönen Berge, der das Kloster

F o r d

trägt, in welchem die Ersten des Geschlechts von Staufer ihre Grablege erkoren haben. Es liegt auf einem Hügel über dem Remsthal, das hier noch nicht den freundlichen Anbau und die lachenden Nebengelände zeigt, die ihm weiter unten so unaussprechliche Reize geben. Im Gegentheil sind die Abhänge auf beiden Seiten mit Wald bewachsen; auch bietet das enge Thal wenige malerische Parthien dar. Nur breiten sich in seiner Niederung schöne Wiesen aus, und der fleißig gebaute Boden verräth ein arbeitsames Volk. Auch erscheint in dem an dem Fuße des Klosterbergs liegenden Marktsflecken, wo ein Cameral- und Forstamt, sowie eine Post ihren Sitz hat, viel Wohlstand und Betriebsamkeit. Ein gut erhaltener Fahrweg führt in 10 Minuten von dem Marktsflecken in das Kloster hinauf. Seine Ansicht auf der Mitternachtseite, auf der es hier umgangen wird, wo sich eine starke, nimmer gar hohe Ringmauer dem Auge darbietet, erinnert, daß hier einmal eine Burg gestanden sei,

von der noch die starren Grundmauern zu sehen sind. Eine uralte astreiche Linde vor dem Thor, auf einem Vorsprung vor den Klostermauern gegen Südwesten, kündigt sich auch als ein Zeuge aus der Vorzeit an und ladet in ihren Schatten ein. Hier ist der Niederblick in das anmuthige Waldthal der Rems recht eigenthümlich reizend. Kehrt man sich links und wandelt von Westen gegen Osten an den Mauern hin, an welchen Nebenlauben Schutz gegen den rauheren Himmel suchen, so erblicken wir über der jenseitigen Hügelwand der Rems und ihren Tannen die schönen Spizen der untern Alb, Hohenstaufen, Neckberg, Rosenstein — mit jedem Schritte wieder eine andere, mit jedem Sonnenblick wieder anders beleuchtet, lachend und zaubernd hervor. Ein verödeter Vorhof führt uns zunächst zum merkwürdigsten Bauwerk Lorchs, in die uralte, schmucklose, düstere Klosterkirche. Betrachten wir dieselbe von Außen wie in ihrem Innern, so müssen wir sie in ihren Hauptbestandtheilen für die alte Kirche erklären, wie sie seit Jahrhunderten gestanden ist. Das beweisen im Langhaus die oben befindlichen alterthümlichen Fensteröffnungen, und wenn wir in die Kirche eintreten, die vier Eckpfeiler, wo sich die lateinische Kreuzform der Klosterkirche scheidet, welche noch byzantinisch sind. Auch der im Spitzbogenstyl gebaute Chor ist noch aus älterer Zeit. Auf jeden Fall ist derselbe lang vor dem Bauernkrieg erbaut worden, in dem die Kirche von Grund aus zerstört worden seyn soll. Vielmehr haben die Bauern

in die Kirche nur Brander geworfen, in Folge dessen wohl Nichts als der Dachstuhl abbrannte, und etwa die Thürme zu Grunde gegangen sind. An die Kirche angebaut steht ja noch ein alter byzantinischer Thurm mit einer breiten Wendeltreppe, der sich aber nur bis zur Höhe des Kirchendachs erhebt. Wohl ist auch die Kuppel dieses Thurms abgebrannt, den wir für das älteste Bauwerk des Klosters erklären. Für römisch, wie Manche es annehmen, halten wir ihn nicht, dagegen wäre es möglich, daß er ein Thurm der alten Burg wäre, die sich in ältester Zeit auf dem Klosterberg erhoben.

Mit heiligem Schauer treten wir in das Dunkel dieser ehrwürdigen Kirche ein, die wohl am wenigsten unter den Händen der rohen Bauern gelitten, denn es wäre eine Anstrengung von Wochen gewesen, diese uralten festen Mauerwände der Kirche zu brechen. Das Herz schlägt dem Eintretenden, daß hier sein Fuß über lauter Gräber des erlauchten Geschlechtes von Hohenstaufen wandelt. Es sind viele des Geschlechtes in der Kirche begraben, aber leider! haben wir, wie von anderen namhaften Kirchen, keine glaubwürdigen Nekrologien aus einer frühern Zeit, welche die sichersten Notizen geben könnten, denn die rohen Bauern haben ja fast alle Dokumente vernichtet. Nur drei schriftliche Zeugnisse sind vorhanden, von denen das eine lateinische wohl in eine sehr frühe Zeit gehört, denn es besteht aus gereimten lat. Versen, die gewiß noch dem 13. Jahrhundert angehören. Eine zweite

Mönchſchrift beſteht aus lat. Hexametern, und gehört ſchon einer ſpäteren Zeit an. Eine dritte iſt die deutſche Bearbeitung der erſteren, und iſt uns mit den beiden genannten von M. Cruius aufbehalten worden. Wir geben dieſe wörtlich, um dem Beſucher der Kirche einen Anhaltspunkt zu geben, welche Be-
grabenen er hier zu ſuchen hat.

Willſt du eben wollen verſton,
Vnd vnſer Stifter Namen hon
Die bey vns ein Gruben gemein
Bedecken thut: all ihr Gebein
Durchleſen: vernimm ſonderbar
Der nachgeſchriebnen Verſlein wahr.
Von Fürſten ſind ſie hochgeborn,
Ein Grub bei vns ihn außerkorn:
Aus denen der erſt ruwen thut
Von Schwaben Herzog Fridrich gut,
Ein Freyherr von Hohenſtaufen geborn,
Diß ſein Ort hat er außerkorn,
Als man zalte Chriſti Leben
Tauſent hundert vnd zwey darneben,
Daß gmacht zu einer Claſur ſein,
Darinn zu dienen Gott allein,
Unter Benedicti Regel,
Die erſten waren alle edel;
In diſem Sarch nun ruwen thut,
Gott hab' ſein Seel ewig in Hut.
Dem ruwet ſein Gemahel Agnes by,

In der Mund Christ gelobet sy,
 Heinrich des vierten Tochter zwar
 Von uns genommen zu der Engelschaar.
 Zween Brüder, seiner Mutter Kind
 Hie bey uns auch begraben find.
 Darzu Gertrud ein Königin,
 König Cunrads gar lieb Freundin.
 Bey uns zu Aschen worden ist
 König Heinrich, der edel Fürst.
 Darnach von Schwaben Fridrich,
 Der Herzog hoch vnd löblich,
 Mit seinem Bruder Cunrad schon
 Viel hoch ging in der Himmel Thron.
 Hienach damit ihr Brüder drey,
 Merk, wie eins jeden Name sey:
 Wilhelm vnd dazu Reinbolt,
 Den dritten du Fridrich heissen sollt.
 Beatrix ihr Schwester hochgenannt
 Ligt hie bey uns in diesem Sand.
 Gar edel vnd gar miltesam
 Von Griechen (Maria ist jr Nam)
 Des Kaisers von Constantinopel war,
 König Philippen vermählt gar offenbar,
 Welch auch Irene wird genannt,
 Beyn Griech vnd Teutschen wol bekant;
 Auch hie mit Aschen ist bekleit,
 Als uns der Cronik Kundschaft seit,
 Ihr Tochter Beatrix ligt bey ihr,

Der Christus hie war al Begier.
 Wer fürgehd list diese Verklein fein,
 Der sprech: Gott wöll ihn gnädig seyn,
 Vnd ihn geben das ewig Licht,
 Mit dem sie ihn sehen ohn Verdries.
 Das wölle Gott auch vns verleihen,
 Durch Christ das Leben Ion gedeyen!

Nach dieser Aufzählung wären in der Kirche zu
 Vorch begraben:

Friedrich v. Staufen, erster Herzog in Schwa-
 ben und Franken, † 1105.

Agnes seine Gemahlin, † 1143.

Ludwig und Walter, Herzog Friedrichs Brüder,
 wenn sie auch nicht namentlich in der Schrift genannt
 sind.

Gertrude, Kaiser Cunrads III. v. Staufen Ge-
 mahlin.

König Heinrich, K. Cunrads Sohn, der vor
 ihm starb 1150.

Herzog Friedrich v. Schwaben, genannt von
 Rotenburg, ebenfalls ein Sohn Cunrads III. † 1167.

Wilhelm

Friedrich

Reinbold

} Söhne K. Cunrads; alle drei un-
 zweifelhaft.

Beatrice, eine Tochter K. Cunrads.

Irene, K. Philipps Gemahlin, † 1208. Vor
 20 Jahren soll ihr goldener Ring, den sie mit ins
 Grab nahm, neben der Kirche gefunden worden seyn.

Auf dem durchbrochenen Ringe waren die Embleme der Kreuzigung des Heilandes, ein Schwamm, die Nägel und der Speer, die Kreuzesleiter und der Jospenstengel abgebildet.

Beatrix, Tochter K. Philipps und der Irene, Gemahlin K. Otto's IV.

Der Verfasser der zweiten jüngeren lat. Inschrift nennt noch

Herzog Friedrich den Einäugigen, den Vater Friedrich Rothbarts, unter den in der Kirche Begrabenen, was aber unrichtig ist, da er im Elsaß seine Ruhestätte fand.

Von einer weit größeren Zahl von Begrabenen des Geschlechts von Hohenstaufen berichtet ein ehemaliger Conventual zu Lorch, Namens J. Jak. Spindler von Göppingen, ums Jahr 1550. Er zählt außer den Genannten noch auf:

K. Cunrad III., † 1252.

Beatrix, Tochter Cunrads.

Juditha, Herzogin von Baiern, Gemahlin Friedrich des Einäugigen.

Cunrad, Herzog v. Baiern, Bruder der Juditha.

Friedrich, Herzog von Schwaben, Sohn Barbarossa's, der aber in Asien starb.

Cunrad, Herzog v. Schwaben, ebenfalls ein Sohn Barbarossa's, † 1196.

Friedrich und Wilhelm, die jüngsten in ihrer Jugend verstorbenen Söhne Barbarossa's.

Reginold und Friedrich, Söhne K. Philipps.

Der Mönch Spindler gibt noch genau an, wo die Reste der Genannten begraben liegen.

In der Kirche: Herzog Friedrich und seine Gemahlin Agnes, und unterhalb derselben Friedrichs beide Brüder, sowie Herzogin Judith und ihr Bruder Herzog Cunrad. Im Chor waren drei Gräber: in der Mitte König Heinrich und sein Bruder, auf der rechten Seite K. Cunrad mit seiner Gemahlin und seinen jüngeren Söhnen, auf der linken Seite Irene mit ihrer Tochter Beatrix, der Gemahlin K. Otto's. Vor den Staffeln des Chors zwei Gräber, in denen die Söhne K. Philipps, sowie die beiden jüngsten Söhne Barbarossa's sollen begraben worden seyn.

Da sich J. Jak. Spindler darauf beruft, daß er Dieses und Anderes im J. 1519 aus einem alten, von dem Prior Augustin entlehnten Buch, das er jedoch nicht näher beschreibt, abgeschrieben habe, so läßt sich seine Angabe nicht so leicht verwerfen, ob sie gleich gar sehr von der Angabe der beiden Mönchsschriften abweicht. Ueberhaupt läßt sich über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit sowohl des Inhalts der Mönchsschrift, als der Angaben Spindlers schwer entscheiden, denn selbst Chronisten, die der Zeit der hier begrabenen Glieder des Hauses Hohenstaufen näher standen, differiren in ihren Berichten. — Sollten auch nicht alle Genannten hier liegen, Ehre genug für das Kloster Lorch, daß seine Gruft die Stammeltern des ganzen herzoglichen und kaiserlichen Hauses von Staufen,

einen römischen König, und die Gebeine zweier deutschen Kaiserinnen birgt. Ob aber alle diese noch in ihrer früheren Ruhestätte liegen, wäre sehr zu bezweifeln. Schon bei der ersten Gräberöffnung muß eine Aenderung damit vorgegangen seyn. Hierüber berichtet Spindler, wie er von den Alten des Convents hörte:

„Anno domini MCCCCLXXV da ward der Stifter Grab aufgethan und mit dem Stein aufgehebt, und neu gemacht, unter dem ehrwürdigen geistlichen Herrn Herrn Nicolaen von Arberg, Schenken, Abt des Gotteshaus Lorch. Und zu derselben Zeit, als Maria im Tempel geopfert ward, hat man funden viel Gebeins, klein und groß, sind unter solchen viel, die drei Spannen lang gewesen seyn, auch viel Hauptscheilen. Und besonders, als aufgethan sind worden die Gräber vor der Sakristei, hat man da funden Hauptscheilen, an welchen noch hübsch gelb Haar ist gewesen, und auch kleine Spörnlein, auch ander Ding, das man vor Alter nicht hat können erkennen, was es sey. Dabei sind gewesen die Alten des Convents, glaubwürdige Väter: Herr Caspar, Prior, Herr Ansfelmus von Horkheim, ein Edler, Großkeller, Herr Oswald, nachmals Herr und Apt zu Murrhardt; welche Solches Alles beschrieben, und ich von ihnen gehört und Solches den Nachkommen zuletzt gelassen. Es sind auch im Langmünster etliche Sachen in den Felsen gehauen, denn der Fels steigt allda auf bis zu dem Paviment (Esterich), darinnen die Stifter

mit sammt den andern sehn begraben worden.“ In demselben Jahre, da die Gräber geöffnet und die Gebeine erhoben wurden, wurde das merkwürdige Grabmal in gothischem Styl gefertigt, das vor den Chorstaffeln steht, und besonders unsere Aufmerksamkeit beim Eintritt in die Kirche auf sich zieht. Dasselbe bildet ein erhöhtes länglichtes Viereck, etwa 11 Spannen lang, 6 breit und eben so hoch. Der Deckel besteht aus einem einzigen sehr feinen und erhaben gehauenen Werkstein, welcher das herzoglich schwäbische Wappen der Staufer zeigt. Im Schild sind drei zum Laufe gerichtete leopardirte Löwen über einander, über dem mit der Krone geschmückten Helm schwingt ein einköpfiger Adler seine Flügel. Zwei Engel halten das Wappenschild. Die Umschrift, welche auf dem Rande des Deckels eingehauen ist, lautet:

Anno dni MCII iar war dieß
closter gestift. hie ligt begraben herzog fried.
von swaben. er vnd
sein kind diß closters stifter sind.
sin nachkimling ligent och hie by. got in
allen gnädig sy. gemacht im J.
1475.

Auf den Ecken des Postaments sind auch Figuren angebracht. (Eine treue Abbildung des Denkmals im Ganzen, wie in seinen einzelnen Theilen, so wie überhaupt des Klosters, des Inneren der Kirche u. s. w., nach Zeichnungen des kundigen Pfarrers M. Eduard

Keller, finden wir in dem schönen Buche Hohenstaufen, Lieder und Gedichte von A. Knapp. 1839.)

Nach Allem zu schließen sind die sämtlichen Gebeine der hier Begrabenen erhoben und unter dieses Grabmal zur Ruhe gebracht worden. Wunderbar, daß dieses Denkmal, sowie das des ersten Abts Herbert († 1124) im Jahr 1525 von den Händen der rohen Bauern verschont geblieben, während die übrigen Denkmale zuverlässig durchwühlt wurden, denn die Kisten- und Seckelleerer haben unter wie über der Erde ihre Be gierde nach Beute zu stillen gesucht.

Die Gestalt des genannten Grabmals ist ganz ähnlich denen, die wir in der Klosterkirche zu Murrhardt und in der Stiftskirche zu Dehringen finden. Das erstere ist zu Ehren Kaiser Ludwigs des Frommen, das andere zu Ehren der Königin Adelheid, Mutter Gunrads des Saliers, Stammutter des Hohenlohschen Hauses, gestiftet. Alle solche Grabmale dienten nicht nur, um das Andenken der hier Ruhenden unter den Lebenden zu erhalten, oder die Stätte zu bezeichnen, wo ihre Gebeine ruhen, sondern sie waren auch für den feierlichen Umgang bestimmt, der an den sogenannten Jahrtagen um die Gräber der Stifter gehalten werden mußte. Zu Lorch war der Tag des h. Antonius zur Gedächtnißfeier der erlauchten Todten des Hauses Hohenstaufen erlesen. Am Abend vorher mußten Leichentücher auf die Gräber gedeckt, und vier Lichter im Chor und eben so viele auch in der Mitte der Kirche aufgestellt werden. Auch ein Theil der vorgeschriebenen

Gebete wurde schon jetzt abgehalten. Darnach nach 2 Uhr wurde geläutet, und die verschiedenen Arten von abwechselnden Gesängen und Gebeten gingen an. Nach einiger Zeit wurde mit allen Glocken geläutet und nach Vorschrift fortgelesen und gesungen. Endlich hatte der Abt in seinem besten Schmuck mit der bischöflichen Hauptzierde selbst zu erscheinen und einen Theil des Gottesdienstes zu verrichten. Unter einem feierlichen Gesang um Erlösung gingen Alle aus dem Chor hinab, umgaben das feierlich behängte und beleuchtete Grabmal, und vollendeten die angeordneten Gesänge. Die Gräber wurden neu geweiht und unter den Schutz der himmlischen Mächte gestellt. Die Nacht hindurch brannten noch ein Paar Lichter im Heiligthum; am Morgen begannen die feierlichen Todtenmessen, zu welchen auch Priester vom Dorfe kamen. Alles endigte sich mit einem Mittagsmahl, wobei es nicht färglich hergehen durfte — etwa in der Weise, wie die Geistlichen auf dem Wurmlinger Berge eine Mahlzeit gehalten.

Aus derselben Zeit, wie das Grabdenkmal in der Kirche, mögen auch die leider! schon sehr verbleichten Freskogemälde an den acht Säulen des Langhauses stammen. Dieselben haben zwar keine Ueberschrift, noch Umschrift, aber doch läßt sich leicht schließen, wen sie darstellen. M. Crusius hat sie noch farbenhell gesehen, wir geben sie nach seiner und eines Unbekannten Beschreibung.

1) An der ersten Säule rechter Hand bei dem

Haupteingang Herzog Friedrich v. Schwaben sammt seiner Gemahlin Agnes. Sie halten knieend mit erhobenen Händen das Kloster in die Höhe, wie gewöhnlich die Stifter abgebildet werden. Herzog Friedrich erscheint als ein alter grauer Mann in einem grünen Kleide von Pelz, die Herzogin Agnes in einem fleischfarbenen Rock, darüber ein braunblauer Mantel ist. (Ein Ungenannter, der die Bilder auch gesehen, gibt der Herzogin einen rothen Unterrock und grünen Talar.)

2) An der zweiten Säule ist Herzog Friedrich der Einäugige zu sehen; er trägt ein rothes Kleid und grüne Strümpfe.

3) An der dritten Säule erscheint Kaiser Friedrich Barbarossa. Sein Haar ist röthlich und sein Bart von gleicher Farbe, in zwei Theile getheilt. In seiner Rechten trägt er den Reichsapfel, in seiner Linken ein Schwerdt, auf seinem Haupt die Kaiserkrone, um den Hals eine goldene Kette, vornen der Reichsadler mit dem Wappen von Staufen, den drei über einander zum Lauf gerichteten leopardirten Löwen. Sein Kleid ist ein grüner Rock. M. Crusius meinte, er sehe dem D. Eberhard Bidenbach, seiner Zeit Abt zu Bebenhausen, ähnlich.

4) Kaiser Heinrich VI. in einem himmelblauen Pelzrock und grünen Strümpfen.

5) Kaiser Friedrich II. mit Krone, Scepter und Reichsapfel, in einem braunblauen Kriegshabit, gleichsam zum Streit mit einer Schärpe (Gürtel) aufgeschürzt.

6) Cunrad, römischer König, im grünen Rock und rothen Strümpfen; er führt ein Scepter in den Händen.

7) Cunradin, ein junger Herr von schönem Angesicht, geharnischt, mit einem bloßen Schwerdt in der rechten Hand; ein langer Talar (Pelzmantel, Königsmantel) hängt ihm über den Rücken. Der Helm liegt zu seinen Füßen. Ueber diesem Bild ist folgende Figur: Cunradin liegt auf dem Block, der Scharfrichter läßt das Beil an einem Seil auf dessen Nacken fallen. Hinter dem Scharfrichter sitzt der Pabst auf dem Thron, sammt einem Cardinal und dem bösen Karl von Anjou.

8) König Philipp und Irene. Sie knien beide, mit langen Kleidern angethan, die über die Füße hängen; mit den Händen halten sie eine Tafel, welche Jesum am Kreuz und darunter Johannes und Maria, rechts die Opferung Isaaks, links die erhöhte Schlange Moßis zeigt. Philipp trägt eine Krone und Scepter, ein Schwerdt an der Seite, hat rothe Haare und Bart (wie sein Vater Barbarossa), einen braunblauen Kragen von Seide um den Hals, einen grünen Rock mit Pelz verbräunt. Irene ist gekrönt, trägt hinten unter der Krone eine braunblaue Haube, vorn etwas Weißes; hernach einen weißen Kragen und braunblauen Rock mit Ärmeln, die hinten eng, vornen weit sind. Ueber der Tafel, die Philipp und Irene halten, ein Bild Mariens mit dem Jesuskind, ihnen zur Seite zwei Wappenschilde, unter denen eines das Wappen

des Klosters, einen doppelten schwarzen Adler, im
Herzschild die Löwen von Staufeu zeigt.

Wenn wir auf den alten M. Crusius hören, so
wären diese Gemälde ziemlich alt, was wir besonders
von den beiden letztgenannten, K. Philipp und Irene,
sagen können, denn diese sind ganz im Costüm des
15. Jahrhunderts, während Cunradin v. Schwaben
seiner Tracht nach wohl in den Anfang des 16. Jahr-
hunderts verwiesen werden könnte. Ohne Zweifel
sind sie ums Jahr 1475 oder kurz nachher gemalt
worden, und so hätten wir sie wohl dem Abte Ni-
kolaus Schenk von Arberg zu verdanken, der
bereits durch Errichtung des Grabmals seine Begei-
sterung für das Haus Hohenstaufen kund gethan.
Wäre nachzuweisen, daß das eine der Wappen über
Philipp und Irene dem genannten Abt Nikolaus
Schenk von Arberg angehörte, dann hätten wir sogar
einen urkundlichen Beweis dafür, daß die Bilder wenig-
stens unter der Regierung dieses Abtes gefertigt wor-
den. (Eine Abbildung aller dieser Gemälde findet
sich in dem mit Fleiß gefertigten Bilderwerk „die
Klosterkirche zu Lorch durch Sebald Baumeister.
Gmünd 1820.“)

Ghe wir die so merkwürdige Kirche verlassen, be-
suchen wir noch das in der Nebekapelle befindliche
Begräbniß der edlen Herren von Wöllwarth. Es sind
14 ziemlich gut erhaltene Steinbilder Wöllwarth'scher
Ahnen an den Wänden in Lebensgröße, vom Jahr
1409 – 1567.

Auf der einen Seite:

1. Jörg von Wöllwarth, mit der Inschrift: Anno dni. 1409 ist gestorben der edel vnd Streng Herr Jörg von Welwart, Ritter.

2. Jörg v. Wöllwarth. Inschrift: Anno dni... Jar ist gestorben der Edel vnd Best Jörg von Welwart.

3. Jörg von Wöllwarth. Inschrift: Anno dni. 1442. Jerg von Welwart.

4. Anno dni. 1463. Wilhelmus.

5. Ist eine Statue ohne Schrift, weil, sagt M. Crusius, dieselbe, da es eine goldene Schrift gewesen, von den Bauern geraubt worden.

6. A. 1505.

Auf der entgegengesetzten Seite:

1. Ulrich von Wöllwarth. A. 1505 starb der Edel vnd Best Ulrich von Welwart. Diese Statue hat einen zerfressenen Bauch; aus dem Haupt kriecht eine Schlange, ein Frosch und eine Eidechse. Also wurde der Leib des Ritters im Walde gefunden, in den er, um zu jagen, gegangen war, aber er hatte sich verirrt und konnte nicht mehr herauskommen, wie die Sage geht.

2. Jörg von Wöllwarth. Anno Domini 1500 Jörg von Welwart.

3. Heinrich v. Wöllwarth. Anno dom. 1509 *Hainricus v. Welwart pridie S. Mariae Magdalenae.*

4. Renwart von Wöllwarth. Anno Dom. Renwart von Welwart die Mercurii post S. Ulrici.

5. Renwart v. Wöllwarth. Anno Dom. 1522 an vnser Frawen Abend. Renwart v. Welwart.

Oberhalb an der Mauer:

1. Georg Heinrich v. Wöllwarth. An. Dom. 1551. Maji 30. *media tertia* Görg Heinrich v. Welwart zu Lauterburg.

2. Jörg von Wöllwarth. A. Dom. 1551. Febr. 11. Jörg v. W. zu Hohenroden, Obervogt zu Schorndorf.

3. Sebastian von Wöllwarth. An. Dom. 1566. Jan. 7. Sebastian von Welwart zu Hohenroden.

4. Hans Conrad v. Wöllwarth. An. Dom. 1567. Apr. 7. Hans Conr. v. W.

Die Fahrzeit aller dieser Herren von Wöllwarth feierten die Mönche zu Lorch immer am Tage nach Martini. Sechse aus dem Kloster, und ebenso viele Priester aus dem Dorfe Lorch mußten die Feier abhalten und erhielten dafür acht Gulden.

Treten wir wieder aus dem düsteren Tempel heraus, so finden wir freilich wenig Merkwürdiges mehr aus der ältesten Zeit. Das Kloster, wie alle übrigen Gebäude, die zum Kloster gehören, stammen aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Im Kreuzgang des Klosters befindet sich der alte Grabstein des ersten

Abts Herbert; die sehr alte Inschrift, welche wir bei M. Crusius entziffert finden, lautet also:

En primi abbatis crura

Jacent hac sepultura.

Herbertus nomine

Obiit anno Domini 1124.

In diesem Kreuzgange, der freilich nicht mehr der uralte ist, sind noch einige Steine vorhanden, welche davon Zeugniß geben, in welch schönem Style das Kloster erbaut war. So ein byzantinisches Kapitäl, welches einem kleinen gekuppelten Fenster in einer der Mönchszellen über dem Kreuzgang angehörte; ferner ein byzantinischer Säulensfuß, welcher ebenfalls aus dem alten Kreuzgang des Klosters stammte. Wir finden Beides in dem trefflichen Werke unsers ehrwürdigen Heideloff, Ornamentik des Mittelalters, Heft 4. abgebildet.

Wir gehen zur Chronik des ehrwürdigen Klosters über.

Dorf und Kloster Lorch haben, wie die Stadt Lorch in Oesterreich, ihren Namen, lat. *Laureacum*, zuverlässig noch aus der Römerzeit. Soviel ist erwiesen, daß der römische Gränzwall, die sogenannte Teufelsmauer, über Lorch führte, wo er, ziemlich in rechtem Winkel, mit einem Male die Wendung nach Nordwesten machte, und von nun an seine Richtung mit dem Laufe des Rheins, wie bisher mit dem der Donau parallelisirte. Vielleicht stand der angeblich römische Thurm auf dem Berg, der an die Kirche angebaut

ist, mit dem Gränzwall in Verbindung, denn wir können ihn wohl mit eben dem Rechte, wie manche andere uralte Römerthürme in Württemberg, für ein römisches Bauwerk halten. Ob der Name Gözenthäl (ein Thälchen bei Lorch) und Venusberg (ein Berg in der Nähe) auf den Aufenthalt der Römer in dieser Gegend hinweisen, wäre noch näher zu untersuchen. Auf diesem Berge, der damals der Marien- oder Liebfrauenberg genannt wurde, hatten die Herren von Büren und Staufen eine Burg, die aber einem frommen Zwecke weichen mußte; denn obschon im Dorfe Lorch längst von Hildegard, der Gemahlin Friedrichs von Büren, eine Kirche und ein Stifthaus für einen Probst mit zwölf geistlichen Herren erbaut wurde, verwandelte Friedrich von Staufen, der erste Herzog von Schwaben, die Burg in eine Benediktiner-Abtei. Die Stiftung dieses Klosters auf dem Liebfrauenberg zur Ehre der h. Maria geschah im Mai des Jahrs 1102, zufolge des Stiftungsbriefs, der also lautet:

„Kund und zu wissen sey allen Christglaubigen, den zukünftigen wie den Gegenwärtigen, daß ich Friedrich, Herzog der Schwaben und Franken, und mein Ehgemahl Agnes, mit unsern beiden Söhnen Friedrich und Cunrad zum Seelenheil aller der Unsern, sowohl der lebenden wie der in Gott ruhenden, durch die Hand der frommen und edlen Laien Herrn Heinrich von Bellberg und Herrn Wido's von Gröningen, die Abtei Lorch dem h. Petrus, dem Apo-

stelsfürsten übergeben, mit dem Geding, daß jährlich von dem Kloster ein güldener Pfennig soll an den apostolischen Stuhl verabreicht werden. Ferner bestimmen wir, daß wer in unsrer Familie der Älteste wäre, der soll Schirmer und Vogt des genannten Orts seyn; wann aber, was Gott verhüten möge, der Schirmherr ein Feind oder Beschädiger (des Klosters) wäre, so soll er sein Schirmamt verlieren, und ein bescheidener Mann an seiner Statt erwählt werden. Sollte aber aus ihrer Mitte Keiner für tauglich erfunden werden, so mögen die Brüder mit Rath der verbrüdernten Äbte, etwa von Hirsau oder Romburg oder Zwiefalten, einen Tauglichen erwählen. Außerdem verordnen wir und untersagen fest von Gotteswegen, daß kein Abt die Güter der Kirche, die schon erworbenen oder noch zu erwerbenden, aus Leichtsinne verlege oder mindere, nur mit der Ausnahme, daß, wenn einer der Fürsten oder Herren einen Mann oder ein Weib sammt ihren Gütern der Abtei schenken sollte, diese, wenn sie demüthig darum bitten, solche Güter als Lehen haben und behalten sollen. Auch soll kein Bischof, kein Herzog, kein Markgraf, kein Graf, kein Vogt, überhaupt keine Person, sie sey hoch oder nieder, die Güter der benannten Kirche beschweren, belästigen oder schmälern. Damit es desto unverlethlicher gehalten werde, so lassen wir diese Urkunde mit unsrem Sigille besiegeln. So geschehen im Jahr 1102 u. f. w."

Mit was für Gütern der Stifter das neuerrichtete

Kloster dotirte, läßt sich aus den vorhandenen Urkunden nicht entnehmen, es geschieht ihrer erst später Erwähnung. Die ersten Mönche für seine Stiftung berief Herzog Friedrich im Jahr 1108 aus Kloster Hirschau, welches damals im Rufe großer Zucht und Frömmigkeit stand. Erster Abt wurde Herbert, wohl einer der Brüder aus Hirschau. Im Jahr 1136 nahm Pabst Innozenz II. das Kloster in seinen Schirm und ertheilte verschiedene Bestimmungen über dessen rechtliche Verhältnisse, was Pabst Honorius im Jahr 1225 bestätigte. Den ersten weltlichen Schutzbrief ertheilte ihm K. Cunrad III., der selbst in Vorch anwesend war, im Jahr 1139. Derselbe überließ dem Kloster das Patronat- und Zehentrecht zu Wallenzin (Welzheim) als Tausch gegen den Kirchensatz und Antheile am Zehenten in Ebermärgen (in Baiern). Herzog Friedrich, sein Neffe, der spätere Kaiser, war es, der den Brüdern des Klosters vor allen andern als Schirmherr am besten gefiel; ihn hatten sie sich als Vogt erbeten. Kaiser Cunrad bewilligte ihnen denselben mit der ausdrücklichen Bedingung, daß weder er noch seine Nachkommen den Schirm einem Andern auftragen, sondern selbst verwalten, daß immer der Älteste der Familie von dem Kloster frei gewählt, aber auch dieses nicht an ihn gebunden seyn sollte, wenn ihm die Güter des Klosters besser gefielen, als die Ehre, deren Erhalter zu seyn. Sich selbst und dem Reiche behielt er die oberste Aufsicht darinnen vor. Im Jahr 1144 bestätigte derselbe Kaiser unter aus-

gedrückten näheren Bestimmungen die von zwei Angehörigen des Klosters Lorch, Constantin und Giselbert, beschlossene Stiftung des Klosters Lochgarten auf ihrem Erbe unfern der Tauber. Damit aber die Kirche der h. Maria zu Lorch keinerlei Schaden erleide, so soll das zu gründende Frauenkloster zu Lochgarten dem Kloster Lorch zinsbar seyn, und demselben jährlich einen güldenen Pfennig entrichten. Kaiser Friedrich I. bestätigte im Jahr 1154 den Inhalt der von König Cunrad dahin verliehenen Privilegien, „den Brüdern, die daselbst Gott dienen, frei von jeglichem Frohndienst und sonstigen unanständigen Leistungen.“ Auch bestätigt er die gegebene Verordnung in Beziehung auf die Wahl eines Vogtes, besonders jenen Artikel, daß kein Vogt einen Vizevogt aufstellen dürfe. Aber gerade das letztere Verbot, daß die Vogtei nie durch einen Vizevogt verwaltet werden dürfe, wurde bald darauf nicht mehr beachtet, denn, als im Jahr 1166 Herzog Friedrich von Schwaben, K. Cunrads Sohn, die Frau eines Dienstmanns des h. Georgs in Bamberg, deren Großmutter sich und ihre Nachkommen dem Kloster Lorch zinsgehörig gemacht, in die Genossenschaft seiner Dienstleute aufnahm und dem Kloster zwei weibliche und zwei männliche Leibeigene zum Ersatz dafür gegeben, da mußte sein Vizevogt Friedrich von Vielrieth (bei Hall) seinen Consens dazu geben. Natürlich mußten späterhin alle Herzoge von Staufsen, wann sie auf den Königsthron kamen, Stellvertreter in

ihrem Vogtamt wählen, denn sie waren ja meistens in der Ferne, und entschlagen wollten sie sich dieses Amtes nie. Als Vogt von Lorch bestätigte Kaiser Heinrich VI. im Jahr 1143 die Verleihung einer Mühle des Klosters an Dietrich von Stammheim gegen einen jährlichen Zins auf dessen Lebenszeit. Unter den Zeugen der Urkunde befanden sich Cunrad von Staufen und Heinrich von Lorch (wohl Burgmann einer noch stehenden Staufen'schen Pfalz zu Lorch). Auch Friedrich II., als er im Jahr 1215 das Kloster Lorch mit allen Gütern in seinen kaiserlichen Schutz nahm, nimmt noch das Vogtamt über den Berg, auf dem Lorch liegt, und über die Güter des Klosters in Anspruch für sich und seine Nachkommen. Gegen seinen Sohn Heinrich, den deutschen König, scheinen die Mönche zu Lorch schon etwas mißtrauisch gewesen zu seyn, denn im Jahr 1228 mußte derselbe dem Bischof von Würzburg sowie den Herzogen von Oesterreich und Baiern einen feierlichen Eid schwören, daß er von den Gütern, welche er von dem Kloster besitze, Nichts veräußern wolle, weder durch Verkauf noch Lehenbarmachung, sollte er es sich aber durch irgend eine böse Eingebung zu Schulden kommen lassen, so soll keinerlei Handlung eine Kraft haben. Im Jahr 1251, als die Staufer gerade von ihren ältesten Besitzungen Wenig mehr besaßen, finden wir bereits die Grafen von Württemberg in einer näheren Beziehung zum Kloster, oder vielmehr war die Vogtei über Lorch schon förmlich an sie überge-

gangen, denn im März dieses Jahres wirkte der alte Mann, Graf Ulrich von Württemberg, dem Kloster bei Pabst Innonzenz IV. die Freiheit aus, daß es zu keinen Psründabgaben genöthiget werden solle. — R. Rudolf von Habsburg bestätigte gleich im ersten Jahre seiner Regierung (1274) nicht nur die Freiheiten des Klosters und nahm dasselbe in des Reichs Schirm und Schutz, sondern er übernahm auch auf inständiges Flehen des Abts und der Brüder, welche persönlich vor König Rudolf erschienen, die Vogtei über das Kloster und alle seine Güter u. s. w. mit dem Beding, daß sie keinen andern Vogt haben sollen, als ihn, den König, oder welchen er dem Kloster zum Vogt setze; sollte jedoch derselbe als Verlezer, Be- rauber und Schädiger des Klosters erfunden werden, so wolle er ihm einen andern rechtschaffenen und tauglichen Vogt setzen. Diesem Schutzbrief König Rudolfs zufolge haben die Mönche von Lorch den Ketter und langeschnten Vogt des Reichs, Rudolf von Habsburg, auch für sich als Schirmherrn angerufen; es muß ihnen demnach unter der Vogtei der beiden minderjährigen Söhne Ulrichs mit dem Daumen, unter dem 11jährigen Ulrich und dem Ammenkinde Eberhard nimmer gar behaglich gewesen seyn, zumal in einer Zeit, wie die vor R. Rudolf gewesen, im Interregnum, wo man nicht wußte, wer Koch oder Keller war im heiligen römischen deutschen Reiche. Auch soll das Kloster in Ausübung seiner Rechte von dem benachbarten Adel manche Störung erlitten

haben. Somit können wir uns die Bitte der Mönche von Lorch um Uebernahme der Vogtei an K. Rudolf wohl erklären, da sie ohnedieß ja bisher ihre Vögte unter den höchsten Herren des Reichs gehabt hatten. Graf Ulrich, der ältere von beiden Söhnen Ulrichs, scheint es aber den Mönchen von Lorch übel vergolten zu haben, daß sie seiner Familie die Vogtei abgenommen; denn vielleicht schon vor 1277 beklagten sich die Mönche zu Lorch, wie sie durch Graf Ulrich von Württemberg, und die gleichnamigen Grafen von Alzperg und Helfenstein in Schaden gekommen, weshalb sich Papst Johann XXI. im April 1277 veranlaßt fand, gegen die Schädiger einzuschreiten. Ulrichs Bruder, Eberhard, scheint mit dem Kloster wieder in ein besseres Vernehmen getreten zu seyn, oder waren die Mönche zu Lorch so klug, nach dem Hingang des besten Schirmherrn sich wieder einem gewaltigen Landesherrn zuzuwenden. Kaum hatte Rudolf v. Habsburg, der gute König der Deutschen, die Augen geschlossen (im Juli 1291), so wählten Abt und Convent einstimmig den ritterlichen Grafen Eberhard von Württemberg zu ihrem Schirmherrn. Graf Eberhard nahm es unter der billigen Bedingung an, daß er nur von gewissen Gütern des Klosters das sogenannte altherkömmliche Vogtrecht empfahe; von andern aber, die schon früher kein Vogtrecht gegeben, nahm er auch keines, sondern sie sollen frei seyn, und wolle er doch dieselbe eben so nach Kräften schirmen. Zwei Jahre darauf führt Graf Eberhard in einer Urkunde

diese Güter namentlich auf, wenn er sagt: „von den Gütern in Münster, Schmiden, Grumbach, Weiler, Schornbach, Eschelbronn, Metterspurg, Necklinsperg, Oppelsbohm, Brezenacker, Steinach, Buch, Brunigsweiler, Rurneck, werden ich und meine Erben nur das sogenannte Vogtrecht nehmen, aber des Klosters Güter im Dorfe Lorch, in Pfalbrunnen, in Holzheim, in Wigmar, in Roth, in Frickenhofen, in Göppingen, in Muthlangen, in Bissingen u. dgl. sollen frei seyn von jeglichem Vogtrechte.“ Nehmen wir dazu jene Güter und Besitzungen, welche das Kloster noch früher erworben: Güter bei Urbach im Jahr 1235, Weinberge bei Dahensfeld 1236, Güter bei Fach 1239, einen Hof in Reichenbach 1265, Tunzhofen vor 1290, Güter zu Bietigheim, welche Conrad Cörnlen dem Kloster im Jahr 1279 um ein Begräbniß und Leibgeding vermachte — so haben wir den ältesten Besitzstand der Abtei Lorch. Trotz dieser vielen Besitzungen war das Kloster schon frühzeitig verarmt, denn wegen seiner Dürftigkeit schenkte ihm Bischof Wolfrad von Augsburg im Jahr 1287 eine erledigte Pfründe des Collegiatstifts im Flecken, und mehrere Chorherren daselbst thaten später das Nämliche, indem sie ihre Pfründen aufgaben, und die Einkünfte derselben dem Kloster einverleiben ließen; so gab ein Hiltprand Herter von Hertenegg rein und lauter um Gottes und um seiner Seelen Heil willen (1333). Im Jahr 1290 waren Abt Gebigo und Convent bei Christen und Juden so sehr in Schulden verstrickt,

daß sie im genannten Tunzhofen (abgegangenes Dorf bei Stuttgart) den Genuß aller ihrer Weinberge und die Kelter daselbst für fünf Monate an ihren Wirth Heinrich zu Eßlingen und seine Hausfrau Mechtild für 200 Heller verkauften. Um der Noth des Klosters zu Hülfe zu kommen, ertheilte der Pabst durch den Erzbischof Roger von St. Severin reiche Ablässe denjenigen, welche auf ihrem Todtbette von ihrem Vermögen dem Kloster Etwas vermachen, oder an gewissen Festtagen ihre Andacht zu Lorch verrichten. Wie weit dieß dem Kloster geholfen, ist nicht weiter überliefert. Wir haben oben gesehen, wie Graf Eberhard von Württemberg im Jahr 1291 von Abt und Convent zu Lorch einstimmig zum Schirmherrn gewählt worden, um so mehr muß es uns auffallen, wie König Albrecht im Jahr 1301 dem Grafen das, was er schon besessen, die Vogtei über Lorch, zu Pfand geben konnte. Von nun an blieb sie jeden Falls in seinen Händen, so wie in den Händen seines Nachfolgers, Graf Ulrich. Im Jahr 1331 bestätigte Kaiser Ludwig der Baier den von K. Rudolf im Jahr 1274 dem Kloster verliehenen Gnadenbrief, und noch in demselben Jahr freiete derselbe das Gotteshaus also, „daß Niemand mit des Klosters eignen Leuten, oder die sonst dazu gehören, Etwas zu schaffen haben soll, dann das Reich, ein Abt oder Pfleger (Vogt) des Stifts, auch daß sie Niemand an Hauptrechten und Gülten in keinem Weg dränge, beleidige noch beschwäre, u. s. w.“ Auch Kaiser Karl IV. erneuerte im Jahr

1447 den Freiheitsbrief K. Rudolfs, gab aber in demselben Jahre noch einen weiteren Freibrief, in dem es unter andern heißt: „wir wollen auch und gebieten festiglich, daß keine Person, sie sei geistlich oder weltlich, hoch oder nieder, und sunderlich, wer die Best **S t a u f e n** inne hat, keine Vogtei noch Vogtrecht auf ihrem Gut Roth, zu Trickenhofen, Mutlangen, Pfalbrunnen, Lenznang, Bartenbach, und was das obgenannt Gotteshaus hat, wo das gelegen ist, nichts ausgenommen, setze noch mache, und bestätigen und freien ihnen das vor Jedermanniglich — — Auch geben wir ihnen und ihren Nachkommen sunderlich Gnad und Freiheit, daß der obgenannt Abt und Convent und ihre Nachkommen wohl mögen nehmen einen Beschirmer und Behüter ihrer und aller ihrer Leute und Güter, als dicke (so oft) ihnen der nit gefällt, als dicke mögen sie einen andern nehmen u. s. w.“ In demselben Jahre verpfändete Kaiser Karl dem Kloster die Reichsvogtei zu Dornstatt, und ebenso freiete er das Klostergut zu Dachsenfeld von der Advokatei Engelhards von Weinsberg. Ueberhaupt scheint unmittelbar vor und nach dieser Zeit die Lage des Klosters wieder eine bessere geworden zu seyn, denn es war im Stande, wieder neue Käufe zu machen. So hatte es im Jahr 1331 alle Elchingen'schen Güter zu Vorch erhalten, und im Jahr 1333 Weinberge im Staigarten von Conrad Schenk von Winnenden erworben. Im Jahr 1346 kaufte das Kloster mehrere Häuser zu Schorndorf. Im Jahr 1350 erwarb

es Güter zu Stuttgart von denen von Gundelfingen, und später noch die Wöllwart'sche Kelter allda. — War es seit dem Anfang des 14. Jahrhunderts zweifelhaft, ob die Grafen von Wirtemberg Schirmvögte des Klosters geblieben, so wissen wir es gewiß, daß die Vogtei dem Graf Eberhard im J. 1373 und 1377 förmlich übertragen wurde. Die Schirmvogtei scheint auch seit jener Zeit bei Wirtemberg geblieben zu seyn, obgleich Kaiser Wenzel im Jahr 1398 den Gnadenbrief Kaiser Karls IV. erneuerte, unter andern auch jenen Artikel, „daß sie mögen einen Beschirmer ihrer Güter nehmen und absetzen, wenn er ihnen nicht gefalle u. s. w.“ Ja, die Grafen von Wirtemberg übten fortwährend die Schirmvogtei, obgleich König Ruprecht im Jahr 1401 ausdrücklich das Kloster mit seinen Gütern wieder in seinen und des Reichs Schirm aufnahm, „als sie auch in seiner Fürsahren, römischer Kaiser und Könige, Schirm gehören und vor Alters gewesen sind.“ Auch alle Gnadenbriefe der folgenden Kaiser, K. Sigmunds vom Jahr 1415 und 1434, K. Friedrichs III. vom Jahr 1442 und 1462, haben dem Kloster das Recht bestätigt, den Vogt zu setzen und abzusetzen, aber es war nur ein Titularrecht, denn die Grafen von Wirtemberg waren und blieben die Vögte des Klosters Lorch. Als solcher ließ Graf Ulrich von Wirtemberg im Jahr 1462 unter dem Abt Nikolaus Schenk von Urberg das Kloster durch den Abt zu Hirschau und Prior zu Güterstein nach der Observanz der Mönche von Melf reformiren.

Derselbe Graf Ulrich war es auch, der bei dem päbstlichen Stuhle die Bitte einlegte, es möchte dem Abte des Klosters Lorch erlaubt seyn, bei feierlichen Gottesdiensten Inful und Ring tragen zu dürfen. Im August des Jahrs 1470 wurde wirklich von Pabst Felix die Erlaubniß ertheilt, daß von nun an der jeweilige Abt des Klosters bei gottesdienstlichen Handlungen, sowohl im Kloster selbst, als in den demselben angehörigen Orten, auch wenn er anders wohin sollte zu einer geistlichen Verrichtung eingeladen werden, sich der Inful, des Rings und anderer pontifikalischen Insignien bedienen dürfe. Abt Wilhelm zu Lorch war der Erste, der sich mit der Inful schmückte. Im Jahr 1495 erhob sich etwas Irrung zwischen Herzog Eberhard von Wirtemberg und Herrn Jörgen, dem Abt zu Lorch, von Jagens und andrer Sachen halber. Herr Hug, Graf von Werdenberg, Landhofmeister und Hauptmann des schwäbischen Bundes, brachte es zu einem Vergleich zwischen beiden Partheien. In demselben wurden nun die sogenannten Zirkel (Bezirke) in des Herzogs Forst- und Wildbann bestimmt, in welchen der Abt von Lorch und seine Nachfolger jagen und hezen mögen, aber „ohne Irrung des Herrn von Wirtemberg, seiner Erben und Nachkommen, mit Vorbehalt aller ihrer Obrigkeit und Forstrecht, wie das Herkommen ist, und daß sie (die Herren von Wirtemberg) auch darin jagen lassen mögen nach ihrem Gefallen.“ Item von der Cent wegen ward getheidigt: dieweil ein jeder Forstmeister

des Herrn von Württemberg in der Cent an seiner Gnaden Statt oberster Hauptmann ist, daß dann des Abts zu Lorch und seines Gotteshauses arme Leute und Hintersaßen, auch seine Hauptleute und Amtleute in der Cent dem Forstmeister als dem obersten Hauptmann in Sachen die Cent berührend von der Cent wegen gehorsam seyen und thun sollen, wie die der Schenken, derer von Adelberg, derer von Gmünd und Anderer arme Leute bisher gethan haben. Doch mögen die Aebte zu Lorch etlichen Harnasch, den ihre Hintersaßen in der Wehre brauchen sollen, im Kloster behalten, also daß dieselben armen Leute, so dieß Noth seyn würd, daselbs wissen zu finden, aber nit destminder soll ein jeglicher eine gute Wehre und auch Etliche ihre Harnasch bei ihnen behalten, damit destminder Säumniß werd, so deß Noth geschieht im Eilen und sunst u. s. w. Im Jahr 1508 bestätigte Kaiser Maximilian dem Kloster die Gnadenbriefe seines seligen Vaters, that aber in einem Briefe von demselben Jahre noch eine besondere Gnade hinzu, indem er den Abt und Convent mit dem Blutbann belehnte. Abt Georg hatte nemlich seiner Majestät vorbringen lassen, wie in seinem Dorf Lorch vor etlichen Jahren die hohen Gerichte gebraucht worden, als dann solichs zu Anzeigung bisher Stock und Galgen daselbs gestanden, die nochmals unabgethan vor Augen wären; aber die Briefe über dieselben hohen Gerichte seyen in einer großen Brunst, darin der Mehrtheil der Häuser abgebrannt, verdorben wor-

den.“ Der Abt hatte nun den Kaiser gebeten, ihm solch hart Gericht wieder aufzurichten, welche Bitte der Kaiser in Gnaden erfüllte, indem er dem Abt und seinen Nachfolgern „zur Förderung des Rechts und Strafung des Uebels in dem Dorfe Lorch wiederum ein Halsgericht, Stock und Galgen zu verneuen, zu erheben, zu haben und zu halten vergönnte und erlaubte, und demselben Abt Georgen den Bann dasselbs, über das Blut zu richten, zu Lehen gnädiglich verliehen.“ Bald hätte der Abt von Lorch Gelegenheit bekommen, von dem vom Kaiser wieder verliehenen Stock und Galgen Gebrauch zu machen, denn im Jahr 1514, als der arme Conrad ausgebrochen, nahmen die Lorchischen Unterthanen alsbald daran Antheil, aber sie wurden stracks zu Paaren getrieben, und mußten dem Abt schwören, die Sturmglocke nicht mehr zu ziehen (ein schon damals beliebtes Mittel für die Auführer, um Lärm zu machen), auch nicht auszuwandern, und eine Geldstrafe und den ordentlichen Leibzins zu entrichten. Der arme Conrad war aber nur ein kleines Vorspiel zu dem leidigen Bauernkrieg, im Jahr 1525, der sein schreckliches Weh hauptsächlich über das Kloster Lorch ausgegossen.

Am Pfingstmontag empörten sich die Bauern der Schenken von Limpurg zu Gaildorf, angesteckt von den Odenwälder und Rotenburger Bauern, die den Zunder des Aufbruchs in diese ganze Gegend geworfen hatten. Den Pfarrer Wolfgang Kirschenbeißer aus Trübenhofen nahmen sie zu ihrem Haupt und Kanzler,

einen gewissen Judenhut aus Westheim machten sie zu ihrem Fähdrich und sandten Aufforderungsbriefe weit umher in alle umliegenden Gegenden. Der Inhalt derselben war, „daß alle ihre Nachbarn rings umher zu ihrer Fahne kommen sollten, wo nicht, so wollten sie zu ihnen kommen, doch nicht als Freunde, sondern als Feinde, ihnen Alles, was sie hätten, nehmen und mit Feuer verbrennen.“ Aber ihre Ermahnung war umsonst, die Bauern der an das Hohenloh'sche und Würzburg'sche Gebiet gränzenden Landstriche waren zwar von eben dem Geist des Aufbruchs angefüllt, aber fettere Bissen lockten sie anderwärts hin, nemlich: in das innere Franken, wo zahlreiche und mit Geld und Gut angefüllte Klöster und guter Frankenwein in Aussicht standen. Sie verachteten daher die Einladung des Gaildorf'schen Hauses, als ihrer unwürdig, und sagten von diesem, weil sie nicht glaubten, daß er große Beute machen würde, es sey ein hungriger Haufe. Doch zogen ihm die Bauern aus dem sogenannten Rosengarten, von Gelbingen, von Thann, Sontheim, Bellberg und aus dem Fischacher Thal zu. Diese sandten an die Stadt Hall ein Aufforderungsschreiben, sie sollen dem Haufen zu seinem Unternehmen fünf Tonnen Pulver und fünf Nothschlangen senden. Die Stadt Hall lehnte das Begehren ab. Da richteten die Empörer wahrscheinlich ihr Absehen auf das reiche Stift Comburg und das Schloß Limpurg. Aber in Comburg scheint man davon Bericht bekommen zu haben, denn die in Comburg pacten

noch in den Osterfeiertagen Alles, was einigen Werth hatte, zusammen, selbst das Archiv, und flüchteten es nach Hall. Das war ein Glück für Comburg und Limpurg, denn als die Anführer davon Wind bekamen, hielten die Rebellen es nicht für der Mühe werth, nach Comburg zu ziehen. Sie wollten aber doch nicht müßig sitzen und nahmen daher einen Zug ins Württemberg'sche vor. Es waren vornemlich Limpurgische, Hällische und Ellwangen'sche Unterthanen, ja auch Gemündische und nicht minder viele Württemberg'sche. Anstatt Comburg mußte nun das alte Benediktinerkloster Lorch ihre wilde Raubbegierde erfahren. Der Gaildorf'sche Haufen ging stracks darauf los; denn obwohl viele Harnische und Wehre von der Cent wegen im Kloster lagen, es fanden sich keine Leute, die sie anlegten, um den Rebellen zu begegnen. Der hungrige Haufe drang in das wehrlose Kloster, und die Seckel- und Kistenfeger nahmen Alles, was sie finden konnten, und ihr Anführer, ein gesalbtes Haupt, der Pfaffe Kirschenbeißer, ließ auch Nichts liegen, ebenso ihr Fähndrich Judenhut von Westheim. Alles, was genommen werden konnte, insonderheit viel Wein, darnach sie absonderlich trachteten, viel Getreide, Vieh, kostbare Gefäße (Kirchengefäße) und alle Sachen von einigem Werth wurden geraubt, hernach Feuer angelegt und das Gotteshaus bis auf den Grund abgebrannt. Letzteres sagt ausdrücklich das Ausschreiben des schwäbischen Bundes, aber wir bezweifeln es, wie schon oben bemerkt worden, denn so viele Zeit nahmen sich

die Seckelleerer und Kistenfeger nicht, um die Kirche zu zerstören — genug, wenn nur das Holzwerk und Dachstuhl abgebrannt wurde. Aber so viel Zeit nahmen sie sich, wie ihre Enkel im traurigen Jahr 1848, daß sie aus dem Archiv und der Bibliothek Alles herausstrugen und verbrannten, was der Fleiß von Jahrhunderten allda aufgeschichtet hatte. Wie manche pergamentne Urkunde ist elendiglich verbrannt, wie manche köstliche Handschrift, die Arbeit fleißiger Mönche, ist vernichtet worden, und damit ein unberechenbarer Verlust für die Wissenschaft, besonders die Geschichte des Vaterlandes, durch diese rohen Horden herbei geführt worden. Ja, auch die Dokumente des Klosters Murrhard, die hieher gebracht worden waren, wurden ein Raub der Flammen. Der Kizel, in Einem Hui zu verderben, was Jahrhunderte ausgeführt, war so groß, daß sie auch die Vernichtung der kaiserlichen Pfalz unternahmen, und sie wurden damit fertig bis auf den schon genannten alten Thurm, welcher durch seine Festigkeit ihrer Raserei trozte. Das geschah am 26. April 1525. Nachdem dieses löbliche Werk so glücklich vollendet war, zog eine Abtheilung des hung- rigen Haufens vom Lager unter Lorch auch gen Hohen- staufen, und zerstörte dieses Denkmal aus einer gro- ßen, kräftigen, herrlichen Zeit; und sie rühmten sich noch „daß es Gott mit ihnen habe, weil sie Hohen- staufen so gering gewonnen, und also obgestegt haben.“ Ein schlechtes Verdienst, für das ihnen die Nachwelt keinen Dank gezollt.

Wohin Abt Sebastian und die Brüder des Convents sich flüchteten, wissen wir nicht — ja, Abt Sebastian soll sogar unter den Streichen der Bauern gefallen seyn. — Aber sie müssen sich bald wieder gesammelt haben, um die Rückkehr der alten Ordnung und den Tausch des Unvollkommenen mit dem Vollkommeneren zu erleben. Als Herzog Ulrich, der ungestörte Vogt und Herr zu Vorch, im Jahr 1534 aus seiner Verbannung zurückkehrte, in der er die reine Lehre des Evangeliums erkannt hatte, welche er von nun an in seinen Landen verkündigen ließ, da wollte er auch den Strahl des reinen Gottesworts in die düstern Zellen der Mönche scheinen lassen. Er schritt zur Reformation der Klöster, wie er sie in seinem ganzen Lande begonnen hatte. Darum erging an die Aebte zu Vorch und Murrhard, seinen Obervogt zu Schorndorf, den Freiherrn Friedrich zu Schwarzenberg, eine Instruktion, nach der er mit den Aebten zu Vorch und Murrhard handeln sollte.

„Der gedacht, unser Obervogt zu Schorndorf, so lautet die Instruktion, soll gemeld'ten Aebten und Conventen anzeigen: Nachdem wir die Zeit unsers Wiederkommens das gnadenreich Evangelium in unserm Fürstenthum allenthalben predigen und verkündigen lassen, durch welches wir nun gewiesen, daß wir in Kraft des Amts unserer Oberkeit das Gott schmähend und heuchlerisch Wesen und Uebung der Klosterleut nicht länger zusehen und gedulden können, sondern dasselbig in Besserung zu verändern, und haben hierauf beschlossen, die Prälaten und Ordens-

leut mit ansehnlichem Leibgeding abzufertigen u. s. w.
 Hierauf so hat der von Schwarzenberg von uns Be-
 fehl, den gedachten Aebten und Conventen Solches
 auch fürzuhalten; welcher nun unter den Mönchen
 die 40 Gulden Leibgeding annehmen will, dem sollen
 die Urteeln des Verzichts und der Leibgedings-Ver-
 schreibung fürgehalten werden; welcher aber das
 Leibgeding nit wollt annehmen, sondern auf einmal
 mit einer benannten Summe Gelds oder Zehrung ab-
 gefertigt seyn wollt, der soll für unser Kanzlei und
 unsere Kammerräthe verwiesen werden u. s. w. Wel-
 cher aber deren keins sich annehmen will, dem soll
 angesagt werden, daß er sich unverzüglich bereit mach,
 dann die Fuhr sey vorhanden, und mit sammt seinem
 Bettgewandlein und Büchlein u. s. w. aufsit, gen
 Maulbronn zu fahren; wollt er sich aber auch dessen
 widersetzen, der soll für das Kloster geschafft und
 das Thor hinter ihm zugethan werden. Es wären
 dann etliche alte unvermöglich presthafte Personen, die
 sollen auf unsern ferneren Bescheid allda erhalten
 werden. Mit den Aebten soll nachfolgender Gestalt
 gehandelt werden: erstlich soll ihnen die Leibgedings-
 Verschreibung und der Revers dagegen fürgehalten
 werden, und so sie es also wollten annehmen, soll
 unser Obervogt alsbald die Pflicht von ihnen nehmen,
 und die Copieen des Revers von ihnen unterschreiben
 lassen. Wollten sich aber die Aebt eins Solchen wi-
 dersetzen und abschlagen, soll gedachter Obervogt ihr
 der Aebte jedem einen zuordnen, der mit sammt ihme

mittler Weil bis auf ferneren Bescheid die Verwaltung versehe.“

Bei dem Letzteren ist es wahrscheinlich geblieben; der Abt mit den Brüdern ist im Kloster gelassen worden, denn man weiß von keinem tumultuarischen Ausritte, wie sie in andern Klöstern vorgekommen sind, und in des Verfassers „Kirchlicher Geschichte Württembergs“ (1842) S. 179 u. f. beschrieben werden. Auch kommt keine Unterbrechung der Abtsreihe vor, denn nach Abt Sebastian wurde Lorenz Autenrieth Abt, unter dem das Kloster Lorch wieder neu hergestellt wurde (1547). Erst unter Abt Benedikt Nebstock wurde das Kloster von Herzog Christoph reformirt. Der genannte Abt verblieb bis zu seinem Tode im Jahr 1563, die sechs Mönche aber, welche seither ein Leibgeding erhalten hatten, wurden, da sie die evangelische Lehre nicht annehmen wollten, amovirt. Zum ersten evangelischen Abt wurde Georg Udal ernannt († 1577). Unter ihm wurde eine sogenannte Klosterschule eingerichtet, aber im Jahr 1584 wieder aufgehoben. Udals Nachfolger war Abel Binarius (Weinlein), der bis 1601 Abt war. Als M. Crusius im Jahr 1588 seine Wallfahrt nach Hohenstaufen und Lorch machte, kehrte er bei diesem Prälaten ein, und fand bei ihm eine gute Tafel; auch bei dem Klostervogt, Peter Engel, der einen studirenden Sohn zu Tübingen hatte, wurde Crusius mit seinen Begleitern gut aufgenommen. Auf Binarius folgte M. Jakob Magirus im Jahr 1625, diesem

Melchior Nicolai, nachmals Probst zu Adelberg, dann im Jahr 1627 M. Jakob Gaab. Letzterer wurde im Jahr 1631 von den kaiserlichen Commissarien vertrieben. Diese setzten einen Hans Friedrich Kohler als einen Administrator dahin, als aber dieser im Jahr 1632 wieder das Kloster verließ, so wurde Abt Johann Jakob Albich, vorheriger Probst zu Herbrechtingen, dahin verordnet. Nach der Nördlinger Schlacht im Jahr 1634 mußte auch dieser wieder weichen, und das Kloster wurde wieder von Mönchen aus St. Blasien besetzt. Erst nach dem Westphälischen Frieden wurde das Kloster wieder geräumt, und ein evangelischer Abt M. Wendel Bilsinger im Jahr 1651 angestellt. Seine Nachfolger waren: M. Joh. Jakob Müller 1699, M. Joh. Christoph Singher 1671, D. Christoph Wölflin 1683, M. Joachim Martini 1699, M. Georg Burkard Raibel 1703, D. Michael Fortsch 1705, M. Joh. Wendel Bilsinger im Jahr 1713, M. Christoph Zeller, und im Jahr 1727 D. Christ. Matthäus Pfaff, später Kanzler zu Tübingen, Jeremias Friedrich Reuß 1777, Christ. Friedrich Sartorius, † 1785, Johann Friedrich Le Bret 1786.

Im Jahr 1707 schlug Villars bei Lorch das deutsche Heer und plünderte Dorf und Kloster. — Seit der Aufhebung der 14 Abteien in Württemberg wurde das Klostergebäude der Sitz eines Cameralamts. Im Jahr 1846 wurde die Klosterkirche, deren Zustand freilich ein trauriger gewesen, wieder nothdürftig hergestellt.

D i e

Belagerung der Burg Hohenstaufen.

Es war im Frühling des Jahrs 1127, als König Lothar wieder aus den sächsischen Landen zurückkehrte, wo er eine frische Heereßmacht gesammelt hatte, um den Kampf gegen die Brüder von Staufeu aufzunehmen. Als er auf Würzburg zuzog, kamen schon die Boten Heinrichs von Baiern ihm entgegen, welche dem König meldeten, daß derselbe mit seinen Mannen aufgebrochen sey, um sich wieder mit ihm gegen die Brüder von Hohenstaufen zu vereinigen. Er hatte einen neuen Anschlag gegen dieselben, und that ihn durch seine Boten dem Könige kund. Der lautete: während die Herzoge Friedrich und Conrad in den oberschwäbischen Landen weilen, möge König Lothar gegen die Herzogsburg Hohenstaufen ziehen, die das Theuerste in sich schließe, was Friedrich besitze, seine Gattin und Kinder; auch wäre diese Burg leichtlich zu gewinnen, da Herzog Friedrich, ehe er herabgezogen, nur eine schwache Besatzung darin zurückgelassen. Unter der Burg Hohenstaufen, so verhiess es Herzog Heinrich, wolle er seine Schaaren mit dem Heere des Königs aufs Neue vereinigen.

Auf diese Kunde, die Herzog Heinrich aus der Gegend von Zwiefalten nach Würzburg ergehen ließ, rückte König Lothar in Gilmärschen herab gen Schwab-

ben, und legte sich mit seinem Heere vor die Burg Hohenstaufen, um sie förmlich zu belagern.

Schrecken und Angst überfiel die Bewohner der Burg, als König Lothar mit seinem Heere nahte und im Thale sein Lager schlug. Aus wenigen Burgmannen, die der alte Burgvogt Sueneger befehligte, bestand die ganze Besatzung; denn, als die beiden Brüder die Burg verließen, konnte man nicht von Ferne ahnen, daß König Lothar je sein Absehen auf dieses Bergschloß richten würde. Von aller Hülfe waren die auf der Burg abgeschlossen; die sämtlichen Vasallen waren den beiden Brüdern gefolgt, und wäre auch noch da oder dort auf einer Burg in der Nähe einer der getreuen Ritter und Herren gewesen, es hätte Nichts gefröhmt, fintemalen König Lothar im ersten Augenblick seines Anzugs die Burg mit einem Male rings umschlossen hatte, so daß auch Niemand hinauf kommen konnte, und wenn er den eifrigsten Willen hatte, denen auf der Burg Hülfe zu bringen. Auf solche Weise war es auch den Burgbewohnern unmöglich, einen Boten abzusenden, um den beiden Herzogen Friedrich und Conrad, welche fern an der Donau lagen, Kunde von der Noth zu bringen, und sie zu ermahnen, daß sie so schnell als möglich zum Entsatz der Bedrängten herbeieilen.

Dazu kam noch ein andrer Jammer, der die Bewohner der Burg betroffen hatte. Kurze Zeit, nachdem die Herzoge dieselbe verlassen hatten, legte sich Juditha krank. Ein Gram nagte an ihrem Herzen seit jener

Zeit, da die Ihrigen so gar der Pflicht der Verwandtschaft vergessen, und ihr Bruder Herzog Heinrich so feindselig ihrem Gemahl und Schwager sich gegenübergestellt hatte. Vor ihrem Gemahl hatte sie diesen Kummer immer noch verhalten, so viel sie vermochte; nach seinem Abgang brach ihr Schmerz und Leid mit ganzer Gewalt hervor, und der so lang verhaltene Gram legte sie aufs Krankenlager, das sie von nun an nimmer verließ. In dieser Zeit der Noth innerhalb und außerhalb der Burg war jetzt der alte Sueneger, der Einzige, der den Muth nicht verlor, während Alle zagten und bebten. Bald war er im Burghof beschäftigt, und traf Vertheidigungsanstalten, um die Feinde für den ersten Augenblick von der Burg fern zu halten, bald war er in dem abgelegenen Stüblein, wo Frau Juditha lag, bleich und abgezehrt — und tröstete die Kinder, die mit Klagen und Jammern der Kranken noch das Herz schwer machten. Die Herzogin selbst tröstete er, denn der Greis von neunzig Jahren hatte so reichen Hort des Trostes und Rathes, den er auf seiner langen Laufbahn gesammelt hatte. Aber auch Muth und Entschlossenheit hatte der Greis noch wie Einer von jungen Jahren. Das sah man, wenn er im Burghof stand und anordnete, was zur Vertheidigung nöthig war. Vor allen Dingen ließ er die Thore verrammeln mit großen Felsblöcken, die schon früher auf den Fall der Noth in die Nähe geschafft worden waren, obgleich Hohenstaufen schon lange von keinem Feind mehr berannt worden war.

Diese Arbeit mußten die älteren und schwächeren der Burgmänner übernehmen, da alle diejenigen, welche noch fähig waren, Sturmhaube und Panzer zu tragen, oben auf den Zinnen und Thürmen aufgestellt wurden, damit die Burg vor Ueberfall geschützt wäre. Der alte Sueneger stellte sich wie ein Junger unter die Zahl der Arbeitenden, wo es Lasten zu heben und fortzuschleppen galt; und wo er selbst seine Hand nicht bieten konnte, da ermunterte er die ihm Untergebenen. Vom Burghof weg eilte er hinauf zu den Zinnen, um zu sehen, ob Alles in gehöriger Ordnung wäre. Mit seinen alten Augen sah er noch so gut wie ein Jüngling, also, daß er alle Bewegungen der Feinde im Thale genau beobachtete.

War Sueneger den Tag über in beständiger Thätigkeit, so war er es auch in der Nacht in eben dem Maasse. Keine Stunde verging, wo er nicht von Zinne zu Zinne, von Thurm zu Thurm ging, und genau erspähete, ob die Burgleute auf dem ihnen anvertrauten Posten wachen, und getreu ihres Amtes walten. War der eine oder der andere durch langes Wachen müde geworden, so nahm er seine Stelle ein, und blieb, bis der Tag graute. So waren durch Suenegers Vorsorge alle Sicherheitsmaassregeln getroffen; aber auch sonst hatte er die Burg versehen, im Fall, daß sie eine lange Belagerung zu überstehen hätte. An Proviant fehlte es nicht auf der Burg; es war so viel vorhanden, daß wenigstens die kleine Besatzung eine Zeitlang hatte, was sie bedurfte.

Nur an Wasser fehlte es, da sich keine Brunnen oben auf dem Berge fanden. Alles Trinkwasser für die Bewohner der Burg mußte aus dem in der Mitte des Bergs befindlichen Weiler heraufgeschafft werden. So lange die Belagerer noch am Fuße des Bergs lagen, und eigentlich noch Rast hielten, war immer eine Verbindung zwischen dem Weiler und der Burg gewesen, und es konnte der Bedarf des Wassers für jeden Tag heraufgebracht werden. Zur Vorsorge hatte Sueneger während der Zeit, daß die Feinde noch Rast hielten, in Fässern das Wasser aus dem Weiler in die Burg schaffen lassen. Aber auf einmal, während man es kaum noch vermuthete, schloß König Lothar den Berg enger ein; er rückte immer weiter herauf, und verlegte seine Lagerzelte schon in die Nähe des Weilers. Da flüchteten alle Bewohner, Junge und Alte, Weiber und Kinder, der Burg zu, um dort eine Zuflucht zu finden. Sie nahmen sich keine Zeit mehr, ihre Habe zusammenzuraffen, ja kaum das Nöthigste brachten sie mit sich, denn die Feinde waren ihnen zu schnell auf den Nacken gekommen. Schon waren die Hauptthore auf der Burg verrammelt, aber sie wurden doch nicht von Sueneger abgewiesen, sondern durch das kleine Ausgangspfortlein in die Burg aufgenommen.

Kaum hatten die Bewohner den Weiler verlassen, so wimmelte er schon von Feinden, die sich gierig in das Wenige theilten, was die Einwohner zurückgelassen hatten.

Für die Burg Hohenstaufen waren die neuen An-

kömmlinge kein hülfreicher Zuwachs: der waffenfähigen Männer, die mit vertheidigen konnten, waren wenige; desto größer war der Troß von Greisen, Weibern und Kindern, die nur eine Zuflucht suchten, und von nun an die Vorräthe der Burgbewohner mit aufzehrten. So können wir uns nicht wundern, wenn nach kurzer Zeit schon Mangel auf der Burg eintrat, dem alten Sueneger zum großen Herzeleid, denn er war es gewesen, der trotz der Widerrede der meisten Burgmänner, die Dorfbewohner aus Mitleiden aufgenommen hatte. Proviant war noch längere Zeit vorhanden, obgleich bei der Zahl der Burgbewohner, die um ein Drittheil sich verdoppelt hatte, bald auch dieser auf einen geringen Vorrath zusammenschmolz.

Zuerst trat Wassermangel ein. Die meisten Wasserfässer waren geleert, denn zu viele waren derer, welche ihr Bedürfniß daraus holten. Man mußte immer sparsamer damit umgehen, zuletzt wurde das Wasser nur in bestimmten Portionen vertheilt, und es kam auf die Einzelnen oft so wenig, daß sie kaum zur Noth ihr Bedürfniß befriedigen konnten. Ja es kam so weit, daß nur von einem Tag über den andern kaum die Hälfte eines Bechers für den Einzelnen verabreicht werden konnte. Endlich ging auch der Proviant nahe zusammen und konnte nur in kleinen Portionen vertheilt werden. Um die Menge zu befriedigen, brach die Familie des Herzogs und ihr Hausgesinde von ihrem nöthigsten Bedürfniß sich ab. Oft sah man den kleinen Friedrich und die beiden Fräulein

Bertha und Claritia nach dem Imbiß im Burghof, umgeben von weinenden und flehenden Kindern, die einen Tag lang weder einen Bissen gegessen, noch einen Tropfen Wasser getrunken hatten. Da hielt ein Fräulein ein Krüglein und das andere ein Laiblein Brod, und der kleine Friedrich ging unter den Dürstenden und Schmach tenden die Runde, das Brod vertheilend, und das kleine Becherlein füllend, um die Schmach tenden zu erquickten. Das Laiblein aber, das die Herzogsfinder brachten, war dasjenige, so ihnen auf dem Tisch vorgesetzt worden war, und das Krüglein Wein ihr Bedürfniß, das auch ihnen zugemessen wurde, sie aber hatten das Alles sich am eigenen Munde abgebrochen.

Der Mangel auf der Burg erreichte von Tag zu Tag einen höheren Grad. Das Trinkwasser war endlich alle, und man mußte zu dem abgelegenen Wasser in den Cisternen, die schon länger durch keinen Regen mehr aufgefrischt worden waren, seine Zuflucht nehmen. Mehl und Fleisch, so wie Alles, was zur Nahrung nöthig ist, war ausgegangen, und man mußte das schönste Vieh im Stall schlachten, das bisher den Bewohnern der Burg zur Labung seine Milch geboten hatte; ja das Junge, wenn es kaum geboren war, verfiel dem Messer, um die Bedürfnisse der Besatzung zu befriedigen. Trotz dieses Mangels verlor der alte Sueneger den Muth nicht, und er ermunterte die Besatzung, welche bereits anfang, muthlos zu werden. Er vertröstete sie damit, daß in kurzer Zeit Hülfe eintreffen müsse, da die Herzoge nicht so ferne lägen, und längst schon

Kunde erhalten hätten, die er durch den verborgenen Gang, der gen Staufeneck führe, ihnen habe zugehen lassen. Dem war aber nicht so, denn jener unterirdische Gang, zu dem Sueneger den Schlüssel hatte, war längst schon verschüttet, da er in letzterer Zeit nimmer benützt worden war. Durch diese Erdichtung, zu der er in der Noth Zuflucht genommen hatte, hielt er die Burgmannschaft noch in Ruhe.

Indessen kamen die Belagerer der Burg immer näher; bald wehten die Fähnlein ihrer Zelte schon auf der Spielburg, und man sah von der Burg herab, wie auf dem Platze, da in Friedenszeit nur die Bewohner sich geübt hatten, die Feinde für Kurzweil die Speere warfen, und die Armbrust schossen, um sich gleichsam für den bevorstehenden ernstern Kampf zu üben. Einige derselben ritten sogar bis zu den Thoren der Burg, und trieben ihren Spott mit den Knechten auf den Zinnen. Kommt, riefen sie hinauf, und laßt Euch bei uns ein kühl Trunklein, auch Wildpret und Fisch schmecken, bei Euch mag doch der Schmalhans Koch seyn. Mit diesen Worten hielten die Einen ihre Feldflasche in die Höhe, und tranken's zu — andere zeigten auf der Spitze ihrer Lanzen Häselein, die sie in dem Buschwerk unter der Burg gefunden und gespießt hatten. Auf die Miethlinge und Feigen der Burg, die hungernd und dürstend auf ihrem Posten standen, hätte dieß bald verlockend wirken können. Der alte Sueneger, der solches merkte, fand ein Mittel, um diesem Spotte ein Ende zu machen. Ein halber

Scheffel Gerste war noch der einzige Vorrath von Getreide auf der Burg, und ein Ochse, auf dessen Fleisch die Burgbewohner schon längst mit gierigem Magen warteten, war übrig geblieben. Mit schwerem Herzen ließ jetzt Sueneger diese Gerste dem Ochsen eingeben, während jedes Körnlein auf der Burg werth und theuer war. Als sich der Ochse zum Verplagen voll gefressen hatte, wurde er geschlachtet, und sein noch angefüllter Magen herausgenommen. Diesen warf Sueneger mit eigener Hand über das Thor, daß er vor den Augen der spottenden Feinde zerplagte, und die schönste Gerste auf dem Boden sich ausbreitete. Da machten die Feinde große Augen, denn solchen Ueberfluß hatten sie sich in der Burg nicht gedacht. Sie wandten sich von ihnen, und ritten zum Heere hinab. Wenn es so aussieht, sagten sie zueinander, daß die auf der Burg ihr Mastvieh mit Gerste füttern, dann können wir noch lange hinsitzen, bis wir sie ausmatten. Diese Rede verbreitete sich von Mund zu Mund im Lager, und Viele hatten jetzt mehr Lust, abzuziehen als zu bleiben. Kaum vermochte das Drohwort des Königs die zum Bleiben Unlustigen von ihrem Vorhaben abzubringen; diese erregten immer mehrere in dem Heere, und es wäre vielleicht dazu gekommen, daß sich wenigstens die Söldlinge ohne Willen und Wissen des königlichen Herrn davon gemacht hätten. Da auf einmal wurden die Unlustigen wieder beharrlicher. Ein Bote kam in das Lager, daß Herzog Heinrich von Baiern mit einem mannhaften Heere im Anzug wäre, um das ihrige

zu verstärken, und die Belagerung schnell zum Ziele zu führen. Im Lager der Feinde, besonders bei Lothar, erregte diese Kunde große Freude, aber auf Burg Hohenstaufen wurde der Anzug des bairischen Heerhaufens die Ursache eines großen Jammers. Noch bald, als die Kunde ins Lager der Feinde kam, hatte man dasselbe auf dem Wartthurm der Burg wahrgenommen. Schon manche Tage stand dort ein Späher, um Kunde zu bringen, daß die so sehnlich erwarteten Herzoge Friedrich und Conrad mit ihrem Entsatzheere der Burg nahen — aber er konnte nie sehen, was er mit allen Bewohnern der Burg so sehnlich wünschte, nach was besonders die schwererkrankte Herzogin sich sehnte, die allein noch die Hoffnung im Leben hielt, ihren theuren Gemahl noch einmal umarmen zu können. Fast jede Stunde mußte man ihr melden, ob man die Ersehnten noch nicht von ferne sehe.

Es war um die dritte Stunde des Mittags, eben war die Kranke vom Schlummer aufgewacht, der sie leider nicht gestärkt hatte, denn sie blickte düsterr auf, als je, wenn sie erwacht war. Ihr erste Frage an Sueneger, der unten am Bette saß, und sich mit den Kindern unterhielt, war: hat man noch Nichts in der Ferne wahrgenommen? Noch nichts, hohe Gebieterin, entgegnete Sueneger. Noch Nichts — o Gott! seufzte die Herzogin, ich werde ihn nimmer sehen — vielleicht ist ihm von seinem Feinde der Weg verlegt, daß er den Seinigen nicht zu Hülfe eilen kann — oder schwebt gar sein eigenes Leben in Gefahr. O Gott, wenn

das wäre! Ich habe den geliebten Gemahl im Traume gesehen, hoch auf einem Thurme, zu dem die hellen Flammen emporschlugen — ich sah, wie er flehend die Hände um Hülfe ausstreckte, ich wollte ihm helfen, aber ich war, wie auf den Boden gebannt, da ritt ein junger Ritter auf schäumendem Rosse daher, und löschte die Flamme, die schon bis zu den Zinnen des Thurms leckte — ich sah, wie er den Geretteten aus dem Thurme führte — wie er mir zueilte, ich streckte die Arme nach ihm, aber, ehe ich meine Arme um ihn schlang, erwachte ich.

«Si, das ist kein so schlimmer Traum, bemerkte Sueneger, er hat ja mit Rettung geendet, drum dürft ihr getrost seyn, hohe Herrin. — Und doch nicht, sprach die Herzogin — mit einem schweren Seufzer — sie wollte weiter reden, da trat der Thürmer mit fröhlichem Angesicht in's Gemach. Glück auf, rief er freudig, die Herzoge nahen! schon kommen sie von Gmünd her. Ein Freudenstrahl erglänzte bei dieser Kunde auf dem Angesicht der Kranken, ihre zuvor bleiche Farbe verwandelte sich in ein blühendes Roth, sie richtete sich hoch auf, zitternd vor Freude und bereitete sich, den Langersehten zu empfangen, ob es gleich noch Stunden anstehen mußte, bis die Brüder von Hohenstaufen auf der Burg eintreffen konnten. Ach! daß diese Freudenkunde auf einem traurigen Irrthum beruhte. Voll Freude, endlich die Anziehenden kommen zu sehen, eilte der Späher von seiner Warte, ehe er noch recht erkannt hatte, was für ein Zeichen die

Heranziehenden führten, und verkündete, daß sie kommen. Mit Schmerz erkannte er jetzt, je näher sie kamen, daß es Baiern waren, welche Herzog Heinrich, der Bruder der Herzogin, seinem Verbündeten, dem König Lothar, zuführte. Bald sah er, wie sich die Baiern unter der Burg mit den Königlichen vereinigten. Mit dieser Nachricht eilte er dem Gemache der Herzogin zu, um seine falsche Kunde zu widerrufen: er dachte nicht, welche traurige Folgen das für die Kranke haben könnte. Ich habe falsch berichtet — mit diesen Worten trat er in das Krankengemach — denn meine Augen haben mich getäuscht; nicht die Unsrigen sind es, die der Burg nahen, sondern die Baiern unter Herzog Heinrich; sie haben sich schon mit unsern Feinden vereinigt.

Wie? rief die Kranke — Herzog Heinrich von Baiern, mein Bruder, zieht als Feind gegen uns? O Gott! daß ich das erleben muß! mit diesen Worten sank sie auf das Lager zurück: es waren ihre letzten im Erdenleben. — Du Unglücksrabe, rief Sueneger dem Thürmer zu — als er sah, wie die Herzogin todtbleich wurde — daß du geschwiegen hättest! — deine Kunde hat die Gute getödtet. So war es auch; war die Feindschaft zwischen Bruder und Gemahl die Ursache eines sie verzehrenden Kummers geworden, der Gedanke, daß ihr Bruder so weit der Pflicht der Liebe vergaß, und seine Waffen gegen die Schwester und ihre Kinder richtete, brach ihr Herz, das schon längst gelitten hatte. — Wer beschreibt den Jammer, der sich jetzt unter den Kindern erhob, die bisher das

Lager der Mutter nicht verlassen hatten! Bertha und Claritia faßten ihre schon kalt werdenden Hände, Friedrich flammerte sich um ihren Hals und küßte unter Schluchzen und Weinen das bleiche Haupt der geliebten Mutter. Sie schrieten und flagten laut, aber die gute Mutter war nimmer zum Leben zu erwecken. Der alte Sueneger durfte sich kaum seinem Schmerzgefühl überlassen, er hatte nur an den Kindern zu trösten und zu beruhigen. Jetzt kamen auch die übrigen Bewohner der Burg herbei — selbst die Kriegsknechte, die auf den Zinnen standen, verließen ihren Platz, und erschienen, um ihre schmerzliche Theilnahme über den Hingang der guten Herzogin kund zu thun: denen, die sonst für die rauhsten und rohesten galten, rollten Thränen über die Wangen. In kurzer Zeit war das Gemach voll von Menschen; nicht nur die Bewohner der Burg, sondern auch die des Weilers am Berg, die sich auf die Burg geflüchtet hatten, liefen zusammen: es war ein lautes Klagen und ein Jammern bei Allen, denn Frau Judith war auch den Bewohnern des Weilers, so wie der ganzen Herrschaft eine liebende Mutter gewesen. — Während dieses Traurige auf der Burg geschah, bereiteten sich die Belagerer, nun verstärkt durch die baierische Heerschaar, zur ersten Verrennung. Sie zogen bis über die Spielburg herauf mit erhobenen Fähnlein, und ein königlicher Herold mit einem Trompeter ritt vor das Thor, um die Bewohner der Burg zur Uebergabe aufzufordern; Sueneger erschien über dem Thore und

gab die Antwort. Wir begehren einen Stillstand von zween Tagen, rief er zu dem Herold herab — denn wir haben eine erlauchte Todte in unserer Mitte. Auch sage deinem königlichen Herrn, er möge uns gestatten, daß wir ungehindert ab der Burg und wieder in dieselbe zurückziehen, bis wir diese unsere Todte in ihr Ruhesämmerlein gen Lorch gebracht haben. Bis diese Frist vorüber, begehren wir Sicherheit, daß die Burg ungefährdet bleibe.

Der Herold mit dem Trompeter ritt zurück, und kam bald wieder. Es sey gestattet! rief der Herold hinauf zu Sueneger, und mein Herr und König gibt euch dessen Sicherheit mit seinem königlichen Worte, daß die Burg indeß ungefährdet bleiben soll, aber er will, daß ihr mit der Leiche mitten durch das Lager zieht. Das soll geschehen nach dem Wunsche eures königlichen Herrn, entgegnete Sueneger, denn wir wollen nichts Geheimes haben.

Noch an demselben Tage wurden die Felsen und Steine von dem Thore weggeschafft, bis man Raum hatte, um das kleine Thörlein zu öffnen. Und nun begann man den Trauerzug.

Fürwahr es war ein rechter Trauerzug. Wohl fehlte es an jenem Brunk und Gepränge, womit man erlauchten Todten sonst die letzte Ehre zu erweisen pflegt — aber dennoch war es eine zahlreiche Leichenbegleitung. Voran ging der Burgkaplan mit seinen Chorknaben, von denen einer das mit Flor umhängte Kreuz trug, dann folgte der mit dem bairischen und

hohenstaufischen Wappen einfach geschmückte Sarg, getragen von den Dienern der herzoglichen Familie. Hinter dem Sarg ging als Führer der Trauer der alte Sueneger — an der Hand den kleinen Friedrich — die beiden Töchterlein hinter ihnen, welche wie der Knabe Friedrich klagten und jammerten, daß es zum Erbarmen war. Den Zug schloßen die Frauen der Herzogin, jammernd und wehklagend; und an sie hatten sich noch Viele aus der Burg angereiht, Frauen und Männer, lauter bleiche abgehärmte Gestalten, und tief in Trauer gehüllt.

Am Lager der Feinde machten die Träger Halt. Da stand König Lothar im einfachen Schmucke des Kriegers, daß man ihn kaum von den gewöhnlichen Rittern hätte unterscheiden können, wenn nicht ein goldner Reif seinen Helm umzogen hätte. Ihm zur Seite sehen wir den Herzog Heinrich von Baiern; er stützt sich auf den Knauf seines Schwerdts, und steht gleichgültig auf den Zug hin, der eben in ihrer Nähe angelangt ist.

Jetzt erhebt der Führer des Trauerzugs, der alte Sueneger, seine Stimme, indem er dem Könige nahe tritt und tief sein Barrett zieht: allergnädigster Herr und König — ruft er laut und vernehmlich — auf daß ihr sehet, daß kein Trug vorhanden, so schauet unsrer erlauchten Todten in das Angesicht; und ihr Alle, die ihr hier versammelt seyd, möget euch desselben überzeugen. Mit diesen Worten stieß er an den Sargdeckel, daß er knarrend zu Boden fiel, und

die ganze Gestalt der Verbliebenen sichtbar wurde. O Gott, meine Schwester! rief Herzog Heinrich, der die Züge der Vollendeten sogleich erkannte, o Gott, meine Schwester! Es überlief ihn ein kalter Schauer und er wurde so bleich, wie diejenige, welche vor ihm im Sarge lag. Ja, gnädigster Herr, sprach Sueneger, eure Schwester, die Herzogin Judith, ist es, die ihr schauet im Leichentuch; eure feindselige Gesinnung gegen den Gemahl ist ihr ein stiller Gram geworden; daß ihr die Waffen gegen Hohenstaufen gerichtet, hat ihr das Herz gebrochen. Wie ein Donnerschlag trafen diese ernststen Worte des alten Sueneger das Herz des über den Anblick der verbliebenen Schwester schon tief ergriffenen Herzogs, er sank nieder an ihrem Sarge, faßte ihre kalte Hand, drückte sie brünstig an sein Herz, und heiße Thränen flossen über seine Wangen. In stummem Schmerz sprach er kein Wort, das die Umstehenden hörten, aber man sah es seinem Mund an, der sich still bewegte, daß er der Verbliebenen sein Unrecht abbat, daß er im Leben gegen sie und die Ihrigen geübt hatte — man sah, daß er ein heiliges Gelübde in der Hand der vollendeten Schwester ablegte. Wir erfahren es bald, was Herzog Heinrich gelobt hatte. Als der Sarg auf Suenegers Wink wieder verschlossen, und auf einen Wagen gebahrt war, trat Herzog Heinrich hinter denselben, nahm den weinenden Friedrich bei der Hand und folgte der theuren Leiche. Auf seinen Wink schlossen sich alle seine Ritter und Mannen dem Trauerzug an, und

er begleitete die einst in ihrer Mitte geborne Herzogin Judith gen Lorch an ihre Ruhestätte. So prunkvoll und mit so zahlreicher Begleitung kamen seitdem wenige Mitglieder des hohensaufischen Hauses mehr gen Lorch in das Familienbegräbniß. Zu Lorch wohnte Herzog Heinrich der ganzen Begräbnißfeierlichkeit bei; er betete noch inbrünstig über dem Grabe seiner Schwester, dann wandte er sich mit all den Seinigen, und kehrte über Gmünd in seine Lande zurück. Seinem Schwäher sandte er von Lorch aus noch Botschaft, daß er abziehe und sich von nun an des Kriegs gegen den Gemahl seiner verbliebenen Schwester entschlage. Als dieser am Fuße des Bergs ankam, war König Lothar schon im Abzug begriffen. Er hätte keine Botschaft vom Abzug seines Schwiegersohns bedurft — als derselbe am Sarge der Verbliebenen stumm kniete und Thränen vergoß, fühlte er wohl, daß die Gesinnung seines Bundesgenossen sich geändert hatte, und es von nun an nicht mehr in alten Rechten bei ihnen stehe.

Auch hatte jene ernste Stunde, da der Sarg der Herzogin vor seinen Blicken stand, einen so schmerzlichen Eindruck auf sein Herz und auf seine Ritter und Mannen gemacht, daß ihm auf einmal alle Lust zur weiteren Belagerung der Burg vergangen war; ja das Bild menschlicher Vergänglichkeit, das so mahnend vor seine Seele getreten war, hatte auf einmal sein Gemüth so friedlich gestimmt, daß er willig seine Hand in die Hand seines Gegners gelegt hätte, um

für immer Frieden zu schließen, wenn derselbe ihm nahe gewesen wäre. Noch an demselben Tag, da Herzogin Judith zu Lorch eingesenkt wurde, wurden die Zelte vor der Burg Hohenstaufen abgebrochen, und nach wenigen Stunden war der Berg leer von Feinden.

Am andern Morgen, als die Herzoge Friedrich und Conrad am Fuße des Bergs endlich ankamen, sah man kaum mehr eine Spur davon, daß ein Lagerzelt am Berge gestanden war.

XII.

Löwenstein.

Auf einem sonnigen Bergrücken des waldigen Gebirges, das in das gesegnete Weinsberger Thal ausläuft, und von Abend gegen Morgen sich auf sieben Stunden über Mainhardt bis nach der Stadt Hall im Kochergrunde hinzieht, während es gegen Mittag in das Murrthal mit seinen waldigen Abhängen abfällt, und gegen Mitternacht an das Hohenloher Land und die Kupferzeller Ebene gränzt — liegt das Städtlein Löwenstein. Noch jetzt tragen seine grauen Mauern mit den darüber sich erhebenden Dachgiebeln und ihren Hohlziegeln das Gepräge mancher vergangenen

Jahrhunderte, und tief unter ihm, in einer engen romantischen Thalschlucht, das Theußer Bad mit seinem achteckigen Seeschlößlein. Noch älter als das Städtlein, ja ins graue Alterthum zurückragend, blickt über demselben auf einem steilen, waldigen Hügel ein schlanker Thurm ins Land hinaus, und manche feste Mauer, manches halbzerfallene Thor, manch tiefes finsternes Gemach in den Grundmauern, deren Steine vom Zahn der Jahrhunderte angenagt sind, gibt uns ein Bild, daß hier einst ein stattliches Schloß gestanden und diese Trümmer die Ueberreste einer mächtigen Burg sind.

Wie gar häufig in den Ländern an der Donau, dem Rhein, Main und Neckar, entstanden die späteren Burgen aus den Thürmen und Warten, welche die römischen Kriegsheere in Deutschland bei ihrer langjährigen Herrschaft über dasselbe aufgeführt haben.

Auch das Löwensteiner Schloß scheint mit ziemlicher Gewißheit seinen Ursprung einem solchen Wartthurm zu verdanken, denn von Heilbronn über Löwenstein nach Mainhardt und Hall zog sich eine Römerstraße, die jetzt noch im Munde des Volkes die Hochstraße genannt wird, und diesen Namen auch einem daran liegenden Weiler gab.

Schon vor tausend Jahren, zu den Zeiten Kaiser Karl des Großen, blühte ein berühmtes Geschlecht die Grafen zu Calw im Schwarzwald. Die wenigen Trümmer ihrer Burg liegen auf einer Anhöhe über der Stadt Calw. Ihre Güter und Besitzungen brei-

teten sich an der Nagold, der Würm, der Enz, Murr und dem Neckar aus.

Am Schlusse des eilften Jahrhunderts bildeten sich zwei Linien der Grafen von Calwe, von denen die eine die Burg Löwenstein als Antheil erhielt und sich nach ihr nannte. Vielleicht hat schon Adelbert III., der Sohn des Grafen Adelbert II., genannt Azimbart, und Bruder des Pfalzgrafen Gottfried v. Calwe, die Burg Löwenstein besessen, die sein Vater könnte gebaut haben, wie die Burg oberhalb Sindelfingen. Adelbert III. starb noch vor seinem Vater im Jahr 1094 und hinterließ einen einzigen Sohn gleichen Namens, der sich als der erste in einer Urkunde vom Jahr 1123 Graf von Löwenstein nennt. Die meisten anderen Güter des Hauses Calwe gingen auf Azimbarts zweiten Sohn Gottfried über, der seit dem Jahr 1089 in der Geschichte jener Zeit eine wichtige Rolle spielte, und vermöge seiner Verdienste die Würde eines Pfalzgrafen im frongutreichen Rheinlande von König Heinrich V. erhielt. In Folge seiner mächtigen Stellung erhielt er wohl auch Liutgardis, die Tochter Herzog Bertholds II. von Zähringen, zur Gemahlin. Leider sah er schon frühe seinen einzigen Sohn Gottfried ins Grab sinken, und sein reiches Erbgut fiel seiner Tochter Uta zu, welche an Herzog Welf VI. verheirathet war. Dem war aber zuwider der genannte Graf Adelbert IV., der Enkel Graf Azimbarts, welcher sich mit der Grafschaft Löwenstein hatte begnügen müssen, aber auf eine volle

Hälfte des Calwischen Hauſerbeſes ein Recht zu haben behauptete. So kam es zwischen Graf Adelbert und Herzog Welf bald zu einer heftigen Fehde, die wohl Adelbert begonnen. Er überfiel nemlich bei Nacht Welfs Burg zu Sindelfingen, nahm deren Beſatzung zum Theil gefangen, verjagte den andern Theil, brannte den Ort nieder, und eilte mit der gemachten Beute in ſein Schloß Wartenberg. Hier belagerte ihn Welf VI., ohne zu ſäumen; umſonſt rief Adelbert die Herzoge Friedrich von Schwaben und deſſen Bruder Conrad zu Hülfe; Welf kam dieſen zuvor, nahm mit ſeinem künstlichen Belagerungsgeſchütz die Burg und legte ſie in Aſche. Bei dieſer Fehde wurde auch die Burg Löwenſtein, welche für unbezwinglich galt, wohl zum erſten Male berannt. Herzog Welf belagerte ſie ſtrenglich, und es gelang ſeiner ungemeinen Kriegskunſt, ſie zu erobern und die dortige Beſatzung gefangen zu nehmen. Indeffen glückte es dem Grafen Adelbert, dem gewaltigen Welfen die Burg Calwe zu entreißen und allda feſten Fuß zu faſſen. Welf machte ſofort Anſtalt, ihn von da wieder zu vertreiben, und muß ihn wirklich ſehr in die Enge getrieben haben, denn bald wußte ſich Graf Adelbert nicht mehr zu halten; da ergab er ſich auf Gnad und Ungnade, fiel dem Welf zu Füßen und flehte um Frieden. Herzog Welf ließ ſich gnädig finden, wie er denn ein milder und ſanfter Mann war, er verzieh dem Grafen und übergab ihm die Burg Calw und einige andere Orte als Lehen. So war Adel-

bert wieder im Besitze der Burg Calw, von der er seitdem wieder den Namen Graf von Calw erhielt, den er neben dem von Löwenstein führte. Als Herr von Calw war er auch Schirmherr der Klöster Hirsau und Reichenbach. Graf Adalberts Blüthezeit fällt in die Periode K. Conrads III., welchem er bei wichtigen Unternehmungen im Krieg, wie im Frieden, namentlich im Kampf gegen Herzog Welf VI. und bei der Belagerung von Weinsberg im Jahr 1140 zur Seite stand. So hat also die Freundschaft zwischen den beiden Vettern nicht gar lange angehalten. Um dieselbe Zeit schenkte er sechs Hufen und eine Mühle zu Sindringen dem Kloster Hirsau. Graf Adalbert kommt nach 1146 nicht mehr unter den Lebenden vor. Adalberts vier Söhne, deren Wirksamkeit der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts angehört, sind: Adalbert V. Graf von Calw-Löwenstein, Schirmherr des Klosters Hirsau, Berthold, Graf von Löwenstein, Vogt von Reichenbach, Gottfried und Conrad, Grafen v. Calw. Unter ihnen soll Gottfried vom Jahr 1156—1158 Abt zu Zwiefalten gewesen seyn. Conrad kommt vom J. 1158 bis 1171 in Urkunden vor; die beiden Brüder Adalbert V. und Berthold pflanzten den Stamm fort: der erstere, die ältere Linie von Calw, der andere, die neuere Linie von Löwenstein. Berthold erscheint vom Jahr 1152 bis 1167 in Urkunden, und war Schirmvogt des Klosters Reichenbach. Ohne Zweifel Söhne Bertholds von Löwenstein waren Graf Gott-

fried v. Löwenstein und Graf Berthold v. Wolfssölden. Während der letztere die Burg Wolfssölden als Erbe erhielt, fiel dem ersteren Burg und Herrschaft Löwenstein zu. Berthold starb wahrscheinlich unvermählt. Gottfried erscheint nur einmal im Jahr 1194 in einer Maulbronner Urkunde; ihn überlebte wahrscheinlich sein Vetter Adelbert VI., der sich noch im Jahr 1213 Graf von Löwenstein nannte. Demnach hat die ältere Linie immer noch den Namen von Löwenstein neben dem von Calw fortgeführt. Gottfried I. hinterließ einen Sohn gleichen Namens, der vom Jahr 1231 bis 1235 in Urkunden vorkommt. Mit ihm trieb der Stamm der Grafen von Löwenstein vier männliche Sprossen auf einmal: Gottfried, Berthold, Albrecht I., Albrecht II., während das ältere Grafenhaus in zwei weiblichen Sprossen ausging, aber in den Grafen von Baihingen fortblühte. Von Graf Gottfrieds II. Söhnen wurden die beiden Albrechte geistlich, Graf Berthold, der nur im Jahr 1257 genannt wird, starb wahrscheinlich unverheirathet, Gottfried III. vermählte sich mit Kunigunde, der Tochter des Edelherren Gottfried von Hohenlohe. Im Jahr 1253 sagt genannter Gottfried seinem Schwiegervater alle Güter zu Röttingen und Struth, welche er ihm für 100 Mark Silber, die er seiner Tochter als Heirathsgut gegeben, verpfändet hatte, los und ledig gegen Erlegung der genannten Summe. Graf Gottfried zeugte mit seiner Gemahlin nur zwei Töchter, Richinza und Agnes. Das mag ihn wohl bestimmt

haben, im Jahr 1277, den 21. Oktober, seine Burgen Löwenstein und Wolfsölden an den Bischof Berthold von Würzburg zu verkaufen. Seitdem wird Graf Gottfried nicht mehr in Urkunden genannt. Nicht lange blieb die Grafschaft Löwenstein in des Hochstifts Händen, denn im Jahr 1281 kaufte K. Rudolf von Habsburg beide Schlösser Löwenstein und Wolfsölden nebst der Schirmvogtei über die Abtei Murrhard, um 11,300 Pfund Heller. An dieser Summe erlegte der König baar 1300 Pfund Heller, 10,000 sollte Bischof Berthold von den Juden zu Würzburg erheben. Dieses neu erworbene Besitzthum verwandelte der König in ein Reichslehen, mit dem er im Jahr 1287 seinen Sohn Albrecht von Schenkenberg belehnte, den er mit einer gewissen Ida erzeugt hatte. Von nun an nannte sich Albrecht von Schenkenberg (bei Habsburg) Graf von Löwenstein, und nahm das Calwisch-Löwenstein'sche Grafenwappen (den rothen Löwen in weißem Felde auf drei Felsspitzen) an. Zwar erhob Graf Eberhard von Landau mit seiner Gemahlin Richinza, Enkelin des Grafen Gottfrieds von Löwenstein durch ihre gleichnamige Mutter (Gattin Bertholds v. Neufen) gegen Entfremdung solchen Hausguts noch lange Zeit Einsprache, er wurde aber mit seiner Klage von einem Fürstenrath, dessen Ausspruch K. Adolf im J. 1294 verurkundete, abgewiesen. Im Jahr 1291 gab K. Rudolf seinem Sohn Albrecht v. Löwenstein noch eine weitere Ausstattung, denn er überwies ihm die neuerkaufte Stadt Bönningheim sammt der Burg Ma-

genheim, „und sollte derselbe 600 Pfund guter Heller Frauen Guten (der Wittwe Conrads von Magenheim) geben inwendig eines Monats, wan es wird angesprochen von ihr wegen, und soll sie darum nicht hindern; gebe aber er derselben nit, oder irret er sie in irgend ein Weg daran, so mag sie des Kaufs abe seyn, und mag das vorgenannte Gut geben dem, der ihr allermeiste darum gibt.“ Graf Albrecht v. Löwenstein pflanzte das zweite Grafengeschlecht von Löwenstein fort, das etwas über 177 Jahre blühte. Graf Albrecht vermählte sich mit Liutgart, einer Tochter Herrn Philipps von Volanden, die ihm drei Söhne: Philipp, Rudolf, Nikolaus und eine Tochter geboren. Er starb im Jahr 1304 und wurde in Murrhard beigesetzt. Von seinen Söhnen starben Philipp, der eine Adelheid v. Weinsberg zur Gemahlin hatte, im Jahr 1310, ohne Nachkommenschaft, Rudolf unverehelicht im Jahr 1329; Nikolaus folgte seinem Vater im Besitz der Grafschaft. Seine Mutter verheirathete sich zum zweiten Male mit dem Markgrafen Rudolf von Baden. Dieser scheint aber nicht sehr väterlich gegen den Stieffohn gesinnt gewesen zu seyn. Denn nach einem freilich nicht urkundlich belegten Berichte drang Markgraf Rudolf von Baden seinem noch minderjährigen Stieffohn etliche Besitzungen, unter andern Löwenstein, Murrhard, ab; aber dieser setzte sich, als er zu mehreren Jahren gekommen, wider seinen Stiefvater, brachte denselben mit Hülfe seiner Mutter Liutgart gefänglich auf das Schloß

Löwenstein, und hielt ihn so lang gefangen, bis ihm Markgraf Rudolf nach getroffenem Vergleich alle abgedrungenen Orte wieder ohne allen Entgelt zu Händen gestellt. Das geschah im Jahr 1318, ob wir es gleich bezweifeln möchten. Dagegen wissen wir es gewiß, daß er während seiner Minderjährigkeit an seine Mutter, Frau Liutgart, und den Markgrafen Rudolf von Baden, die Stadt Bönningheim sammt der Burg Magenheim käuflich überlassen, und er bestätigte nunmehr im Jahr 1329 diesen Verkauf. Im Jahr 1330 erkaufte er die Hälfte an der Weste Heinrieth und an dem Dorf Unterheinrieth, auch dem Ort Oberheinrieth und weitere Zugehörungen, alles Würzburger Stiftslehen, für 600 Pfund Heller von Conrad von Heinrieth. Graf Nikolaus starb im Jahr 1340 und wurde zu Murrhard begraben, wo sich noch seine Grabschrift befindet. Mit seiner Gemahlin Willeburg v. Wertheim zeugte er einen Sohn gleichen Namens. Dieser war wohl ein verschwenderischer Herr, aber doch war er auch auf Erwerbungen bedacht, denn er kaufte die noch übrigen Heinrieth'schen Güter von Rudolf von Heinrieth. Seine Gemahlin Mechtild, Tochter Friedrichs des Schenken von Limpurg, gebar ihm zwei Söhne, von denen der eine Rudolf, Chorherr zu Würzburg wurde, der andre, Albrecht, seinem Vater im Jahr 1365 im Besitz der Herrschaft folgte. Obgleich Graf Albrecht mit Udischild, einer Gräfin von Werdenberg, sich vermählte, scheint es doch, daß er Anfangs keine Hoffnung hatte,

männliche Erben zu erhalten, denn im Jahr 1360 ertheilt K. Karl IV. dem ehrbaren Herrn Rudolf v. Löwenstein, Chorherrn zu Würzburg, das Privilegium: daß er im Fall söhnelosen Ablebens seines Bruders Albrecht, Grafen v. Löwenstein, die Herrschaft Löwenstein und die von Albrecht besessenen Reichslehen erben soll; da er als Geistlicher sie nicht behalten möge, so gebe er ihm einen Lehensträger, den Bischof Albrecht von Würzburg, wenn er aber Laie wäre, so dürfe er die Herrschaft auf Söhne vererben. Dieses Privilegium des Kaisers war jedoch umsonst gegeben, denn Albrecht erhielt von seiner Gemahlin noch vier Söhne: Albrecht, Georg, Heinrich und Rudolf. Im Jahr 1380 verkaufte Graf Albrecht die reichslehenbare Burg Gleichen, welche seine Urgroßmutter Riutgart im Jahr 1309 von K. Albrecht gegen ihre eigenthümliche Feste Wildenstein bei Bolanden (ihr Erbgut vom Vater her) ertauscht hatte, für 800 fl. an Herrn Conrad, Grafen zu Weinsberg, Domherrn zu Mainz. Seit dieser Zeit hören wir Nichts mehr von ihm. Im Jahr 1395 überließ seine Wittwe Udelhild dem Grafen Eberhard von Württemberg die Stadt und Klostervogtei Murrhard, welches beides ihr noch von ihrem Gemahl seligen für 2000 fl. Heimsteuer und 1000 fl. Morgengabe versichert war. Ihre Söhne Heinrich, Georg und Rudolf, leisteten im Jahr 1395 Verzicht auf all ihr Recht an Stadt und Kloster. Graf Albrecht, der älteste unter den Söhnen, wurde bereits im Jahr 1384 volljährig, und trat

die Herrschaften, die aber noch vor seiner Volljährigkeit im Jahr 1382 zur Hälfte an das Rheinpfälz'sche Haus verpfändet worden waren, ab. Im Jahr 1388 verkaufte Graf Albrecht für sich und seine Brüder, die noch nicht zu Tagen kommen sind, um 400 fl. in Gold, an Fritz Sturmfeder das Dorf Großaspach, welches diesem bisher um dieselbe Summe von seinem (des Verkäufers) Vater Graf Albrecht v. Löwenstein verpfändet gewesen. Im August des Jahres 1388 zog er dem Grafen Eberhard dem Rauschebart zu Hülfe, als er bei Döffingen den entscheidenden Schlag gegen die Städte führte. Unter den Getreuen, die mit dem Grafen Ulrich fielen, der mit seinem Blute die bei Reutlingen empfangene Scharte auswezte, lag auch Graf Albrecht von Löwenstein, nachdem er ritterlich gekämpft hatte. Er wurde nach Löwenstein geführt und in der dortigen Kirche beigesetzt, wo noch lange sein Grabstein zu sehen war mit der Umschrift: Anno Christi MCCCLXXXVIII dominica post Bartholomaei obiit dominus Albertus de Löwenstein. „Ein ungelehrter idiotischer Vogt, sagt der Chronist, hat es vernichten lassen, daß es nicht mehr zu lesen,“ wie es leider! in unsern Tagen noch oft vorkommt. — Wahrscheinlich war auch Albrechts Bruder Rudolf frühzeitig verstorben, demnach waren nur noch 2 Brüder von Löwenstein, der Domherr Georg von Löwenstein in Bamberg und Heinrich übrig, der eine Schenkin, Anna von Erbach, zur Gemahlin hatte, aber keine Erben von ihr gewonnen. So war es dem Rhein-

pfälz'schen Hause ein Leichtes, seine Pläne mit gänzlicher Erwerbung der schönen Herrschaft Löwenstein durchzuführen, die ihm ja längst zur Hälfte verpfändet war. Am 1. Jan. 1441 ging die ganze Herrschaft nach dem damaligen verringerten Bestand vollends durch festen Kauf für 14,000 fl. (die Pfandschaftssumme mit einbegriffen) an Pfalzgraf Friedrich den Siegreichen über, wobei jedoch dem Käufer ein bedeutender Vorbehalt gestattet wurde. Im Kaufbrief werden genannt: Schloß und Städtlein Löwenstein, die Dörfer und Weiler Willsbach, Höslinsülz, Breitenau, Heinrieth, Hagenbach, Sulzbach, Kleinhöchberg, Trauzenbach, Erlach zum Theil, Berwinkel, einen Hof, den Fruchtzehnt und eine Weingült in Heilbronn und Andres mehr. Pfalzgraf Friedrich, der Käufer der Grafschaft, hatte zum Besten seines Neffen und Mündels, des nachherigen Kurfürsten Philipp von der Pfalz, auf eine standesgemäße Vermählung verzichtet. Dessen mit einer Patriziertochter, Klara v. Dettin, erzeugter Sohn, Ludwig I., fertigte der Churfürst Philipp mit der Grafschaft Löwenstein ab, wo ihn dann Kaiser Max I. im Jahr 1494 in den Reichsgrafenstand erhob, „weil er — so heißt es im Diplom — nicht Land und Leute genug hatte, wovon er seinem angeborenen fürstlichen Stande gemäß leben könne.“ Seine Nachkommen führen neben dem Löwensteiner rothen Löwen im weißen Feld auf drei Felsenspitzen die Pfälzer blauweißen Becken im Wappenschild, und erhoben die wohl begründete Forde-

rung, von dem kurpfälzischen, jetzt königlich-bairischen
 Hause, als Nebenlinie anerkannt zu werden. Noch
 unter Ludwig I. kam die Grafschaft Löwenstein unter
 Württemberg'sche Oberhoheit, denn Herzog Ulrich eroberte
 im Pfälzer Krieg im Jahr 1504 auch Stadt und
 Burg Löwenstein, als ein pfälzisches Nebenland, und
 nur auf dringendes Fürbitten einiger Kurfürsten und
 Fürsten gab er die Grafschaft ihrem Besitzer wieder
 zurück. Graf Ludwig mußte sie aber als ein land-
 säßiges Lehen aus seiner Hand empfangen, unter Be-
 dingungen, welche die Grafschaft aufs engste an das
 Herzogthum Württemberg anknüpften. Graf Ludwig I.
 von Löwenstein starb im Jahr 1524 und hinterließ
 zwei Söhne Ludwig und Friedrich, von denen der
 letztere den Stamm fortsetzte. Seine Gemahlin, Gräfin
 Helena v. Königsegg, geb. im Jahr 1530 auf
 der Burg Löwenstein, wurde der Stammvater des
 noch blühenden Fürstenhauses. Mit Anna, einer
 Tochter des im Jahr 1574 verstorbenen Grafen von
 Stolberg, erheirathete er die Grafschaft Wertheim in
 Franken und die Grafschaft Rochefort im Herzogthum
 Luxemburg. Graf Ludwig war ein Mann von selte-
 nen Geistesgaben und ritterlichem Sinne. Schon in
 seinem 18. Jahre wurde ihm am kaiserlichen Hofe

das Commando über ein Reiterregiment von 1000 Pferden übertragen, was um so mehr zu verwundern, da er sich schon frühe zur evangelischen Lehre bekannte. Bald verließ er den Militairdienst und begab sich an den Hof des Churfürsten Friedrich von der Pfalz, wo er in wichtigen Staatsangelegenheiten als Gesandter verwendet wurde. Später wurde er bei Ferdinand I. kaiserlicher Rath, und machte sich seines vollsten Vertrauens werth. Vermöge dieser Gunst, in der er bei dem Kaiser stand, erlangte es der Graf, daß Herzog Christoph von Wirtemberg, der ohne den geringsten Grund die Grafschaft Löwenstein besetzte, unverzüglich die Grafschaft räumen und den Grafen für den durch seine gesetzwidrige Besiznahme verursachten Verlust entschädigen mußte. Bald darauf wurde Graf Ludwig zum Reichshofrathpräsidenten erhoben. Ferdinands Nachfolger, Maximilian II., ernannte ihn im Jahr 1566 zu seinem Stellvertreter auf mehreren Reichstagen. Bei vorgerückteren Jahren verließ Graf Ludwig den Staatsdienst und begab sich auf seine Besitzungen in Schwaben und Franken. Kaum war er nach Franken auf seine Burg Wertheim zurückgekehrt, welche er gleichfalls zu seinem Aufenthalt gewählt hatte, so sah er sich von einem neuen Feinde, dem Bischof Melchior von Würzburg, mit Waffengewalt angegriffen, unter dem Vorwande, daß er seine fränkischen Besitzungen, welche von dem Bisthum Würzburg zu Lehen gingen, noch nicht von ihm, seinem wahren Lehensherrs, empfangen. Der Graf verklagte

den Bischof beim Reichskammergericht, und erlangte ein kaiserliches Mandat gegen den Bischof, aber dieserkehrte sich nicht daran und besetzte mehrere Orte der Grafschaft mit Fußvolk und Reiterei. Ja der Bischof hatte noch Wichtigeres im Sinne: er wollte durch einen Handstreich Burg und Stadt Wertheim in seine Gewalt bringen. Mit 900 Mann und einigen Geschützen rückte er gegen Wertheim, aber der Graf, unterstützt von seinen Unterthanen, schlug alle Angriffe des Feindes zurück. Des Grafen vier eigene Söhne befehligten die kleine aber kampfbereite Mannschaft. Da ließ der Bischof den Grafen ernstlich auffordern, sich binnen drei Tagen zu ergeben, wenn nicht, so werde er die Burg schleifen. Um dem Bischof zu beweisen, wie wenig er der Drohung achte, ließ er zehn Ringe an einem der größten Thürme der Burg befestigen und dem Bischof höhnisch sagen: „er möge nur kommen und die Pferde an die Ringe anspannen, um die Burg zu schleifen.“ Zu gleicher Zeit rüstete er sich zu einem Ausfall, und ehe noch die Morgenröthe anbrach, fiel er mit seiner geringen Mannschaft in das feindliche Lager und vertrieb die Feinde nach einem heftigen Angriffe. Bald wurde der Bischof genöthigt, die Grafschaft Wertheim zu verlassen und in sein eigenes Land umzukehren. — Graf Ludwig von Löwenstein erreichte das hohe Alter von 80 Jahren, und starb eines plötzlichen, aber sanften Todes im Jahr 1611. Er ruht in der Gruft der Kirche zu Wertheim, wo er mit seiner Gemahlin

Anna ein prächtiges Grabmal aus Alabaster hat. Von 15 Kindern, die ihm seine Gemahlin geboren, blieben nur Ludwig (1635), Wolfgang Ernst, Christoph Ludwig und Johann Dietrich am Leben. Die beiden ersteren starben ohne Erben, von den letzteren gründete Christoph Ludwig die ältere evangelische Linie, Löwenstein-Wertheim-Freudenberg zu Wertheim, Johann Dietrich aber die jüngere katholische Linie, Löwenstein-Wertheim-Rosenberg zu Heubach, welche beiden Linien nur noch je auf Einem männlichen Erben beruhen. Im Jahr 1712 wurde dem Gesammthause Löwenstein-Wertheim von Kaiser Karl VI. die reichsfürstliche Würde ertheilt. Im Jahr 1808 verlieh König Friedrich von Württemberg dem fürstlichen Hause die erbliche Oberst-Kämmererwürde, welche der jedesmalige Senior der beiden Linien bei feierlichen Gelegenheiten verwaltet.

Stadt und Burg Löwenstein, welche dem fürstlichen Hause den Namen gab, hat längst seine Bedeutsamkeit als Wohnsitz einer erlauchten Familie verloren. Nach Abgang der alten Burg — es ist nicht überliefert, welche Zeit ihr den Todesstoß gegeben, aber wahrscheinlich war es der Bauernkrieg — da bauten die Grafen von Löwenstein im Städtlein unten ein neues Schloß, vielleicht aus den Steinen der zerfallenen Burg, wie es oft der Fall gewesen. Dieses neue Schloß war noch lange, nachdem Wertheim die Hauptresidenz geworden, ein Aufenthaltsort der erlauchten Herren; später kehrten sie nur auf Besuch allda ein,

und nun ist es auch ein von seinen Herren verlassenes altes Schloß geworden, das schon am Schluß des letzten Jahrhunderts hauptsächlich nur von den fürstlichen Beamten bewohnt wurde. Die Burg Löwenstein auf der Spitze des Berges, die drei erlauchtesten Geschlechtern den Namen gab, ist gering und klein geworden, während ihre Herren im Laufe der Jahrhunderte groß und gewaltig wurden, und doch steht ihr Thurm noch stattlich und herrlich da, und blickt wie ein Fürst und Herr über das schöne Land, das tief unten zu seinen Füßen sich ausbreitet. An ihn und die noch übrigen Mauerreste knüpft sich eine Sage aus der Zeit des ältesten Grafengeschlechts.

Die Sage von dem Seeschlößlein bei Löwenstein.

In der Mitte des 12. Jahrhunderts saß auf seinem Schlosse Löwenstein der Graf Adelbert, hochangesehen im Lande Schwaben und Franken, sowohl wegen seines Reichthums, als wegen seiner Tapferkeit, besonders in Gunst aber bei den Herzogen von Hohenstaufen, zu deren treuesten Anhängern er gehörte. Nicht minder aber blickten alle reiche und schöne Erbinnen nach ihm, denn er war ein stattlicher Jüngling, artig und fein in seinem Wesen, und durch den frühen Tod seines Vaters schon mit drei und zwanzig Jahren unumschränkter Gebieter über alle seine Besitzungen. Sein Reichthum und der Glanz seines Schlosses war

um so größer in jener Zeit, als der Adel damals so zahlreich war, daß die Meisten oft nur eine kleine Burg besaßen, und sehr häufig aus Mangel an andern Mitteln vom Straßenraub, oder, wie sie es nannten, vom Stegreif lebten. Noch jetzt finden wir in manchem engen Thal des Landes beinahe auf jeder Schuß-Weite die Trümmer solcher Burgen, auf steilen Bergwänden oder scharfen Felsgipfeln, denn nicht allein der Trieb nach einer freien, reizenden Aussicht und gesunder Luft veranlaßte die Ritter, so hoch zu bauen, sondern auch der Trieb des Adlers oder Geiers, von der Höhe aus über den Niedern zu herrschen oder auf die vorüberziehende Beute von ferne zu spähen und dann auf sie herabzustossen. Darum wurde manches Schloßlein ins dunkelste Dickicht gebaut, und ihre Namen „Räuber, Rabe, Falkenstein“ u. s. w. deuten schon ihre Bestimmung an, nemlich, daß die Ritter sich in dieselben, als in einen Versteck und Hinterhalt, legten, dort Nächte lang lauerten, um plötzlich auf ihren Raub herabzuschießen.

Aber nicht bloß arme Ritter trieben das Räuber-Gewerbe, sondern auch die Erben großer, mächtiger Felsenschlösser, schauten gerne ins tiefe Land herab, um gute Fänge zu machen — die Bauern ihrer Nachbarn auf ihren Gütern zu überfallen, ihre Heerden wegzutreiben, ihre Erndten zu mähen, reisenden Kaufleuten, reichen Klosteräbten oder selbst andern Rittern aufzulauern und sie so lange auf der Burg in tiefen

Gewölben gefangen zu halten, bis sie sich durch hohe Geldsummen loskaufen ließen.

Auch der Graf Adalbert saß an einem warmen Frühlingsmorgen, es war um die Zeit, da die Frankfurter Ostermesse beginnen sollte, am Fenster eines seiner Gemächer in dem schlanken hohen Thurm und blickte, den Kopf in den rechten Arm gestützt, in die Landschaft hinaus. Unter ihm lag das weite Weinsberger Thal mit Aekern, Wiesen und Rebhügeln, die sich an den Gebirgswänden hinaufzogen und deren Gipfel mit dichten Eichenwäldern bedeckt waren. Zahlreiche Dörfer lagen zerstreut umher, und weiter unten auf wenige Stunden Entfernung grüßte das Städtlein Weinsberg mit seinem hohen Kirchthurm herauf und über ihm der schöne regelmäßig geformte Hügel, auf welchem die Burg Weibertreue mit ihren hohen Mauern und Warten im Strahl der Sonne glänzte. Weiter zurück schaute vom Gebirg der Wartthurm bei Heilbronn herauf, hinter welchem die Nebel des Neckars aufstiegen und leicht, wie mit einem dünnen Flor, die waldigen Höhen des Odenwalds bedeckten. Er mochte ein volles Stündlein so geseßen haben, da hörte er die Zugbrücke rasseln, der leichte Tritt eines Rosses schallte über das Pflaster des Hofes, und nach wenigen Minuten trat ein Mann herein in ritterlicher Tracht, die aber gerade nicht schmuck zu nennen war, denn sein Barett war fadenscheinig, die Reiherfeder darauf zerknickt, das Wammis kaum mehr von erkenntlicher Farbe, und die hirsch-

ledernen Hosen voller Schmutz. Ein struppiger, röthlicher Bart gab den ohnedieß rohen Gesichtszügen einen etwas widerlichen Anstrich. Was bringt Ihr mir, Diether? leget ab und nehmt Platz! begann Adalbert auf den Gruß des Eintretenden. Was ich Euch bringe? antwortete der Ritter, und warf sich plump in den schweren eichenen Sessel; streckte die Beine weit aus, während seine knöchigen Hände sich auf seinen langen Degen stützten und mit dem Knopfe desselben spielten — bin gestern Nacht heimgeritten von Schwäbisch Hall nach Böringsweiler und habe mich heute früh schnell in den Sattel gemacht, um Euch eine gute Kunde zu bringen. Bei S. Hubertus, was haben wir armen Rittersleute für ein mühselig Leben gegen Euch, Herr Graf, dessen Lehensmänner wir sind, und die wir auf Euren Burgen wohnen. Bald müssen wir den ganzen Tag auf der Jagd herumstreifen, um ein Stück Wildpret auf unsern Tisch zu bringen, bald auf der Lauer und Kundschaft liegen, wo wir einem Bäuerlein ein Stück Vieh wegtreiben oder in einer Mühle einen Sack Mehl uns holen. Aber dießmal glaube ich, gibt es einen reichen Fang, falls uns kein Edelmann aus dem Roherthal das Nachsehen läßt. Nur heraus! lächelte Adalbert, Ihr sprecht ja so breit und machet so viel Umstände, wie ein Pfäfflein, das einen Sermon halten will. So will ich denn herausplätzen, habe auch schon meinen Bruder nach Burg Maienfels reiten lassen, daß sie sich gerüstet halten die armen Schlucker —

— daß ichs aber kurz heraus sage: Galler Kaufleute reisen morgen zur Messe nach Frankfurt und sollen uns das Kößlein theuer bezahlen, das uns in Hall beim letzten Turnier ist erstochen worden, in den Händeln, welche unsere Knechte im Dreikönig hatten mit den Metzgersburschen. Hollah! rief Adalbert und schlug das Fenster zu, mit dem er bisher noch gespielt, kommen uns diese Herrn einmal ins Garn, so mögen die Handelsleute einstehen für den hochmüthigen Bescheid des Rathes, daß unsere Knechte die Händel begonnen, darum auch den Schaden tragen mögen, der just und ohne böse Absicht der Angegriffenen daraus entsprungen. Aber wißt Ihr auch gewiß, daß die Kaufleute morgen nach Heilbronn ziehen, um nach Frankfurt zu reisen? Ob ich es gewiß weiß? — hab's ja mit eigenen Ohren vernommen gestern in Hall. Hatte da einen Roßhandel mit einem Jagstthaler Juden, der sagte mir, wenn Ihr nicht bald zuschlagt, so ist das Kößlein schon verkauft an den Kaufherrn, den hochmüthigen und aufgeblasenen Papst in der Hirschgasse, der will morgen auf die Frankfurter Messe und hat den Auftrag von einem lombardischen Seidehändler, der sich anschließt, ihm ein tüchtig Pferd zu verschaffen. Aber, was uns — setzte er hinzu — am besten in den Kram paßt, das ist — die Galler ziehen nicht durch das gräßlich Hohenloher Land, denn sie haben einen Spahn mit dem Herrn zu Neuenstein und schlagen die Straße nach Weinsberg über den Mainhardter

Bald ein — denken wohl, die Sache sey eingeschlafen, weil Ihr sie hängen lieſet. Und wann werden ſie die Thore der Stadt verlaſſen? fragte der Graf. Darüber kann ich — antwortete Diether — keine Auskunft geben, doch denke ich, werden ſie früh aufbrechen, um des Abends ihr Nachtquartier in der Stadt Weinsberg zu nehmen, darum iſt mein Rath, wir legen uns in der Nähe des Weilers Hochſtraß in den Hinterhalt ſo ein Stündlein vor Mittag, oder wir machen es uns noch bequemer und werfen ſie an der Finſterrother Mühle nieder, wo ſie im engen Thal über das Roth-Bächlein müſſen, dann ſind wir mit ihnen in einer Viertelſtunde in der Burg Böringsweiler. Abgemacht! ſprach der Graf, es gibt eine theure Beche und meine Dienſtleute ſollen nicht zu kurz kommen, wenn's zum Theilen kommt — alſo um 10 Uhr erwartet Ihr mich eine kurze Strecke vor der Mühle und haltet mit Euren zwei Knechten und den Maienfelfern an der Straße.

Am nächſten Morgen lag ein kalter Nebel in dem Roththale und über der kleinen Burg Böringsweiler, die auf einem ſteilen Hügel dicht über der Roth ſich erhob und deren Trümmer erſt in den jüngſten Tagen vollends abgetragen wurden, nachdem ſie viele Jahre der Sitz eines Amtmannes waren. Es war ein enges Thal, ringsum dicht mit Tannenwäldern eingeſchloſſen, und nur einzelne wenige Hütten lagen da und dort auf den Anhöhen zerſtreut umher, während auf einen Steinwurf unterhalb der Burg eine bau-

fällige Mühle mit ihrem Rade die tiefe Ruhe der Gegend unterbrach. Auf der kleinen Burg wohnten die Dienstleute des Grafen von Löwenstein, Diether und Conrad, und lebten von den spärlichen Steuern und Abgaben der Burgangehörigen, die selbst nichts anders in dem rauhen Boden bauen konnten, als Haber und Korn. Handelsleute zogen selten durch den großen Mainhardter Wald, der sich auf sechs Stunden von Löwenstein gegen Hall hinzog, und das Wenige, was die Böringsweiler Ritter diesen abnehmen konnten, an Zoll oder Geleitsgeldern, das erhoben sie von den Ochsenhändlern, welche fettes Vieh von Hall nach dem Neckarthale, nach Marbach und Eslingen trieben. Durch dieses Räuberwesen der Ritter war der spärliche Handel und Wandel sehr erschwert, und wenn die Handelsleute zum Schutz ihnen auch Geleitsgelder zahlten, so war dieses um so drückender, als sie in wenigen Stunden oft an einem halbdutzend Burgen vorüber kamen, so zahlreich waren diese zur damaligen Zeit in manchen Gegenden. Erhoben sich doch allein um das Städtlein Cannstatt damals zwölf Burgen, und in mancher saß nicht nur ein Ritter mit seiner Familie, sondern eine ganze Sippschaft zur Plage des Landmanns und der Städter. Es zeigte die Sonnenuhr auf der Burg Böringsweiler auf neun Uhr, da schwangen sich die Brüder in den Sattel mit zwei Knechten und ritten das enge Thal hinauf längs einiger großen fischreichen Seen; und als sie nach einer Viertelstunde die Mühle zu Finsterroth

erreicht hatten, wo die Straße von dichtem Fichtenwald umsäumt, eine Anhöhe herab über eine kleine hölzerne Brücke zu einer jenseitigen kurzen Staige führte, da wandten sie sich gegen Abend den Hohlweg hinauf, um droben auf der Anhöhe die Raubgesellen von Maiensfels und ihren Lehensherrschaft den Graf Adalbert zu erwarten. Die Maiensfelder, der Ritter Dirolf, der, wie die Böringsweiler, seine Burg zu Lehen von dem Löwensteiner Grafen trug, hielt mit sechs Reißigen an der Straße, und bald glänzten auch die Helme und Eisenhauben Adalberts mit einem Geleite von zwanzig Reitern über die Weißenbronner Haide, welche dort mit dem dunklen Forste wechselte. Alles bereit? fragte Adalbert, als er mit den Harrenden zusammengetroffen war — so wollen wir für meine Mühen nun den Hällischen Salzstüchern die Rechnung machen, daß der Kaiser kein theureres Hengstlein in seinen Ställen hat. Ihr, von Maiensfels und Böringsweiler, leget Euch hinter die Mühle drunten nächst dem Brücklein in den Hinterhalt und ich mit meinen Leuten halte im Hohlweg auf dieser Seite. Wenn dann die Haller sich der Brücke nähern, so reitet ihr auf die Straße, daß sie sich spüren, über das Brücklein zu kommen und den Hohlweg zu gewinnen, dann ist ihnen der Paß hinten und vornen abgeschnitten, und in die großen Teiche da unten oberhalb und unterhalb der Brücke werden sie wenig Lust haben, sich zu stürzen, um uns aus den Händen zu kommen, denn so durstig die Hällischen sind, so haben sie doch alle die Wasserscheu!

In kurzer Zeit war alles vorbereitet, und die beiden Abtheilungen harrten ungeduldig des reichen Fanges, den sie zu machen gedachten. Es mochte ein Stündlein vorüber seyn, so vernahm man von ferne den wirren Tritt von Pferden oben im Walde, der näher und näher kam, um die Brücke zu überschreiten. Mit pochendem Herzen gewahrte Dierolfs scharfes Auge, der am nächsten bei der Straße hinter einer hohen Tanne hielt und durch die herabhängenden Aeste hinausspähte, wie sich ein Zug von etlichen zwanzig Reitern nahte. Voraus ritten vier Männer, halb in Kaufmannstracht, halb in Waffenrüstung, mit Schwerdt und Kolben bewehrt — dann folgten gegen zwölf andere Reiter, die hatten nur ein kurzes dolchartiges Messer am Gürtel hängen. Unter ihnen ritt auf einem kleinen, aber starkgebauten Rößlein eine Dame, die halb verschleiert war, an der Seite eines Mönches, der nach seiner Kleidung ein Abt oder Prälat zu seyn schien. Ein breiter Reisehut von gelbem Sammt bedeckte das Haupt der Dame und ließ nur den untern Theil des Gesichtes erkennen. Ueber die Schultern hing in weiten Falten ein feiner weißer Mantel herab, der sie bis zu den Bebenspitzen verhüllte, welche leicht im Bügel ruhten. Wie verhüllt auch die ganze Gestalt war, so merkte man doch an der ganzen Haltung, daß eine fein gebaute Figur von den Gewändern umwallt war. Dicht hinter ihr ritt ein älterer Mann in italienischer Tracht, mit einem spitzzulaufenden schwarzen Hute und braunem Mantel, an der Seite

ein kurzes Schwerdt, und neben ihm ein Diener, der ein Saumroß mit Gepäck führte. Den Zug schloßen wieder einige wohlbewehrte Reiter der Gesellschaft. Aus ihren Bewegungen zu schließen, schienen sie unter sich in einem lebhaften Gespräch begriffen zu sehn, das indessen frei von aller Furcht und Besorgniß war, wohl im Bewußtseyn, hinlänglich geschützt zu sehn. Aufmerksam verfolgte sie Diether mit seinem Falkenblick, und als sie nun den Abhang der Straße hinter sich und links und rechts vor den nahe herantretenden Seen auf die Brücke zuritten — da gab er mit seinem Hüsthorn einen halblauten Ton, und in weniger denn einer Minute erschienen aus dem dichten Forste seine Angehörigen, um nun in raschem Trabe den Zug einzuholen. Aber sie waren kaum eine kleine Strecke so vorwärts geeilt, da scholl ein gellender Angstschrei von der Brücke her, und sie sahen, wie die ersten zwei Reiter des Zuges mit dem letzten Theil der hölzernen, aus Baumstämmen gebauten Brücke sammt ihren Rossen in den Bach stürzten, und die nächsten hinter ihnen erschrocken ihre Thiere zu wenden suchten, und so den Zug in Stocken und Unordnung brachten. Jetzt — rief Diether, der bei dem Herreiten die Unterlagen der Brücke hatte von seinen Knechten so weit durchhauen lassen, daß sie gerade noch die Last der Querhölzer trugen — jetzt wollen wir den Brückenzoll erheben, und dabei stieß er dreimal laut in sein Hüsthorn, als Zeichen, daß der Graf aus dem Hohlweg jenseits des Rothbaches

herunter brechen solle. Neuer Schrecken erfaßte der Kaufherren Zug, als, unter sich schon in Verwirrung durch den Einsturz der letzten Balken, sie nun auch von vornen und hinten eine starke Anzahl Reißiger auf sich zusprengen sahen, über deren Absicht sie keine Zweifel haben konnten, besonders als Diether den letzten im Zug mit seiner Lanze aus dem Sattel stieß mit den Worten: Halloh, Ihr häßlichen Krämer! wir wollen Euch die lange Reise nach Frankfurt ersparen und Eure wohlgespickten Sackel leeren! Jetzt entstand ein verzweifelter Getümmel an der Brücke, von welcher die zwei nächsten, die auf die Hinabgestürzten folgten, ihre Rosse immer mehr rückwärts drängten, und die ganze Reihe des Zuges verwickelte sich in einen Knäuel, aus welcher das Angstgeschrei der Dame und des Mönches zwischen das Fluchen und Wettern der Uebrigen weithin in das enge Thal gellte, während die in den Bach Gestürzten von den Rossen sprangen und mit zerstoßenen Knochen das Trockene zu gewinnen suchten. Ruhig sah dem Ueberfall Graf Adalbert zu, dessen Reißige zum Theil über den Bach gesetzt, um die Haller nicht rückwärts entweichen zu lassen, indeß die andern dafür sorgten, daß Keiner derselben nach dem diesseitigen Ufer die Flucht ergreifen konnte. Und es dauerte nur eine kleine Weile, da gaben die Haller allen Widerstand auf und stiegen auf Befehl ihrer Feinde aus dem Sattel. Nur der Mönch und die Dame blieben noch sitzen, da sie im Gedränge nicht Raum fanden, abzustiegen. Aber als

der Knäuel sich auseinander wickelte und Graf Adalbert heranritt, um sich seinen Gang näher zu betrachten und er die junge Dame erblickte, die zitternd und bebend mit gesenktem Haupte dasaß, so drängte er sich rasch an sie heran. Holde Jungfrau! sprach er in artigem Tone, entschuldiget, wenn meine Reute Euch solchen Schrecken eingejagt und Eure Reise auf ein Hinderniß gestossen — doch, fürchtet nichts für Eure Person und Eure Ehre! — So laßet wenigstens einen Diener Gottes und der Kirche ziehen mit dieser Jungfrau — schrie mit zeternder Stimme das Mönchlein — während die Dame schwieg — bei allen Wunden des Heilandes, wie weit ist es gekommen mit der Ritterschaft, daß sie an Priester und Jungfrauen Hand anlegt und ihnen die Straße gefährdet — ich habe eilige Geschäfte, bin Kämmerer vom Stift Comburg und muß morgen in Heilbronn eintreffen in wichtigen Angelegenheiten. — Nun dazu hat's noch Zeit, lachte der Graf, und wenn Ihr Euch geduldig füget in die Haft, so will ich an Euch ein Uebriges thun und einen Knecht senden nach Heilbronn, daß er Euch entschuldige wegen des Ausbleibens. Aber — fuhr er gegen die Dame gewendet fort — und bot ihr die Hand zum Absteigen, da indeß das Gedränge vorüber und die Kaufherrs alle den Sattel verlassen, von ihren Gegnern umringt sich aufgestellt hatten — Ihr seid stumm und würdiget mich keiner Antwort? Habt Ihr so wenig Vertrauen in meine Ritterlichkeit, daß Ihr

befürchtet, es werde Euch ein Leid geschehen — nein,
 ein Graf von Löwenstein hat noch immer die Sitte
 geachtet, die er den Frauen schuldig — er ist kein
 Schnapphahn und Heckenreiter — kommt, schönes Kind,
 und vertraut meinen Worten! Der Graf war indessen
 abgestiegen und bot der Reiterin die Hand, welche
 fortwährend das Haupt gesenkt, so daß man ihre Ge-
 sichtszüge gar nicht ins Auge fassen konnte, auf ihrem
 Kößlein gesessen hatte. Doch als Adalbert ihre Hand
 mit ritterlicher Artigkeit erfaßt und, sein Visier öffnend,
 mit seinen freundlichen Augen ihr unter den Hut
 geblickt, um zu erforschen, welche Schönheit derselbe
 berge, da bog sie sich aus dem Sattel und ließ sich
 auf den Boden heben. Bei dieser Bewegung aber
 lüftete sich der Schleier, und ein reizendes Gesicht von
 blendender Schönheit enthüllte sich auf einen Augen-
 blick. Es waren nicht die Züge, nicht die rosigte
 Blüthe der schwäbischen oder fränkischen Frauen —
 es war ein fremdartiges Antlitz, wie Adalbert noch
 in Keines geschaut, denn es glich einem Marmorge-
 bilde an blendendem Glanze — die Züge waren
 scharf, aber fein geschnitten, die Augensterne groß und
 dunkel und von seidenen Wimpern beschattet. — Das
 war nicht die rothwängige Frucht Deutschlands —
 es war die goldene Orange des Südens von dunklem
 Laub umhüllt. Mit fremd klingendem Tone und ge-
 brochenem Deutsch sprach sie halblaut ihren Dank aus,
 und daß sie hoffe, sich nichts Schlimmes versehen zu
 dürfen, während der Comburger Kämmerer fort und

fort bat, man möchte ihn seines Wegs ziehen lassen,
 und die Knechte laut auslachten über sein Gebaren.
 Führt mich zu meinem Vater, damit er wisse, wessen
 ich mich zu Euch zu versehen habe, sprach schüchtern
 die fremde Jungfrau, und Adalbert bot ihr höflich
 und entzückt über das wunderbar liebliche Wesen den
 Arm, um ihren Wunsch zu erfüllen. Aber ach! welch
 einen Schreckensschrei stieß die Fremde aus, als sie
 in den Kreis der Gefangenen traten und ihr Vater,
 sich in Schmerzen krümmend, auf einem Steine saß,
 zu seinen Füßen eine rothe Lache Bluts, das aus
 dem Ärmel seines linken Armes floß. Entsetzt stürzte
 sie sich vor ihn, umklammerte seine Kniee und brach
 in italienischer Zunge in verzweifelte Klagen aus, von
 denen gerührt der Graf sogleich seinen Leuten befahl,
 dem Verwundeten die Oberkleider abzunehmen, um
 die Wunde zu untersuchen und sie zu verbinden. Der
 heißblütige Mailänder Kaufherr hatte nemlich, als
 der Zug sich von der Brücke rückwärts wendete, mit
 zweien seiner Begleiter versucht, sich des Angriffs zu
 erwehren und die Straße nach Hall wieder zu ge-
 winnen, hatte aber von einem rauhbärtigen Gesellen
 einen Lanzenstich in die linke Achsel erhalten, dem
 sofort ein heftiger Blutstrom entquoll. Als er ver-
 bunden war, brach der ganze Zug auf und wandte
 sich das Thal hinab nach dem nahen Schlosse Bö-
 ringsweiler, in dessen Hofe nun die Beute ver-
 theilt wurde. Baares Geld hatten sie wenig ge-
 funden, es waren nur die reichlichen Zehrpennige der

Kaufherren, da sie die Summen zum Einkauf ihrer Waaren auf einem andern Wege bestellt hatten, darum bestand die Hauptbeute in den Pferden. Und nun wurde über ein Lösegeld gehandelt, bis zu dessen Eintreffen aus Hall die ganze Gesellschaft in Haft und Gefängniß bleiben sollte. Auch der Comburger Kämmerer hatte kein besseres Schicksal, wie sehr er sich auch sträubte — er mußte seinen Namen auf einen Zettel schreiben und das Lösegeld mit 20 Goldgülden darauf setzen, gegen welches er der Haft entledigt wurde, und freies Geleite zur Heimreise bis zum Haller Wartthurm erhielt. Als alles abgemacht war, öffnete Diether die enge Pforte am hintern Thurm zu den unterirdischen Gewölben, deren Oeffnungen auf der mitternächtlichen Seite der Burg in das sumpfige Wiesenthal hinabgingen, und durch mehrere eiserne Thüren hindurch stiegen die Gefangenen in ihren feuchten Kerker und das Burgherließ hinab, das aus mehreren Gewölben bestand. Während die Knechte ab- und zuginen, um Stroh herabzuschleppen zum Lager, und Krüge mit Wasser und Brod zu holen für ihre neuen, ihnen so willkommenen Gäste, und Diether über Alles die Aufsicht führte, warf sich der feiste Kämmerer polternd und schimpfend auf eine steinerne Bank in der Ecke. Die Pest — schrie er — über den Adel und solche Schnapphähne, die Alles schinden, was keine Sporen trägt! Wie haben sich doch die Zeiten geändert! sonst waren sie die Beschützer der Kirche, der Klöster und ihrer Insaßen, aber seit

sie sich vermehrt, wie das Ungeziefer und nicht wie der ehrsame Bürgerstand zu einem Gewerbe greifen mögen, legen sie sich auf Straßenraub, wie die Mörder auf der Straße zu Jericho, von denen die h. Schrift redet. Da liegen die Klöster jekund und die Dörfer und Städtlein zwischen den Burgen, wie die Schafe zwischen den Wölfen, denn was die Reissigen des einen Raubnestes übrig lassen, das plündern die Andern, und was die Raupe nicht frisst, das verzehrt die Heuschrecke. Das Land wird verheert, der Ackersmann geplagt und der Städter beraubt. Achten doch diese Burgherren einen Hund höher, denn einen Bauern. Wer noch Pferde, Ochsen und Kühe hat, muß täglich des Vormittags die Edelgüter damit bestellen, wer kein Vieh hat, muß sich zu sechs und acht selber zusammenspannen, gleich den Juden in Aegypten, und den Pflug ziehen, wie die Christensclaven im Mohrenlande. Wie oft schon habe ich unsern Nachbar den Junker Bellberger gesehen, wie er nebenher reitet und auf die angespannten Bauern mit der Peitsche haut, während ein Büttel den Pflug führt. Was wollt Ihr sagen, ehrwürdiger Vater, brummte Pabst, der Hällische Kaufherr — zu meiner Zeit, als ich in Sachsenland reiste, spannte ein Edelmann, Heinrich von Heerdt, eine hochschwangere Bäuerin an ihres gestorbenen Mannes Statt vor den Pflug und peitschte sie so unmenschlich grausam, daß sie auf der Stelle todt zu Boden stürzte; — aber der Landgraf Ludwig der Eiserne hatte ein Einsehen in diese Nothe des gemei-

nen Adels, seiner Dienstmannen und Lehensleute, die Jahr aus Jahr ein ihre Pflüge und Karren mit Bauern bespannten, denn er ließ ein halbes Hundert solcher Schinder zusammenfangen und spannte sie je zu sechs vor einen Pflug, ritt, wie sie es gemacht, nebenher und schlug mit der Geßweitsche auf die Läßigen, und zuletzt ließ er den Heinrich von Heerdt öffentlich enthaupten. Und wenn ein Schmied nicht gewesen wäre, so hätte der Landgraf gar nicht erfahren, daß seine Ritter also mit dem armen Volke umspringen. Aber als einstmals der Landgraf auf der Jagd verirrt und ganz allein an eine abgelegene Schmiede kam und sich der Thüre näherte, da hörte er den Schmied drin hämmern, und zu jedem Schlag brummte derselbe: Landgraf werde hart! Als er nun eintrat zum Amboss und den Schmied fragte über seine wunderliche Rede, was die zu bedeuten, da sprach dieser: das ist darum, daß ich wünschte, der Landgraf möchte ein hartes Herz bekommen, gleich diesem Eisen, und erfahren, wie seine Dienstmannen und Adel mit dem armen Bauer verfahren, auf daß er ohn' Barmherzigkeit den Uebelthätern Gleiches mit Gleichem vergälte. Höhnisch lächelte Diether, als er, ab- und zugehend, bis die Knechte Alles in Ordnung gebracht, einzelne Reden vernahm, und sprach: was doch diese Mäuslein pfeifen in meiner Falle — ich thäte wohl daran, sie tanzen zu lassen nach meiner Geßweitsche und das Pfäfflein am allererst — der will doch etwas voraus haben wegen seiner Glaze und seinem geistlichen Habit!

Dann warf er die eiserne Thüre zu, schob die schweren Riegel vor und eilte die Treppen hinauf. Indeß die Haller Kaufherren im Burgverließ untergebracht waren, ließ der Graf den Mailänder auf ein Saumthier setzen, das einen sanften Schritt ging, und half dessen Töchterlein auf ihr Kößlein, denn — sprach er entzückt über die Schönheit und Anmuth der Dame — hier habt Ihr wenig Pflege in diesem finstern Waldschlößlein und es wäre ja Schade um die schönen Augen der Jungfrau, wenn sie ob des Unfalls, der ihren Vater betroffen, dieselben sich mit Weinen verderbten. Drunten in Löwenstein kann mein Wundarzt, welcher schon Manchen gekiekt, der übler zugerichtet war, die Pflaster richten und soll es Euch an Nichts abgehen, sintemal es nicht auf Euch, sondern auf die Haller Spießbürger und Krämer abgesehen war, mit denen ich ein Hühnlein zu rupfen hatte. Wie scheel auch die Böringsweiler und Maienfeller Dienstleute dazu sahen, daß sie an den Fremdlingen und ihrer Habe keinen Theil haben sollten, so konnten sie doch keine Einsprache thun, und Adalbert zog mit seinen Schützlingen und Reisigen aus der Burg die Staige hinauf in der Richtung nach Löwenstein.

So rauh und unfreundlich auch die Gegend war und der Wald nirgends eine Aussicht bot während drei Stunden, in denen sie nur einigemal an einzelnen Weilern vorüber kamen, die zur Grafschaft gehörten, so ward Adalbert die Zeit doch nicht lange, selbst bei dem langsamen Schritt, den er wegen des Mai-

länders einhielt. Denn in dieser finstern Gegend und in Waldesnacht ging ihm eine glänzende Sonne auf in dem bezaubernden Antlitz der Jungfrau und ihrem feinen, anmuthigen Wesen, das ihn um so mehr anzog, als die Furcht von ihr gewichen war, und sie ihm vertrauensvoll und dankbar für sein Mitleid mit ihrem Vater während ihrer Zwiegespräche ins Auge sah. Wie wußte sie so schön zu erzählen von den Wundern ihrer Vaterstadt, des prächtigen Mailands mit seinen Ballästen und Schätzen, und von den Reizen ihrer Heimath mit den ewig grünen Gärten. So kamen sie allmählig über's Gebirg, und es zog sich die Straße durch etwas lichtere Wälder wieder abwärts. Plötzlich zitterte melancholisch der Klang einer Glocke rechts aus einer Waldschlucht herauf, und durch die Tannen erblickte Luitgarde, so hieß die Jungfrau, weißes Gemäuer und die Spitze eines schlanken Thurmes. Das ist Kloster Richtenstern, sprach der Graf, darin Nonnen ihre Behausung haben. Wie schauerlich — entgegnete Luitgarde — Eure Burgen und Klöster in den Wäldern und Schluchten liegen, wo kaum ein Lichtstrahl hindringt! Ganz anders ist es bei uns im Land Italien, da sind sie von einem blühenden Gartenkranz umgeben, oder blicken von sonnigen Bergen und Hügeln weit ins Land hinaus. Nicht überall ist es so, sprach Adalbert, denn, wenn Ihr hinunter kommt an den Rhein, nach Speier, Worms und Mainz, dann werdet Ihr unser deutsches Reich auch schön finden mit seinen Domen und

Schlössern und Klöstern, und das Land wird Euch ein großer Garten dünken, daß Ihr fast Eure Heimath drob vergessen könntet. Nie! nie! rief Ruitgarde, ich werde sie nur desto mehr lieben, nachdem ich Deutschland besucht. Und wenn — setzte Adalbert hinzu, und bog sich mit einem tiefen, freundlich fragenden Blick gegen sie — und wenn Euch ein junger Ritter begegnete und würbe um Eure Gunst und Ihr würdet ihm gewogen — könntet Ihr auch da Eure Heimath nicht vergessen und sie mit dem deutschen Lande vertauschen? Ruitgarde's Gesicht übersflog eine leichte Röthe, sie blickte nach den Spitzen der Tannen am Wege und schwieg. Die Sonne war indessen im Untergehen, da auf einmal, als sie hoch oben am Abhang des Gebirges eine kleine Strecke ins Freie kamen und die Bäume auf der rechten Seite des Weges verschwanden und plötzlich das ganze Weinsberger Thal mit seinen waldigen Gebirgen im Hintergrund vor ihren Füßen lag, da hielt überrascht Ruitgarde ihr Kößlein unwillkürlich an und blickte freudig erregt hinaus in die herrliche Landschaft. Ihr Auge wurde feucht bei diesem Anblick, als hätte dasselbe ihr die schöne Heimath und den italienischen Himmel zurückgerufen, und nach einer kurzen Weile, in welcher Adalbert sie still betrachtet hatte, sprach sie: Ich bin überrascht und hätte nie gedacht, als ich diese Wildniß durchritt, daß so schnell und unverhofft an dessen Ende ein so herrliches Land sich meinen Augen darböte. In einem Kranz von nahen

und weit entfernten Waldgebirgen liegt dieses schöne weite Thal, nur Guer Schloß gewahr ich noch nicht — ist es vielleicht dort drüben links auf den waldigen Höhen versteckt? Adalbert lächelte: wir werden es bald sehen und ich hoffe, seine Lage werde Euch nicht mißfallen. Und wieder setzte sich der Zug in Bewegung eine steinigte Straße hinab, und die Aussicht verschwand, da sich bald wieder rechts ein waldiger Abhang erhob, während links eine tiefe Waldschlucht sich eröffnete. Auf einmal hielt der Graf an, deutete vorwärts, und einige hundert Schritte vor ihnen, rechts von der Straße herauf, blinkte ein schlanker Thurm, hell beleuchtet von der Sonne, während die Waldschlucht schon ganz in Schatten versunken und ein leichter Nebel darüber schwebte. Das Guer Schloß? rief Luitgarde — wie prächtig muß man da wohnen, ringsum hohes Waldgebirge und dort hinaus die Aussicht bis in die weiteste Ferne — da mag Guer Gemahl sich manch Stündlein unterhalten auf dem Söller und ihre Augen weiden an der abwechselnden Landschaft, indeß Ihr draußen reitet und tagelang von der Burg ferne weilet! Wieder lächelte Adalbert, aber dieses Mal blieb er die Antwort schuldig, denn er war nicht gleich mit sich Eins, ob er Luitgarde's Irrthum berichtigen oder sie in selbigem lassen solle. Stillschweigend ritt er neben der Jungfrau her, und als sie dem Schlosse sich genähert und doch immer tiefer hinab ritten, bis plötzlich um die Ecke des Hügels, auf welchem das Schloß stand, ein Städtlein

mit Thor und Mauer sich ihrem Blicke zeigte, so begann Adalbert der verwunderten Jungfrau ihre Frage zu beantworten, die ihr auf der Lippe schwebte. Schönes Kind, sprach er — wir reiten nicht auf das Schloß um Eures verwundeten Vaters willen, sondern hinab durch das Städtlein in die unter uns liegende Waldschlucht, welche schon der Nebel deckt, sonst würdet Ihr das Schloßlein sehen können, das unten stehet. Eine Heilquelle sprudelt dort unten, genannt das Theußer Bad, von wundersamer Kraft, und mancher Kriegermann hat schon dort schnell sich wieder ausgeheilt. Auch wird die Stille des Aufenthalts Eurem Vater wohl behagen und Ihr könnt ihn ungestört pflegen, bis er wieder gesund ist. Wie grausig auch die finstere Schlucht Luitgarde dünkete, die steil drunten in dem Waldthale lag, als wäre sie eine geöffnete Gruft, aus der ein feuchter Dunst aufstieg, wie gerne sie in das herrliche Schloß eingeritten, so hielt sie doch ihren Wunsch zurück, denn der Graf hatte gewiß recht, wenn er den Aufenthalt an der Heilquelle wählte um ihres Vaters willen, und sie suchte darum das unheimliche Gefühl zu überwinden, das sie überkam, wenn sie in den finstern Schlund hinabstarrte. Schon war die Dämmerung drunten eingebrochen, während noch ein sanftes Abendlicht Städtlein und Schloß umspielte, als sie auf schlängelndem steinigtem Pfad langsam das Thal erreicht hatten, und nun am Ufer eines mit hohem Schilf bewachsenen Sees ankamen. Melancholisch rauschte der Schilf in dem

finstern Wasser und die Weidenbäume, deren Nester
 weit über dasselbe hineinhingen. Luitgarde war es,
 als reite sie im Thal des Todes, und nur die Nähe
 ihres Vaters und des Grafen, so wie einige Knechte,
 die im Städtlein nicht Halt gemacht, dämpfte ihr
 Grauen. Immer weiter hinauf auf einem dämmer-
 tigen schmalen Wege an der Seite mehrerer auf ein-
 ander folgenden großen Teiche und immer dunkler
 hinein in den waldigen Schlund schritten die Kasse.
 Mit einem Male hielt Adalbert, als eben aus der
 Nacht ein finstrier Giebel auftauchte an einem Hause,
 das eine Mühle zu seyn schien, wie ein hohes einge-
 stelltes Rad und das plätschernde Wasser schließen
 ließ. Auf einen Ruf trat ein Mann herfür, der sich
 tief vor Adalbert neigte und nach seinem Befehl fragte.
 Schicke dein Töchterlein herab, die müntere Rätthe, sprach
 Adalbert, daß sie uns begleite zum Dienst dieser Dame!
 In wenigen Augenblicken hüpfte ein Mägdlein aus der
 Mühle und lief voraus, nachdem der Graf ihr ge-
 sagt, daß sie in das Schloßlein laufe und dort ihn
 anmelde, damit man mit Licht und Fackeln bereit
 sich halte, denn es war schon so Nacht geworden,
 daß man kaum einige Schritte vor sich die Gegenstände
 unterscheiden konnte. Plötzlich tauchte aus der Finster-
 niß und dem Gebüsch ein hohes, thurmartiges Ge-
 bäude auf, und nach wenigen Schritten hielt der Zug
 an einer Brücke. Jetzt hob Adalbert Luitgarde aus
 dem Sattel. Wir sind zur Stelle, seht, hier ist das
 Schloßlein, in welchem Ihr Eure Herberge nehmen möget,

sprach der Graf. Zwar ist die Nacht eine schlechte Empfehlung für diesen Aufenthalt und mag Euch ein unheimlich Gefühl einflößen, aber ich hoffe, wenn die Sonne die ersten Strahlen herabsendet in diese Schlucht, so werdet Ihr sie nicht eben unfreundlich finden und an Bequemlichkeit soll es Euch auch nicht fehlen. In dem trat ein alter Diener mit einer Fackel an der Seite der Müllerstochter auf die Brücke und empfing die Ankommenden. Der Schein der Lichter zitterte über die nächste Umgebung und beleuchtete einen mit Flechtgras überzogenen See, der ein Gebäude rings umgab, das in der Form eines achteckigen Thurmes hoch in die Nacht hinauf sich streckte. Der Diener leuchtete voran, die Reisigen unterstützten den müden Kaufherrn, und Adalbert bot Luitgarde den Arm, um sie drei Stiegen hoch hinaufzuführen, wo schon der Wundarzt wartete, der, von den Knechten in Löwenstein bestellt, zu Fuß herabgestiegen war. Als nun der Kaufherr verbunden war und die Gäste mit dem Grafen ein einfaches Mahl eingenommen hatten, befahl er der jungen Müllerin, ein Licht zu nehmen und Luitgarde flüchtig die Gelasse zu zeigen, die für sie und ihren Vater bestimmt, und dafür Sorge zu tragen, daß die Fremden alle Bequemlichkeit haben, worauf er seinen Gästen gute Nacht sagte und die Treppe hinabstieg, um auf Schloß Löwenstein zurückzukehren. Eine Stunde später befand sich Luitgarde auf ihrem Lager, das Licht brannte noch auf dem Tisch — das Mägdlein hatte sie verlassen und Alles war still, als der Diener im

untersten Gelaß hinter der Kätthe die schwere Thüre geschlossen. Es war ein kleines eckiges Gemach, in welchem Luitgarde ihre Nachtruhe suchte, und als ihr Kätthe die Wohnung gezeigt, war sie über die eigenthümliche Bauart verwundert, denn so viele Ecken das thurmartige Schloßlein hatte, eben so viele kleine Gemächer befanden sich darin, die bald ein Dreieck, bald einen Halbkreis, bald ein längliches Viereck bildeten, wie es die Form der Außenseite mit sich brachte. So lange das Mägdlein noch bei ihr war und sie entkleiden half, war alles unheimliche Gefühl verschwunden im Anblick dieses muntern, freundlichen Kindes, aber als diese leicht und munter die Treppe hinabhüpfte und Luitgarde, die dumpfe Luft des Gemaches zu erfrischen, das schmale Fenster öffnete und sich hinausbog, da kamen wieder alle Anwandlungen geheimen Schauers über sie. Der Mond war eben durch die Wolken gebrochen und sein dämmeriges Licht zeigte ihr unter sich den stillen, geheimnißvollen, mit Schilf und Flechten überzogenen See, der etwa zwanzig Schritte breit die Grundmauern des Thurmes umschloß — vor sich aber senkte sich der finstere Waldhang so dicht vor ihr nieder, daß sie glaubte, die Bäume mit ihrem ausgestreckten Arm fassen zu können, und zwischen das leise Rauschen des Waldes machten die Frösche ein unbehaglich Geräusch, oder es erschreckte sie der Schrei eines aufflatternden Uhus. Aber auch als sie zu Bette sich gelegt, fand sie keinen Schlaf. Die Bilder des vergangenen Tages, der Schrecken des

Ueberfalls, der Anblick ihres verwundeten Vaters
 zogen wieder lebhaft an ihr vorüber und mit ihnen
 die Erinnerung an den schönen, wohlwollenden und
 einnehmenden Grafen. Unter widerstreitenden Gefühlen
 war sie endlich eingeschlafen; aber nur, um im Traum
 diese Bilder fortzuspinnen. Sie sah sich versetzt hoch
 hinauf ins Schloß Löwenstein, sie sah die reizende
 Landschaft vor sich im goldenen Sonnenstrahle liegen
 und neben ihr saß Graf Adalbert. Er blickte ihr
 süß lächelnd tief in die Augen, und sie vernahm seine
 weiche Stimme, die fragte: Luitgarde, kannst du deine
 Heimath vertauschen mit dieser Gegend des deutschen
 Landes? dabei fühlte sie, wie er ihre Hand ergriff
 und ihr einen kostbaren Ring an den Finger steckte.
 Dann sah sie wieder das Schloß in Flammen stehen,
 und Adalbert, mit dem Schwerdt in der Faust, sich
 durch ein Kampfgetümmel Bahn brechen — und wie-
 der saß sie hinter ihm auf seinem Roß, ihn fest um-
 flammernd und flog mit ihm durch finstere Tannen-
 wälder, bis Alles sich in einen verworrenen Nebel
 auflöste. Auch Adalbert ruhte in dieser Nacht wenig
 — seine Gedanken drehten sich alle um die italienische
 Jungfrau mit ihrem wundersamen Reize, den sie auf
 ihn ausgeübt. In der Hestigkeit seiner Leidenschaft,
 die ihn erfaßt, flogen die Bedenken nur leicht vorüber,
 daß seine Mutter aus dem Geschlecht der Markgrafen
 von Baden, und stolz an der Würde ihres Hauses
 hängend, nie werde einwilligen, wenn ihr Sohn sich
 mit der Tochter eines bürgerlichen Handels Herrn zu

vermählen gedenke. Und doch glaubte er zu fühlen, daß nur dieses Wesen seiner Gunst werth, daß nur dieses unter allen andern Frauen, die er kennen gelernt, das reizendste sey durch körperliche Schönheit, wie durch geistigen Zauber. Dann aber wußte er auch nicht, auf welche Weise er ihre Weiterreise verschieben könnte, wenn der Kaufherr wieder gesundet, und doch vermochte er den Gedanken nicht zu ertragen, sich nach kurzer Zeit von ihr trennen zu müssen. Wie wäre er so arm, so unglücklich, trotz aller seiner Güter, wenn er sie scheiden sähe, die jetzt drunten im Seeschlößlein, wie eine Perle auf dem Meeresgrund schlummerte. Immer höher und höher pochten seine Pulse, immer glühender brannte seine Stirne, er glaubte sie schon verloren, es däuchte ihm schon, Alles sey nur ein Traum — aber wieder wälzte er sich um und sprach laut vor sich hin: nein! nein! kein Traum, drunten ruht sie, das zauberische Wesen, ich habe sie ja selbst in die Gemächer gebracht — in dem eckigten Zimmer gegenüber dem alten Ahornbaum, der mit seinen Zweigen ihr Fensterlein fast berührt — da schläft mein seliger Engel! Ich muß in ihre Nähe, um mich zu vergewissern, daß ich nicht träume! Und er sprang auf, warf einen Mantel um und verließ still das Schloß, um noch tief nach Mitternacht auf den nächsten Fußpfaden hinab zu steigen in die Waldschlucht. Kühlend strich die Nachtlust um seine heiße, fieberische Stirne, und in seligen Gefühlen, die wie rosenfarbige Wölklein um den Stern seiner Liebe

schwammen, schritt er dem Schloßlein zu. Tiefe Stille lag in der Schlucht, und sein Herz schlug hoch auf, als der Thurm in dunkeln Umrissen aus den Gebüschten emportauchte. Aber statt sich ihm auf dem nächsten Pfade zu nahen, eilte er der Mühle zu, und dort angekommen auf dem Dammwege, mäßigte er erst seine Schritte, denn nun war er ja auf der Fährte seines edlen Wildes, hieher hatte sie ja ihr Kößlein getragen, an diesen Bäumen war sie vorübergekommen und auf diesem Wege hatte sie die Brücke erreicht. So schritt er langsam dahin und schwamm in einem Meere seliger Erinnerungen. Schon stand er an der Brücke, wo er sie aus dem Sattel gehoben, es war für ihn ein heiliger Boden, da fühlte er Etwas an seinem Fuße, das sich beim Ausschreiten um selbigen schlang, er bückte sich und griff darnach, und als er es befühlt, da zitterte er am ganzen Körper, es war — ihr seidener Gürtel, den sie gewiß beim Absteigen verloren hatte. Mit heißen Gefühlen drückte er ihn an sein Herz — nun hatte er ein greifbares Unterpfand, das vor wenigen Stunden noch ihren süßen Leib umschlungen, eine glückliche Vorbedeutung für ihn, und hochbeglückt ging er nun um den Thurm, sprang über den Bach, der die Waldwand vom Thale trennte, und kletterte zu dem großen Ahornbaum hinauf, welcher dicht gegenüber dem Schlafzimmer Luitgarde's seine riesigen Aeste fast bis an ihr Fensterlein ausreckte, innerhalb dessen sie schlief. Berauscht vom Glück der nächtlichen Wanderung, kehrte Adalbert erst

mit dem Grauen des Tages auf das Schloß Löwenstein zurück.

Der Herbst war angebrochen und die Winzer im Thale rüsteten sich schon zur Traubenlese, und Vieles lag zwischen dem Lenzmonat und der Gegenwart. Heiß ersehnte Hoffnungen waren erfüllt worden, an die Adalbert nie gedacht, das Glück, der Zufall hatten den jungen Grafen begünstigt, aber auch harte Schläge hatten ihn getroffen. Die Heilkraft des Wassers im Theußer Bad, dessen Quelle nächst dem Seeschlößlein sprudelte, hatte schon nach 14 Tagen den Kaufherrn Cavarelli, so hieß Luitgarde's Vater, hergestellt, da warf ihn ein bössartiges Fieber aufs Neue nieder und hielt ihn von der Abreise zurück. So viel Kummer dieses seiner Tochter machte, so sehr traf dieses mit den Wünschen Adalberts zusammen, um so mehr, als er längst den Bund der Herzen mit Luitgarde geschlossen hatte, und nur seine Mutter noch als Hinderniß zwischen ihnen stand, der er es noch nicht gewagt hatte, seine Wünsche mitzutheilen, weil er ihre Gesinnung kannte. Sie selbst erfuhr um so weniger davon, als sie, ehe die Fremdlinge in das Seeschlößlein gezogen, bei ihrem Bruder in Burg Eberstein an der Murg wohnte, und dort durch Kränklichkeit aufgehalten war, nach Löwenstein zurückzukehren.

So war der Sommer dem jungen Grafen im höchsten Glück dahin geschwunden, denn täglich war er um Luitgarde und erging sich an ihrer Seite durch die schattigen Spaziergänge des Waldthales. Des

Müllers Töchterlein machte die Jose Luitgarde's und wohnte bei ihr, der alte Diener saß Tag und Nacht bei Cavarelli und unterstützte dessen Tochter bei der Pflege. Hatte der Alte einen leidlichen Tag, dann holte Adalbert seine Geliebte mit ihrer Jose ab und führte sie auf das Schloß, und durch all dieses Glück gelte nur ein Wistön, der Gedanke an die Mutter. Da traf, als die Trauben sich färbten, eines Mittags ein Bote ein und brachte Adalbert ein schwarz gestieltes Pergament — es war die Kunde von dem Tode seiner Mutter, und wie schmerzhaft sie auch klang, ein schwerer Alp löste sich von der Brust des Grafen. Mit Thränen in den Augen stürzte er in das See-schloßlein und fiel Luitgarde um den Hals — ihr Lebensglück war jetzt gesichert, kein Abgrund gähnte mehr zwischen ihnen, der Thurm in der Schlucht hob sich höher und höher, bis er auf den Zinnen des Bergschlosses stand, und am Abend des Tages saß Luitgarde droben neben ihrem Adalbert am offenen Fenster, aus welcher die herrliche Landschaft herauf grüßte. Der Traum war in Erfüllung gegangen, denn seit einer Stunde glänzte ein kostbarer Ring an ihrem schönen Finger. Nur mit der Hochzeit wurde noch ein Aufschub vorgenommen, denn Cavarelli, der indessen ganz genesen, bat seine Kinder, das schönste Fest zu verschieben, bis er nach Mailand gereist wäre und die Mutter abgeholt hätte, um Zeuge des Glückes ihrer Tochter zu seyn. Noch war Cavarelli auf dieser Heimreise begriffen, da erschien ein zweiter Bote auf

dem Schloß, der meldete, daß Adalberts Oheim, der Pfalzgraf Gottfried am Rhein, die Augen geschlossen und sein Tochtermann Welf sogleich fast alle seine Besitzungen in Anspruch genommen auch bereits die Stammburg der Galwischen Grafen mit Gewalt besetzt habe. Jetzt galt es, die Rechte zu vertheidigen, und nach wenigen Tagen drückte Adalbert seiner Braut den Abschiedskuß auf den süßen Mund und ritt mit seinen Dienstmannen zum Thore Löwensteins hinaus auf der Straße nach Weinsberg, um sein Erbe im Schwarzwald sich zu sichern. Mit bleichen Wangen, die schönen Augen umflort, blickte ihm Luitgarde nach, und als er verschwunden, stieg sie hinab in das Seeschlößlein und die wilde Schlucht und lehnte sich über die Brücke, in den finstern See zu blicken, und stieg hinauf in die Gemächer, wo sie so lange verweilte, um alle die seligen Stunden sich lebhaft ins Gedächtniß zu rufen — die Stunden ihrer aufkeimenden Liebe und ihres täglich wachsenden Glückes. Wie viel schöner trat die Erinnerung und die Vergangenheit vor ihren Blick, als die Gegenwart, in der sie hoch oben im Schloß weilte, als Braut ihres Adalberts, aber einsam, ohne seine beseligende Nähe zu genießen, und in der Furcht, daß ihm ein Unfall zugestoßen, daß er vielleicht gar nie mehr zurückkehren könnte. Indes, das Glück war dem Grafen von Löwenstein hold, durch die Verschlagenheit Diethers von Böringsweiler hatte er schon am dritten Tage die Stammburg Galw, die hoch von einem Felsen

über das Städtlein Calw herabragte, gewonnen, und mit starker Mannschaft besetzt. Dann überfiel er unversehens den Kriegshaufen seines Vetzters Welf in Sindelfingen, hieb eine große Anzahl in der ersten Ueberraschung nieder und nahm fast Alles gefangen, was dem Blutbad entronnen. Beim Flammenschein des in Brand gesteckten Städtleins schleppten die Löwensteiner Reissigen eine große Beute an Rossen, Waffen und andern Dingen zurück, und schon am achten Tage verkündete das Horn des Thurnwächters auf der äußersten Warte des Löwensteiner Schlosses, daß der Besitzer zurückkehre. Außer sich vor seliger Freude eilte Luitgarde ihrem Adalbert entgegen unter das Thor und umhalste den geliebten Jüngling, der strahlend vor Wonne seinen Arm um ihre Hüfte schlang und so mit ihr die Treppe zum Gemach seiner Braut hinaufstieg, um ihr auf tausend Fragen und Küsse zu antworten. — Es mochten vierzehn Tage vergangen seyn in neuem Glück und neuer Wonne, im Austausch der Gedanken und Gefühle, die Jedes dem Andern mittheilte aus der Zeit der kurzen Trennung; da erschien Diether auf Schloß Löwenstein mit der Kunde, daß ihm in Weinsberg, wo er einen Theil der ihm zugefallenen Beute verkaufte, zu Ohren gekommen von einem Reissigen aus dem Enzthale, wie Welf, erbittert über die Niederlage seiner Leute, ihm heiße Rache und Wiedervergeltung geschworen und gegen sechshundert Kriegsknechte geworben, damit Schloß Löwenstein zu gewinnen. Adalbert kannte seinen

Better als einen tapferen Ritter mit eisernem Troß, und ob er gleich ein festes Haus besaß in seinem Bergschloß, so bedachte er doch die Möglichkeit, daß selbiges könnte erstürmt oder wenigstens ihm so zugesetzt werden, daß allerlei Noth darinn entstehe. Er fürchtete für diese möglichen Fälle für Luitgarde, und stellte ihr vor, wie es besser für sie wäre, wenn sie beim Anrücken seines Gegners sich ins Kloster Lichtenstern begeben, wo sie in seiner Nähe weilte, ohne den Schrecken, Gefahren und Mühen einer Belagerung ausgesetzt zu seyn. Aber kaum hatte er davon begonnen, da flammte eine heiße Röthe über das marmorweiße Antlitz, und das sonst so weiße Auge funkelte von einem nie gesehenen Feuer. Wie? rief Luitgarde, zur Stunde der Gefahr soll ich das Schloß meines Bräutigams verlassen, meine neue Heimath, die ich mit dem Hause meines Vaters in Mailand vertauscht — soll von dir selbst zurückgestoßen werden in die finstern klösterlichen Hallen, wo Niemand mein Herz und die Liebe zu einem Manne versteht? Nimmermehr, wenn du mich liebst, so kannst du mich nicht wie ein feiges Kind einer Amme übergeben, wenn Gefahr droht — nein, an deiner Seite will ich bleiben, mit dir Allem entgegentreten, was da kommt und wie es kommt — hier an deiner Brust ist mein Platz, dazu gibt mir dieser Verlobungsring ein heiliges Recht! Vergebens suchte Adalbert die Jungfrau zu beschwichtigen, ihre Liebe, die in Heldenfeuer aufsprühte, hatte für jedes Wort hundert ge-

wichtigere, und als der Graf sah, daß sie sich von ihrem Entschlusse nicht abbringen ließ, da schloß er sie in seine Arme und rief: Wer kann dir widerstehen, und wer deine Liebe ermessen, mit der du mich beglücktest — du bist mehr als ein irdisch Wesen, du bist eine Heilige der Liebe! Wie Diether berichtet, so war es, denn ausgesandte Rundschafter bestätigten seine Aussage, und Adalbert traf nun alle Anstalten, seine Dienstmänner zu sammeln und sich zur Gegenwehr zu rüsten. Wo es schadhaft war an Mauern und Wällen, ließ er durch seine Leibeigenen ausbessern, und es wimmelte von Landleuten aus der Umgegend mit Spaten und Hauen, mit Ochsen und Karren, die Steine und Kalk zuführten. Mehl und Wein wurden täglich den Schloßberg heraufgeschafft für den Fall einer längern Belagerung, und Luitgarde selbst überwachte diesen Theil der Vorsorge, während Adalbert die kriegerischen Zurüstungen leitete. Noch war man damit beschäftigt, da trafen die ausgestellten Knechte ein und meldeten, daß ein zahlreicher Kriegshaufen von Fußvolk und Reißigen mit vielen Wagen und Kriegsgeräthschaften die Straße von Weinsberg nach Willsbach herzüge, der, ehe zwei Stunden verflossen, vor den Mauern des Städtleins erscheinen könnte. Auf diese Kunde ließ Adalbert gegen fünfzig Reißige sich bereit halten, um den Feind am Abhang des Berges zu empfangen — er selbst aber stieg mit Luitgarde auf den schlanken Thurm, um den Zug seines Veters zu erwarten. — Es war am achten

Tage, seit Welf vor Löwenstein erschienen, da lag das Städtlein schon halb in Asche, denn es war ein mächtiger Kriegshaufen, der Tag für Tag noch Zuzug erhielt, und bereits waren alle Weiler, Dörfer und Weinberge zerstört, die zum Schloß Löwenstein gehörten. Dicht um das Schloß selbst herum lagerten die Feinde und warfen von dem über dem Schloß sich aufwärts ziehenden Bergrücken schwere Steine und feurige Pfeile in dasselbe. Schon dreimal hatten sie gestürmt und Tag und Nacht der Besatzung keine Ruhe gelassen, also, daß diese anfang zu ermatten, so viel Wein und Speisen auch Luitgarde unter sie vertheilen ließ. Am heutigen Morgen mit dem Frühesten war wieder ein Sturm abgeschlagen worden, und es hätte wenig gefehlt, so wären die Belagerer über die Mauern gedrungen. Selbst Adalbert hatte eine leichte Wunde von einem Steinwurf erhalten, der gegen seinen Helm schmetterte und seine Wange blutrünstig schlug. Gerade hatte er im Gemach Luitgarde's seinen Helm abgeworfen und die erschrockene Jungfrau wusch ihm die Wange, da scholl das Angstgeschrei Feuer! Feuer! und rasch stürzte Adalbert den Helm wieder über und flog die Treppe hinab. Mit Pechfränzen angezündet stand eine große Scheune, die zugleich die Kelter war, an der Seite gegen die Mauer in hellen Flammen, und wieder begann das Stürmen, wieder flogen Steine aus Wurfgeschützen geworfen in den Hof, und die Besatzung wußte nicht mehr in der Ueberraschung, ob sie dem Feuer wehren,

oder auf die Mauern steigen und den Feind empfangen sollte. Erst dem Grafen gelang es, die betroffenen Knechte anzutreiben und der doppelten Gefahr zu begegnen. Aber bei dem Mangel an hinreichendem Wasser konnte man dem Feuer nur durch Einreißen wehren, und die Hitze, der Dampf und Rauch vereitelte bald alle Hülfe. Vergeblich hoffte Adalbert auf die Festigkeit und die Höhe seines Thurmes, um sich in ihn zu werfen, wenn die Mauern überstiegen würden, denn die Flammengluth drang immer näher. Jetzt galt es nur noch, dem Feinde zu entkommen, der, als das Feuer höher aufschlug, mit dem Stürmen aufhörte und das zerstörende Element gewähren ließ, statt seiner die Belagerten kampfslos zu machen. Rasch rief darum der Graf nach den Pferden, schloß mit seinen Reifigen einen festen Haufen, und seine Luitgarde hinter sich auf sein kräftiges Roß nehmend, befahl er, das untere Thor zu öffnen, und wie ein Sturmwind brachen sich die verzweifelten Reiter Bahn durch die nächsten Haufen, welche mit unterschlagenen Armen dem Brand zusahen. Obgleich mancher Landsknecht seine Hellebarde gegen die ausfallenden Ritter streckte und die nächsten welfischen Reifigen heransprengten, dem Häuflein den Weg zu versperren, so schlugen sie sich doch mit Mühe und Noth durch, und zogen sich in geschlossenen Haufen die Staige hinab. Erst als sie vom Feind nicht mehr verfolgt, hielten sie an und Luitgarde seufzte, gegen das Schloß Löwenstein gewandt, dessen Feuer Säulen hoch zum Himmel schlu-

gen: ach! mein Traum! mein Traum! indem ihre erste Nacht im Seeschlößlein ihr wieder lebendig vor Augen trat. War nun auch Welf gerächt und leuchteten die Brandfackeln dem Grafen von Löwenstein zur Flucht, so hatte er ja noch ein festes Schloß, die Stammburg Calw, wohin er sich mit seiner Luitgarde retten konnte. Und noch eine andere Hoffnung stärkte seinen Muth. Es waren die Herzoge Friedrich und Conrad von Hohenstaufen, an deren Haus seine Ahnen sich vor vielen Jahren angeschlossen. An sie sandte er Boten, als er die Burg Calw erreicht hatte und bat sie um Hülfe, sein Erbe zu vertheidigen und zu retten. Wenn er aber dennoch tief versunken war in Sorgen und Gram über den Verlust seines Schlosses Löwenstein und aller vorher gewonnenen Beute, dann trat Luitgarde an seine Seite. Sie legte mit ihren weichen Armen sein Haupt an ihre Brust, während ihre seidnen Locken wie Wellen über ihren blendend weißen Nacken flossen und ein seidnen Gewand wie eine dünne Wolke ihre schönen Glieder umschwebte. Sie blickte ihn mit ihrem Engelsauge ins Antlitz, fuhr ihm schmeichelnd über die gerunzelte Stirne, und ihre sanften Worte schwoilen wie Lautenklänge an sein Herz. Muth! Muth! theurer Adalbert, flöteten ihre Lippen — siehst du da draußen die dunklen Tannenforsten in diesem wilden Gebirgsthale — sie erinnern mich an die finstere Gegend bei der Mühle, wo du zuerst mir begegnetest und wie schnell ich die Wildniß vertauschte mit der entzückenden Aussicht, als wir

deinem Schlosse am Abend uns näherten. Auch du wirst diese Tannen-Nacht wieder vertauschen mit dem sonnigen Sitze auf Löwenstein — wieder werden wir sitzen am hohen Bogenfenster und das weite gesegnete Weinsberger Thal mit seinen Dörfern und den hellen Gründen und den Rebhügeln wird uns wieder lachen und unser trunkner Blick wie über die Schranken der Gegenwart, also über die fernsten Berge des Odenwaldes hinaus schweifen. Und wenn ich dann den Blick zurück wende aus Gottes schöner Welt, dann werde ich wieder in dein glückliches Auge blicken und in ihm ruhen, wie in einem Himmel, der über dieser schönen Welt strahlt. Und doch war noch nicht Alles vorüber — noch einmal breitete sich eine dunkle Wetternacht aus über das Geschick der Liebenden, denn noch hatte Welf seine Rache nicht gesättigt. Nach kurzer Frist erschien er mit einem noch zahlreicheren Heere vor der Burg Calw und das Häuflein der Besatzung hoffte vergebens auf der Hohenstaufen Hülfe, denn bis diese nahte, konnte mit solcher Uebermacht die Burg dreimal genommen werden. Aber auch jetzt wurde Luitgarde der Schutzengel des Grafen. Als sie die Tausende von Feinden erblickte, die sich um das Felsenschloß lagerten, da sprach sie: mein Geliebter! Vertheidigung wäre hier vergeblich und müßte als Troß nur deinen Vetter noch mehr erbittern. Wohlان, laß mich Frieden schließen und hinab ziehen und vor deinen Gegner treten — mit Gottes Hülfe, hoffe ich, wird der Abend glücklicher

enden, als der Morgen begonnen. Willig gehorchte der Graf seiner Ruitgarde — mit seinen Reifigen und Knechten zog er aus dem Thor ohne Waffen und Wehr. Ihm voran schritt Ruitgarde, eine weiße Fahne in der Hand. Verwundert traten die Vorwachen zurück, als die Jungfrau geradezu auf das Zelt des Grafen ihre Schritte lenkte. Das ganze Lager strömte zusammen, und auch der Graf Welf trat hervor und schaute gespannt auf die seltsame Erscheinung und die engelgleiche Jungfrau. Da neigte sich diese tief und anmuthig vor ihm und sprach: Gnädigster Herr! vergebens wäre es, Eurem Zorn und Eurer Macht zu trotzen und unnütz Blut zu vergießen. Darum nahe ich mich im Namen Eures Vetter's, als dessen verlobte Braut, um Euch anzuflehen um Gnade und Vergessen Alles dessen, was geschehen. Eurem ritterlichen und vetterlichen Sinn übergeben wir uns und die Stammburg Calw, und hoffen zu Euch, daß die Wetternacht Eures Zorns sich verziehen möge vor der Sonne Eurer Gnade. Friede! Friede zwischen den Erben des Calwischen Geschlechtes! Gerührt von der holdseligen Erscheinung, von der jungfräulichen Würde der Fahnenträgerin und den gewinnenden Tönen ihrer süßen Lippen, bot ihr Graf Welf die Hand und rief: Friede! Friede! um des Engels willen, der ihn begehrt! Und dann von ihrer Hand fortgezogen ging er seinem Vetter entgegen und umarmte ihn im Angesicht des stauenden Lagers. Ehe die Nacht einbrach, saßen die

Better rechts und links von Luitgarde im Rittersaale der Burg Calw, und Welf war so hingerissen von der Schönheit, dem Geist und Gemüthe Luitgardes, die wie sich umarmende liebliche Kinder um seine rauhe Brust sich rankten, daß er ausrief: Mein lieber Better, eine Morgengabe will ich dir schenken für deine Braut und zukünftig Gemahl, und das sey: — Alles, was ich dir abgenommen, gebe ich in ihre Hände als ihre Mitgift. Zur Erinnerung aber an diesen schönen Tag, magst du fortan auch das Stammschloß Calw als Lehen behalten. Nach drei Monaten kamen die Eltern aus Mailand ein. Die Hochzeit ward im Seeschlößlein gefeiert, weil das Bergschloß noch in Trümmern lag, aber als ihr erster Enkel geboren, wurde die Taufe in dem neu aufgebauten Schlosse gefeiert.

Fr. Norden.

XIII.

Schloß Lichtenberg.

Im schönen Bottwarthale, eine halbe Stunde oberhalb dem Städtlein Bottwar und gegenüber dem Frauenstift Obristenfeld, erhebt sich ein mit Weinreben umwobener mäßiger Berg, von welchem Schloß Lichtenberg, eine der wenigen Burgen, die bis zum heutigen Tage bewohnt blieben, in das gesegnete Land hinausblickt. Hinter dem Schloßberge ziehen sich die

hohen, waldigen Gebirge von Löwenstein und Prevorst mit dem Stockberg hernieder, welche das Lauterthal von dem Bottwarthal scheiden, das in reicher Mannigfaltigkeit bei Steinheim in die Murr ausmündet. Von Nordwest blickt das Städtlein Beilstein mit der uralten Burg und seinem hohen Thurme „Langhans,“ aus naher Ferne, und von Abend her grüßt der rebenbepflanzte Berg Wunnenstein herüber, auf welchem sich nur noch einige Mauerreste, die Trümmer einer Wallfahrtskirche zum heil. Michael, dem Auge darbieten, auf der einst eine Gewitter vertreibende Glocke zum Schutz der Umgegend ihre Klänge versandte. An der Mitternachtsseite des Schlosses, wo ein Wald sich wie ein Mantel bis dicht zur Burg heraufzieht, erhebt sich ein starker, dachloser Thurm, der Zeuge einer schwarzen That, die aus dem Haffe zweier Brüder entsprungen. In dem wohlerhaltenen Schlosse befindet sich noch eine Burgkapelle mit alt-deutschen Gemälden, und einem aus einem einzigen Stein gehauenen Crucifix. Auch ist noch ein alter, steinerner Trog zu sehen, von dem die Sage geht, daß eine Kaiserin zur Büßung ihrer Sünden Jahre lang ihr Nachtlager darin gehabt habe.

Von den ältesten Besitzern der Burg Lichtenberg, die Schirmvögte des nahen Klosters Obristenfeld und Dienstleute der Grafen v. Löwenstein gewesen, haben wir nur Wenig zu berichten. Ein Herr von Lichtenberg soll schon im Jahr 1165 gelebt haben, aber es ist kein urkundlicher Beweis dafür vorhanden. Mit

Gewißheit werden in der Mitte des 13. Jahrhunderts die Hummel von Lichtenberg genannt, die im Besitze des Schlosses gewesen. Ein Hummel v. Lichtenberg soll im Jahr 1266 zum Kloster Kirchbach im Zabergäu die ersten Güter gesteuert haben. Im Jahr 1280 leben Albert und Conrad v. Lichtenberg, so wie ein Siboto v. L., Domherr zu Würzburg. Sie zeugen in diesem Jahr in der Urkunde Conrads von Mägenheim, betreffend die Kirche auf dem Michaelsberg. Im Jahr 1302 erscheint der genannte Siboto als Bischof von Speier; er begleitete im Jahr 1303 den K. Albrecht auf seinem Feldzug nach Böhmen gegen K. Wenzel II. Ein Hermann Hummel im Jahr 1333, Domscholaster zu Speier und Kanzler Kaiser Ludwigs, gehörte ebenfalls diesem Geschlecht an. Er wurde im genannten Jahr durch Betreiben des Kaisers auf den Bischofsstuhl zu Würzburg erhoben, wo er bis ins Jahr 1335 löblich regierte. Der fränkische Chronist Lorenz Fries rühmt von ihm, daß er ein hochverständiger, holdseliger, beredter Mann war, der sich auch gegen Männiglich eines jeden Standes und Wesens noch freund- und holdselig zu erzeugen mußte. Noch vor dem Jahr 1353 gaben die Herren von Lichtenberg denen von Meipberg auswärtige Lehen. Aber schon bald darnach müssen diese Herren in Abgang gekommen seyn, denn im Jahr 1357 versetzte, großer Schulden halber, Frau Beatrix, des alten Herrn Albrecht Hummels v. Lichtenberg Wittwe, mit ihren zwei Söhnen, Albrecht,

Domherr zu Speier, und Heinrich Hummel v. Lichtenberg, dem Grafen Eberhard und seiner Gemahlin Elisabeth, die Burg Lichtenberg und das Kloster Obrißtenfeld mit aller Zugehör um 6500 Pfund. Noch in demselben Jahr verkauften sie diese ihre Güter sammt Allem, was zu der Burg und Herrschaft Lichtenberg gehörte, besonders die Vogtei über das Kloster Obrißtenfeld und allen den Rechten, die sie zu derselben Vogtei, dem Kloster Obrißtenfeld und dem Dorf gehabt, sammt Schmidhausen, Dannwehler, Klingen, Bullingsbach, Herlenwehler, Gerenbach, Gonzenberg und den Stöckberg. Im Jahr 1361 übergaben die Grafen von Wirtemberg der Krone Böhmen einige freie eigenthümliche, und nachher als ein Haupt- und wesentliches Landesstück dem Herzogthum Wirtemberg sammt und sonders einverleibte Güter, namentlich Neuenbürg, Burg und Stadt, Beilstein, Burg und Stadt, Lichtenberg die Burg und Bottwar die Stadt, unengeltlich und freiwillig, doch unter der Bedingung, daß sie in dem deutschen Rehen sitzen bleibe. Die Grafen v. Wirtemberg verpflichteten sich nun freiwillig, ermeld'te Stücke der Krone Böhmen zu offenen Häusern wider Männiglich, ausgenommen das römische Reich, zu halten, derselben mit 50 Helmen wider Männiglich auf den Nothfall zu dienen und die ersten 14 Tage in ihren eigenen, hernach aber in des Königs Kosten zu ziehen. Im Jahr 1434 haben Hermann Nest von Oberken und seine Hausfrau Dorothea von Wisenbrunnen

ihren Sitz zu Lichtenberg. Dieselben verkauften den beiden Grafen Ludwig und Ulrich v. Württemberg den vierten Theil, den sie noch an dem zwischen der Stadt und dem Dorf zu Laufen gelegenen Schloß gehabt, sammt einem Theil an dem Zehnten, also daß sie ihren Sitz auf Lichtenberg ihr Leben lang haben, und Hermann Nest als ein Burgmann darauf sitzen, ihm auch dazu jährlich auf Martini 100 Pfund Heller, halb an Geld, und halb an Korn und Wein gegeben werden soll. Daselbst sollte er auch nießen sechs Mannsmad Wiesen der besten, sammt dem Bau und dem Garten auf dem Berg. Ueberdieß bewilligte ihnen die Herrschaft, daß Hermann und seine Hausfrau den Zehnten, den Hof, die Gült, das Wasser, die Zins und Güter, so sie gleichwohl der Herrschaft verkauft, ihr Leben lang nießen mögen, doch so, daß sie solches Alles in gutem Wesen und Bau erhalten. Stirbt Hermann vor seiner Hausfrau Dorothea, so gibt man ihr 10 Pfund an Geld und Wein und Korn, und mag man sie von Lichtenberg gen Laufen in der Burg oder Stadt behausen. Wie es kam, daß im Jahr 1453 Graf Philipps von Katzenelnbogen seine Gemahlin Frau Anna, Gräfin von Württemberg, um 16000 fl. ihres zugedachten Heirathsguts, und 16000 fl. Widerlegung, auf Lichtenberg das Schloß u. s. w. verweisen konnte, wissen wir nicht, denn im Jahr 1442 bei der Württemberg'schen Landestheilung ist Schloß Lichtenberg auf Seiten des Stuttgarter Theils. Wohl um diese Zeit wurde die

Herrschaft Lichtenberg den Herren von Weiler als Mannlehen übertragen, und Schloß Lichtenberg wurde ihr Wohnsitz. Die Herren von Weiler haben ihr Stammschloß im Pfarrdorf Weiler bei Weinsberg, und beginnen mit Ruprecht von Weiler und dessen Söhnen Burkard und Gebin im 14. Jahrhundert ihre Geschlechtsreihe, die sie ununterbrochen bis auf den heutigen Tag führen. Die Mitglieder dieses edlen Geschlechts gehören zu den treuesten Vasallen des Hauses Württemberg, und haben im Frieden wie im Kriege demselben wichtige Dienste geleistet. Dietrich von Weiler, im Jahr 1487 würtemb. Landhofmeister, war ein durch Geist und umfassende Kenntnisse, so wie durch Biederkeit ausgezeichneten Mann, der sich unter Herzog Eberhard im Bart große Verdienste um den Staat erworben. Durch ihn kamen die Herren von Weiler in den Besitz der meisten noch heute in ihrem Besitz befindlichen Güter. Sein Sohn Dietrich war würtemb. Rath und Obervogt zu Beilstein und Böttwar. Es ist derselbige, der während des Bauernaufstands zu Weinsberg erstochen und vom Thurne herabgestürzt wurde. Sein Sohn, gleichen Namens, befindet sich unter den Rittern, die vor der Stadt durch die Spieße gejagt wurden. Ein jüngerer Sohn Wolf, Obervogt zu Beilstein, erwarb sich hohe Verdienste um Einführung der Reformation in dortiger Gegend. Burkard und Eberhard v. W., zwei ritterliche Männer, waren unter den Wenigen, die ihrem Fürsten und Herrn Herzog Ulrich in seinem

Glend treu geblieben. Ein Nachkomme der Letzteren war Johann Friedrich v. W., würtemb. Oberforstmeister zu Reichenberg († 1740). Sein Sohn gleichen Namens, kais. Rath und würtemb. Kammerherr, setzte durch seine zwei älteren Söhne, Johann Friedrich und Friedrich, den Stamm fort. Johann Friedrichs Sohn, Wilhelm Friedrich Franz v. Weiler, g. 1819, ist noch der einzige Erbe des einst zahlreichen Geschlechts der Freiherren v. Weiler.

Schloß Lichtenberg ist der Schauplatz einer schauerlichen Geschichte geworden, die noch im Munde des Volkes fortlebt.

Die Brüder von Lichtenberg.

In jenen Zeiten, da die Burg Lichtenberg noch ihren ursprünglichen Besitzern angehörte, lebten auf derselben zwei Brüder, Hatto und Heinrich, in friedlichster Eintracht beisammen, und theilten sich brüderlich in das schöne Erbe ihres verstorbenen Vaters. Die nahen, großen Forste auf dem waldigen Gebirge boten ihnen einen weiten Tummelplatz für ihre Jagdzüge, so wie die umliegenden Burgen eine lustige Gesellschaft, wobei die feurigen Weine des Bottwarthales die Heiterkeit vermehrten. Aber die schönsten Tage gewährte ihnen das unter ihrem Schlosse liegende Frauenstift Obristenfeld, in welchem lauter adelige Fräulein den Kreis der Nonnen bildeten. Die Ordensregel oder Clausur war hier längst der Weltlust

gewichen und verfallen, und die Aebtissin selbst ging mit einem leichtfertigen Beispiel ihren gottgeweihten Nonnen voran, denn mit verschwenderischem Wesen und weltlichem Sinne öffnete sie die heiligen Pforten ihres Stifts der jungen Ritterschaft in der ganzen Umgegend. Zur offenen Tafel ritten die lustigen Junker das ganze Jahr hindurch ein und aus, um bei fein zubereiteten Schüsseln und perlenden Pokalen, bei Scherz, Gesang und Musik sich einen fröhlichen Tag zu machen, und die Gottesbräute wetteiferten an Muthwillen und Ausgelassenheit mit den stets willkommenen Gästen. — Wo hinaus? rief einst die Aebtissin Clara, eine Dame von kaum vierzig Jahren aus dem edlen Geschlechte derer von Sternenfels, als sie, in einer von Jasmin umrankten Laube sitzend, die über der hohen Mauer des Klostersgartens hart am Wege stand, der von Bottwar nach Beilstein führt, die beiden Ritter von Lichtenberg mit einem Zuge Knappen und einem Rudel Hunde vorüberziehen sah. Zur Jagd, ehrwürdige Frau! entgegneten sie — sind eingeladen auf den Helsenstein! Da will ich Euch nicht Glück wünschen, denn die Jäger hören das nicht gerne aus dem Munde der Frauen — glauben kein Glück zu haben — aber, setzte sie hinzu, desto mehr Vergnügen, und da Ihr Gile zu haben scheint, so will ich nur das hinzufügen, daß ich hoffe, über acht Tage am Johannistage in unserm Stift Euch zu sehen. Euer Wunsch, entgegnete Gatto, ist uns Befehl, ehrwürdige Frau, die Ihr Gure bezau-

bernde Gesellschaft so vortrefflich mit einer leckern Tafel und duftendem Weine zu verbinden wisset, wie weit und breit keine Aebtissin im Reich. Bei S. Hubertus, setzte Heinrich hinzu, was ist das Steinheimer Frauenkloster gegen Euer Stift — ein wahres Siechenhaus, denn meine Ruhme, die Priorin, zählt jeden Pfennig dem Verwalter nach, wenn einmal ihre nächsten Verwandten die hohe Ehre haben, zu ihrer Spittelsuppe und ihren Weißfischen geladen zu werden, denen an Redseligkeit ihre Nonnen gleichen. Pfui, edler Junker, lachte die Aebtissin, wer wird die Wirthin so verlästern — aber bedenket nur, daß Eure Ruhme halb gelähmt ist vom vielen Knieen, und als eingezogenes Fräulein in ihrer Jugend nicht aus dem Schloßlein ihres Vaters zu Hohenneck hinausgekommen ist. Drum kennt sie auch keinen Gesang, als den Chorgesang ihrer Nonnen, fast lauter bürgerlichen Jungfrauen, und keine Musik, als den Klang ihrer Glocken — ha! ha! aber wir waren zu unserer Zeit am Hofe des Pfalzgrafen zu Heidelberg und wissen, was Höflichkeit ist und was zum adeligen Wesen gehört, sey's in der Welt, sey's in der Clausur! Darum, sprach Heinrich, seid Ihr auch hochangesehen und Euer Stift eine Zierde unseres Landes, und ringsum huldigt Eurem Geist, Anmuth und feinem Wesen, wie Euren gastlichen Pforten und dem Glanz Eures Stiftes die Ritterschaft und der Adel! Unsere Ruhme aber ist die ächte Nachfolgerin jener Betschwester, der Gräfin v. Steinheim, die das Kloster daselbst gestiftet.

Wo hat diese blöde Wittwe ihrer Standesgenossen und ihrer Vettern gedacht bei ihrem Testament? Den großen Hardtwald mit seiner prächtigen Bürsche, der an unserm Schloß anfängt und bis hinunter zur Murr läuft, und hinüber bis Aspach an zwei Stunden Weges, hat sie vertheilt an sieben Gemeinden und sich Nichts ausbedungen dafür, als daß man sie mit silbernen Spaten und Schaufeln bestatte. Jetzt sitzen die Hardtrichter und Schöpffen dieser sieben Gemeinden drunten unter der Linde vor dem Flecken Murr und vertheilen alle Jahre das Holz, und jede Kindbetterin erhält nach der Stiftung eine doppelte Gabe — und doch kommt der schöne Forst vom Adel her, der jetzt das Nachsehen hat! Also am Johannisfeiertag, ehrwürdige Frau, stellen wir uns ein — ich nehme Euch beim Wort! Und Ihr werdet einen fröhlichen Tag haben, wie ich hoffe, lächelte halb geheimnißvoll die Aebtissin — doch ich will's nur gleich heraus sagen — das schöne Fräulein Beate von Liebenstein hält ihr Noviziat — und wird an diesem Tage eingekleidet werden ins Nonnenhabit. Damit nickte die Aebtissin freundlich den Junkern zu und zog sich in die dichte Jasminlaube zurück.

Ein herrlicher Juni-Morgen war über das Bottwarthal aufgegangen, als die Frühglocken des Frauenstifts melodisch erschallten, um das heutige Fest einzuläuten. Nach wenigen Stunden glänzten auf der Straße von Beilstein und Bottwar her buntfarbige Reiter, die im festlichen Schmucke, wallende Federn

auf den Baretten, seidene, flatternde Mäntel über den Schultern dem Stifte Obristenfeld zuritten und dort im Hofe abstiegen, wo ihre Edelknaben und Knappen die Pferde in die geräumigen Stallungen führten, während im Garten eine lustige Musik erschallte zum Empfang der Gäste. — Die kirchliche Feier der Einfleidung war vorüber, die junge Nonne im weißen Brautkleid erscheinend und mit wallenden Locken, die wie Goldwellen um ihren runden Nacken floßen — hatte vor dem Klosterpriester ihr Gelübde abgelegt, das Nonnengewand angezogen und ihre schönen Flechten dem Himmelsbräutigam zum Opfer gebracht. Eine Stunde darauf begann das Festessen. Die Nebtissin hatte Allem aufgeboden, heute Pracht und Glanz zu entwickeln. Die Tafeln waren mit feinen Linnen gedeckt, silberne Kannen und Becher standen zwischen den Schüsseln und Tellern, und mit feinem Anstand hatte die Wirthin so viele Loose in eine verdeckte Schüssel geworfen, als Gäste erschienen waren, und diese nun nach der Reihe diese Loose ziehen lassen, um darnach Jeden an die Seite einer Nonne zu setzen. Das Glück begünstigte Heinrich, er kam zur Linken der schönen Novize zu sitzen. Die feinsten Speisen dufteten und dampften aus den Schüsseln, die feurigsten Weine wurden kredenzt, und die zahlreichen Gäste wurden immer munterer, die Wangen der Nonnen immer glühender — da gab die Nebtissin das Zeichen zur Aufhebung der Tafel, und die geschäftigen Mägde räumten den Speisesaal, während

der Kellermeister in einem Nebengemach seine Krüge aufstellte und kaltes Wildpret und Klostergebäck dazu fügte. Darauf erschien eine Anzahl Musikanten, die waren aus der Reichsstadt Heilbronn herbeigeholt worden, setzten sich in eine Ecke des Saales, und mit dem ersten Klang ihrer Instrumente, die einen Tanz begannen, trat die Aebtissin zu einem Grafen von Löwenstein, bot ihm den Arm und walzte rüstig im Saale umher. Alle andern folgten, mit ihnen Heinrich und Beate, die nun den Klostersnamen Francisca angenommen hatte, und wer nicht selbst im Reigen sich drehte, betrachtete mit Wohlgefallen das herrliche Paar, den schönen Ritter und die reizende Nonne. Bis in die Nacht hinein dauerte der fröhliche Reigen, und der muntere, oft ausgelassene Scherz der Ritter mit den Nonnen; Krüge um Krüge wurden geleert und aufgefüllt, während in den Nebengebäuden die Knechte und Knappen gleichfalls waidlich zechten und sich's wohl schmecken ließen bei der klösterlichen Küche. Eben hatte die Musik eine Pause gemacht und die Aebtissin unterhielt sich munter mit einem der Gäste an der Thüre, die zum Nebengemache des Kellermeisters führte; da trat dieser ehrerbietig heran und sprach: Hochwürdige Frau — ich habe ein Wörtlein mit Euch zu sprechen! Und was ist es? fragte sie, über die Schwelle tretend und das Gesicht abtrocknend vom erhitzenden Tanze. Es geht zur Neige antwortete der alte Diener — weiß der Himmel, die Gäste haben einen Zug an der Kehle, daß unsere

Fässer auf der Gese laufen — trifft Morgen Besuch
 ein, so weiß ich mir nimmer zu helfen! Alter, kurz-
 sichtiger und ängstlicher Knabe! lachte die Aebtissin —
 so schicke flugs einen Wagen nach Bottwar hinunter
 zum gräflichen Keller des Hauses Wirtemberg und
 hole ein Faß vom ältesten Jahrgang! Aber, hoch-
 würdige Frau! bemerkte der Diener — wir haben
 wenig Credit und ich befürchte, da noch ziemlich viel
 auf der Kreide steht bei dem gräflichen Keller, er
 möchte uns eine abschlägige Antwort geben! Was?
 fuhr die Aebtissin heftig auf — wir sollten keinen
 Credit mehr haben, wegen der paar Gulden — bin
 das nicht gewöhnt, mich schlecht finden zu lassen bei
 meinen Gästen und der Schuldner zu seyn bei dem
 Grafen v. Wirtemberg — lieber ein Ort verpfändet
 oder verkauft, das zu unserem Kirchensatz gehört, als
 solche Hungerleider! Da ist draußen das Dörflein
 Wingerhausen am Fuß des Bunnensteins mit seinen
 Zehnten und Gülten — wohlan, ich setze es dran —
 der Wirtemberger hat schon lange ein Auge drauf —
 wir werden Handels eins und dann sind wir wieder
 auf manches Jährlein geborgen, wenn auch der alte
 geizige Graf ob des billigen Kaufs lacht und mir
 nachsagt: die Aebtissin Glara von Sternenfels habe
 ein Dorf verjubelt und vertanzt! Also flugs — mache
 dem Keller in Bottwar diesen meinen Willen kund,
 so wird er zur Stunde den Wein uns schicken! Mit
 diesen Worten trat die Aebtissin in den Saal zurück

und mischte sich wohlgemuth wieder in die fröhliche Gesellschaft.

Längst war der Mond über das Thal aufgegangen, und hatte seinen Schimmer über das freundliche Frauenstift mit seiner schönen Kirche und die langen Laubengänge des Gartens ausgegossen, als die Gesellschaft sich in der lauen Sommernacht trennte, um nach Hause zu reiten. Unter den Letzten derer, die sich verabschiedeten, waren die beiden Brüder von Schloß Lichtenberg. Unter höflichen Danksagungen gegen die Wirthin und manchem heitern Scherz mit den Nonnen, verließen sie den Saal, und Heinrich drückte Franciskens, seiner Tafelnachbarin und Tänzerin, bedeutungsvoll die kleine weiße Hand, die wie die seinige von Aufregung glühte, während auch sein Bruder ihr einige verbindliche Worte zum Abschied sagte und dann schweigend die Treppe hinabpolterte, denn der Wein spuckte ihm stark im Kopfe. Hatte er schon den ganzen Nachmittag heimlich seinen Bruder beneidet um den Sitz neben der reizenden Novize, und oft krampfhaft die Fäuste geballt, wenn er bemerkte, daß die junge Nonne so recht vielbedeutend Heinrich zugelächelt hatte, während sie gegen ihn nur ein höfliches Wort spendete, wenn er sich ihr genähert — so trug der Wein dazu bei, ihn noch heftiger aufzuregen in Liebe und Aerger. Einen Becher um den andern hatte er hinuntergestürzt im Grimm, aber immer reizender erschien ihm in seiner aufgeregten Stimmung die Gestalt Franciskens, und immer

tiefer wühlte sich der Stachel des Meides ein, wenn sie ihre schelmischen, verliebten Augen ihrem Nachbar, seinem Bruder, zuwandte. Hatto! rief Heinrich, als der Erstere rasch in Sattel gesprungen, und ohne sich nach ihm umzusehen, im tollen Flug zum Klosterhof hinausgesprengt war — Hatto! so warte doch und reite nicht, wie der wilde Jäger in die schöne Sommernacht hinaus! Aber Hatto hörte nichts — schon war er durch die Straße des Dorfes hinaus, die nach Lichtenberg führte, verschwunden, und nur der Hufschlag seines Rosses schallte noch durch die enge Gasse. Im leichten Trab folgte ihm Heinrich, den Kopf und die Brust noch voll von der schönen Francisca, und er malte sich schon die schönen Tage und Stunden aus, die von heute an im Stifte ihm blühen werden. Er wandelte im Geiste an der Seite der liebrenden Jungfrau durch die Buchenhecken des Klostergartens, er koste mit ihr zur Dämmerstunde in den dunkeln Lauben, er fühlte schon im Geiste ihre heißen Küsse und ihre volle Hingebung in glühender Liebe. Da auf einmal, er war schon eine kurze Strecke durch den Wald die Straße hinaufgeritten, erblickte er im Mondenlicht, das durch die dichten Eichen zitterte, eine Gestalt mitten auf dem Wege liegen, und als er näher geritten, erkannte er seinen Bruder. Rasch sprang er aus dem Sattel — es war kein Zweifel, daß Hatto vom Ross in seiner Trunkenheit gestürzt war, und vielleicht schweren Schaden gelitten hatte. Behutsam

suchte er ihn aufzurichten — es gelang ihm, aber kaum konnte Hatto wieder auf den Füßen stehen, so stieß er seinen Bruder zurück. Reite deiner Wege, brummte er — und störe nicht andere Leute, wenn sie hier Lust haben, sich etwas abzukühlen. — Bruder, Bruder! rief Heinrich — welcher schlimmen Trunk hast du gethan — fast kenne ich dich nimmer, denn noch nie habe ich solche Worte aus deinem Munde vernommen! Reite deiner Wege! schrie Hatto — und lasse mich ungeschoren, werde schon selbst das Thor finden droben — bin auch nicht so schlimm betrunken, weiß recht gut, wo ich her komme und was meine Tafelgenossin, die bleiche, schwarze Hildegard mit mir gesprochen — glaubt Mancher, ein Täublein gebeizt zu haben in seinen Schlag und es fliegt in einen andern, ehe er es sich versteht — ha, ha! Bei diesen Reden ging Heinrichen ein klares Licht auf, und mit den kurzen Worten ritt er seines Weges: Hatto! wenn du deinen Trunk ausgeschlafen, sprechen wir vielleicht ein Weiteres — gute Nacht, komme bald nach — verschmähst du deinen Bruder, so will ich dir einen Knecht entgegensenden, der dich heim geleitet.

Von der Stunde an war statt des schönen Friedens ein bitterer Haß aufgewuchert, der von Tag zu Tag mehr um sich griff und die brüderlichen Herzen einander entfremdete. Hatte Francisca in kurzer Zeit sich von den Guldigungen Heinrichs hinreißen lassen, so fand Hatto ein anderes Mittel, sich in ihr Herz einzudrängen. Die schwarze Hildegard war schon über

die Jahre hinaus, welche ihr einen Anspruch hätten geben können auf das Herz eines jungen Ritters, und in ihrer Jugend hatte ihr eine Nebenbuhlerin ihren Geliebten abwendig gemacht, darum trug sie einen unauslöschlichen Haß gegen ihr Geschlecht. Längere Zeit hatte sie bemerkt, daß Hatto mit seinem Bruder in Feindschaft zerfallen, und es war ihr auch nicht entgangen, daß derselbe Allem aufbot, sich die Gunst Franciskens zu erwerben, ohne jedoch etwas zu erreichen. Da gab sie eines Tages, als eben Hatto mit finstern Blick ihr im Garten begegnete, demselben einen Wink und führte ihn einen entlegenen Laubengang hinab. Junker! begann sie — Ihr seid in schlechter Laune, und wie ich höre und sehe, könntet Ihr Eurem Bruder lieber vergeben, als mit ihm einen freundlichen Trunk zusammen thun, seit derselbe um die Schwester Franciska scharwenzelt und sie ihm freundlicher begegnet als allen Andern. Aber auf dem Wege, wie Ihr Euch nahet, kommt Ihr zu keinem Ziele, obwohl Ihr Eurem Bruder in Nichts nachstehet, weder an gewinnender Gestalt noch an fesselnder Unterhaltung und anziehender Rede. Ehrwürdige Schwester! entgegnete Hatto, es mag seyn, daß ich den verhaßten Nebenbuhler nimmermehr aus dem Herzen derer bringe, die es mir angethan. Je nun — unterbrach ihn die ältere Nonne, so thut Ihr es derselben wieder an, dann habt Ihr Gleiches mit Gleichem vergolten — wo die Liebe und Leidenschaft keinen Eingang findet, da muß sie denselben sich erzwingen

und dazu gibt es Mittel! Das habe ich schon gehört, sprach Hatto, und die Nonnen in Italien sollen das Geheimniß kennen, einen Liebestrank zu kochen — wahrhaftig, ich gäbe was drum, wenn ich in den Besitz eines solchen Mittels käme! Und wenn ich Euch helfen könnte? — lispelte die schwarze Hildegardis, und ihre schwarzen Augen, die vor fünfzehn Jahren noch manches Herz entzünden konnten, funkelten, während sie vertraulich die Hand Hatto's ergriff, als wollte sie ihm ein Versprechen geben und einen Vergleich mit ihm abschließen — wenn ich Euch helfen könnte — wiederholte sie — wolltet Ihr mich rächen an meinem Geschlechte? Fragend blickte sie Hatto an — und schaute in die leidenschaftlich aufgeregten Züge der Nonne, deren Hand in der seinigen zitterte, ohne sie loszulassen. Ich weiß nicht, fuhr Hildegard fort, ob ich noch so viel Reize für Euch habe, daß Ihr Eure öftere und längere Unterhaltung mir könntet schenken, daß Ihr, wenn auch nur zum Schein und Trug, mir könntet Eure Huldigungen darbringen — aber das ist der Preis! Ich verstehe Euch nicht, sprach Hatto — und werde an Euch irre — wie soll ich Euch als Ritter in Minne dienen vor aller Welt und dadurch Franciscanern gewinnen, die jetzt schon, ohne Nebenbuhlerin, mir keine Hoffnung bietet? Ihr kennet das Wesen des Weibes nicht — entgegnete Hildegard und zog den Ritter auf eine Bank nieder — wohl theile ich noch die Schwäche meines Geschlechtes und meine Augen ruhen mit Wohlgefallen auf den Män-

nern, die hübsch und von ritterlichem Anstand sind — wohl schlummert der Wunsch in meiner Brust, Eurem Geschlecht ein Gegenstand der Aufmerksamkeit und der Hinnneigung zu seyn — aber Ihr würdet mich mißverstehen, wenn Ihr glaubtet, daß ich meinen Stolz vergäße und wollte mich aufdringlich hinwerfen. — — Nein, eine heftigere Leidenschaft ist es, die in mir kocht, demüthigen möchte ich mein Geschlecht, die mir das Liebste entrißen, sehen möchte ich die neidischen Gesichter der jüngern Nonnen, wenn Ihr sie unbeachtet ließet und schenktet Eure Aufmerksamkeit der älteren Hildegard — weiden möchte ich mich an der Wuth und dem Aerger, wenn es hieße, die blasse Hildegard hat uns den Junker Hatto entführt. Ich verstehe, sagte Hatto, und der Verlegenheit enthoben, in welcher die Rede Hildegard's im Anfang ihn versetzt, fügte er höflichst hinzu: warum solltet Ihr mit Eurem Geist und Verstand, mit Eurem angenehmen Wesen und Eurer wohlerhaltenen Gestalt nicht Ansprüche haben auf die Huldigung der Männer? — aber was wird Francisca denken, wenn ich sie vernachlässige, und um sie handelt es sich doch bei dem Plane, zu dem Ihr mir Beistand versprechet? Desto besser für Euch — winkte Hildegard mit den Augen, wenn Ihr bald zum Ziele gelangen wollet, denn Eifersucht wirkt wie ein warmer Frühlingsregen und treibt über Nacht die schlafenden Knospen aus ihrer Hülle. Also — Junker, wir dienen uns gegenseitig — Ihr helft mir, mich zu rächen an diesen über-

müthigen Geschöpfen und sie halb zu Tod zu ärgern, und ich bereite Euch einen Liebestrank — freilich, setzte sie hinzu, für Alles kann ich nicht stehen, aber so weit reicht die Kraft meines Receptes, daß Ihr einen Antheil erhaltet an dem Herzen Franciskens, daß sie Euch lieben muß und wenn sie hundertmal sich dessen weigert und sich selbst darüber Vorwürfe macht. Jetzt stehen wir im Neumond — beim zweiten Viertel ist das Tränklein fertig, und heute über vier Wochen, so wahr ich Hildegard heiße, sitzt Franciska bei Euch in dieser Laube und überläßt sich ohne Sträuben Euren Liebkosungen, denn ein geheimer Zauber drängt sie in Eure Arme. Froh über diese günstigen Aussichten drückte Hatto der schwarzen Hildegard die Hand und führte sie als seine Busenfreundin vertraulich am Arm aus der Laube den langen Laubengang hindurch zur Pforte des Wohngebäudes, daß alle einzeln und zerstreut im Garten spazierenden Nonnen die Hälse streckten und sich bedeutungsvolle Blicke zuwarfen.

Von diesem Abend an wiederholte Hatto seine Besuche im Stift Obristenfeld doppelt so häufig, als sonst. So oft er durch seine treuen Diener ausgesundschaftet, daß sein Bruder da oder dorthin geritten und er demselben an diesem Tage nicht in Obristenfeld begegnen werde, warf er die Armbrust über den Rücken, als wollte er durch Wald und Flur pürschend streifen, und bog nach kurzer Streife auf das Stift zu. Traf er Franciskens in dem UnterhaltungsSaale gemeinschaft-

lich unter den Nonnen oder im Garten allein oder mit Andern lustwandelnd und Blumen pflegend, so nahte er ihr mit ruhiger höflicher Miene, und nur, wenn er sich unbemerkt glaubte, leuchtete aus seinen Augen die lüsterne Leidenschaft, die verzehrend in ihm loderte. Aber kaum hatte er dem Gegenstand seiner klösterlichen Besuche einige freundliche Worte gesagt und andern mit ihren Begleiterinnen einen flüchtigen Gruß zugeworfen, dann schritt er, wie es schien, mit gleichgültigem Wesen weiter, und ehe man es sich versah, hatte er die schwarze Hildegard aufgefunden und war mit ihr im vertraulichsten Gespräch begriffen, oder es hüpfte eine Nonne herbei und kündete mit verzogenen Lippen: der Junker Hatto muß ja sterblich verliebt seyn in die alte Hildegard, denn kaum ist er in das Klosterthor eingetreten, so hat er die fromme Schwester auch schon ausgewittert, und das unausstehliche Ding gebärdet sich, als müßte es so seyn, und als hätte sie gleich uns noch die nemlichen Ansprüche auf die Minne und Huldigung der Junker. Auch Francisca ärgerte sich darüber, so gleichgültig ihr sonst Hatto war, da sie das Bild ihrer Liebe in Heinrich im Herzen trug, denn ihre Eitelkeit fühlte sich verletzt, daß Hildegard beinahe einen Vorzug vor ihr haben solle. Aber allmählig ging dieser Unwille in einen tiefern Gram über, denn ohne zu wissen wie? — seit sie an einem heißen Sommerabend auf einige Augenblicke neben Hatto gesessen, der bei ihrem Rufe, daß eine dienende Schwester einen Krug frischen Was-

fers mit Citronen hole, ihr nach wenigen Augenblicken selbst einen Becher kredenzte — hatte das Bild Heinrichs in ihren unruhigen Träumen sich in ein Doppelbild verwandelt, das in einander schwamm. Heinrich und Hatto waren die Sterne, die abwechselnd sich verschlangen und verdrängten, und dann wieder gleichzeitig neben einander leuchteten, ohne daß sie wußte, wessen Strahlen lichter und erwärmender leuchteten. Aber auch bei Tage verließ sie dieses seltsame Gefühl und dieser Zwiespalt ihrer Wünsche nicht; und als nach einigen Tagen ihr geliebter Heinrich neben ihr saß und ihr erzählte, daß Hatto ihm einen böshaften Streich gespielt und einen Püschgang verdorben, so schmerzte sie jedes harte Wort, das er über ihn ausstieß, wie sehr sie auch in Wonne versunken war, als er sie an sein heißes Herz drückte, und wie feurig auch seine Küsse glühten. Ja, als er sie verlassen, spielte ihre Einbildung schon mit dessen Todfeind, und sie malte sich mit glänzenden Farben den Augenblick aus, wo derselbe wieder das nächstemal unter ihre Augen träte. Wohl rief sie manchmal, von eiskaltem Schauer erfaßt: was ist das? warum hängt sich all' meine Sehnsucht an Hatto, während ich den Augenblick zuvor noch nur Heinrichs Bild in mein Herz einschloß? — aber sie vermochte keine Gewalt zu gewinnen über ihre widerstreitenden Gefühle — sie ward hin- und hergerissen, ohne einen festen Standpunkt behalten zu können. Ja, von Tag zu Tag stieg dieser wirre Zustand, in welchem sie bald die Gegen-

stände ihrer Leidenschaft zurückstieß, bald sich widerstandslos hingab, und, wie die schwarze Hildegard vorausgesagt hatte — vier Wochen später saß Francisca, die Tags zuvor ihrem Heinrich noch ewige Liebe zugeschworen, an der Seite Hatto's in jener Laube, wo dieser mit Hildegard gefessen, und gab sich in süßer Verwirrung mit pochendem Herzen seinen ersten Küssen hin. Noch lag sie, die heißen Wangen an seiner Brust, ganz aufgelöst in seliger Wonne, und Hatto triumphirte voller Stolz, da stürzte Heinrich herein wie ein Wahnsinniger und warf sich über seinen Nebenbuhler.

Im Angesicht des Schlosses Lichtenberg und kaum eine Viertelstunde vom Stift Obristenfeld, längs den Erlenbüschen des Bottwarthales, hielten nach wenigen Stunden Hatto und Heinrich, jeder mit seinen Knechten, um auf Tod und Leben ihre Feindschaft auszusechten, denn in jener Stunde der Ueberraschung hatte Heinrich seinen Bruder zum Zweikampf gefordert, und Hatto die Drohung ausgestoßen, daß wenn sein Gegner nicht auf dem Kampfplatz seinen Tod finden werde, so werfe er ihn in den hintern Thurm und lasse ihn verdursten. Den furchtbarsten Kampf hatte Francisca erduldet, denn als Heinrich wie ein Wahnsinniger Hatto aus ihren Armen gerissen, da glaubte sie, ihr Herz werde mit glühenden Zangen in zwei Theile gezerrt — ach! der böse Zauber hatte sie ja umstrickt — für Beide blutete ihr Herz. Bald warf sie sich Heinrich zu Füßen und flehte: Geliebter, gib mir den Tod, der Treulosen, und schone deines Bru-

ders! bald umklammerte sie Hatto, der seinen Bruder erwürgen wollte, um ihren Heinrich zu schützen und überschüttete ihn mit allen Schmachreden. Nur die zusammengelaufenen Nonnen und die Aebtissin waren endlich im Stand, das feindliche Brüderpaar so weit zur Besinnung zu bringen, daß wenigstens nicht die heiligen Räume des Stiftes zum Mordplatz des Blutdurstes entweiht wurden. Von den heftigsten Krämpfen befallen, das Auge wild und rollend, bald Heinrichs, bald Hatto's Namen als das Theuerste ausrufend, bald Beiden fluchend, brachte man Franciscen auf ihr Gemach — während die Brüder von der Aebtissin so weit besänftigt wurden, daß sie mit den fürchterlichsten Flüchen gegen einander das Kloster verließen. So stunden denn nach wenigen Tagen die Brüder kampfgerüstet einander gegenüber und jeder setzte sein Leben daran, seinen Rachedurst zu befriedigen. Seit Sonnenaufgang hatten sie die Burg verlassen, Jeder mit einigen seiner treuesten Knechte, um außerhalb der Thore ihren Kampf auszufechten; und als sie das Thal erreicht hatten, nächst dem Weiler Leimbach, der am Fuße des Lichtenberges liegt, da stellten sie sich in Schlachtordnung und sprengten mit eingelegten Lanzen auf einander an. Wie gereizte Tiger fielen sich die Brüder an, und als die Lanzen durch die Wucht ihrer Stöße zersplittert und zer schlagen waren, griffen sie zu Schwerdt und Streitkolben. An Kraft, Stärke und Gewandtheit waren sie sich ziemlich gewachsen, darum dauerte der Kampf eine gute Weile, und

die Verletzungen, die sie sich gegenseitig beibrachten, brachten keinen zu Falle. Zuletzt sprangen sie aus dem Sattel und fielen sich mit erneuerter Wuth zu Fuße an. Schon hatte Heinrich durch einen rasenden Hieb seinem Gegner den Helm entzwei geschmettert, daß dieser betäubt zurückwankte, als dieser, außer sich vor schäumender Wuth und die Augen wild aufgerissen, mit seinem schweren Streitkolben seinem Bruder einen solchen Schlag auf die Schulter gab, daß Heinrich ächzend auf die Kniee sank. Ein zweiter rasch drauf folgender Schlag schmettete ihn zu den Füßen seines Todfeindes, und mit einem höllischen Jubelgeschrei warf sich Hatto über ihn und rief seinen Knechten herbei, den Ohnmächtigen zu fesseln. Bei diesem Anblick entflohen die Knechte Heinrichs, und unter gelendem Hohngelächter befahl Hatto, den Besiegten auf ein Roß zu legen, und zog mit seinem Opfer dem väterlichen Schlosse zu. Nachdem der Burgpfaffe, der in jenen Zeiten häufig auch die Kunst eines Wundarztes ausübte, den Gefangenen verbunden und verpfäst hatte, wurde derselbe in Begleitung Hatto's in den hohen, festen Thurm gebracht, der in der Ecke des Schlosses am Rand des Eichwaldes stand. Hier haspelte man den Unglücklichen dreißig Fuß tief auf den Grund des Thurmes, und Hatto kündete ihm an: Was du mir geschworen, das wird nun an dir in Erfüllung gehen — drunten unter Molchen und Kröten soll dir fortan dein Brod gereicht werden, aber auch nicht ein Schluck Wasser — der Durst soll dich quälen,

bis deine verruchte Seele nach der gräßlichen Marter dir aus dem Leibe fährt, und das Bild Franciskens, die ich dir, wenn auch nur halb entrisßen, mag dich mit den Schlangenbissen der Eifersucht umgaukeln, bis dein letztes Röcheln an diesen dumpfen Wänden verhallt ist! Mit diesen Worten starrte hinab ins Dunkle Gatto seinem Bruder nach, bis er ihm entschwunden, und als das Seil wieder aufgespelt war, schlug er die Thüre des oberen Gemaches hinter sich zu und verriegelte und verschloß sie selbst. Als nun drei Tage um waren, in welchen er immer selbst die Thüre aufschloß und ein großes Stück trocknen Brodes seinem Opfer hinuntergeworfen hatte — so vernahm Gatto immer noch, daß der lebendig Begrabene vernehmliche Antwort gab. Am vierten Tage gedachte Gatto, die Stimme werde schwächer werden und der Durst sein Opfer verzehrt haben, aber wie oft er auch lauschte, fort und fort überzeugte er sich, daß der Gefangene wohlbehalten sich befinde. Des Tages dreihundert und viermal trieb ihn sein grausames Rachegefühl in den Thurm, und stets kehrte er zurück, ohne ein Sterbensröcheln vernommen zu haben. Das däuchte ihm seltsam, und er vermochte das Räthsel nicht zu lösen, wie es möglich, daß der Gefangene so lange der Pein des Durstes zu widerstehen vermochte. — Was haltet Ihr darob? fragte Gatto den Burgpfaff, der ihn stets stillschweigend begleitet hatte — hat mein Bruder vielleicht ein geheimes Zaubermittel, mit welchem er meiner trotzt? Edler Ritter, entgegnete der

Pfaffe, mich selbst bedünkt die Sache gar wundersam, aber halt! ein Gedanke leuchtet mir durch den Kopf und ich wollte denselben verwetten, wenn ich nicht hinter das Geheimniß kommen sollte — morgen früh sollt Ihr nähere Kunde vernehmen. Damit trennte sich der Pfaffe und stieg eine enge Wendeltreppe hinauf in sein Gemach, um seinem Plane nachzuhängen.

Mit dem Frühesten des nächsten Tages stieg er wieder herab, pochte an Hatto's Thüre und sprach: Gebet mir den Schlüssel zum Thurme, damit ich mein Wort lösen kann, denn was ich vorhabe, das leidet keinen Zeugen! Und als ihm nun der Schlüssel eingehändigt war, schlich er längs der Ringmauer unter dem bedeckten Gang zum Thurme, öffnete die schwere Eisenthüre und trat an die Oeffnung neben den Haspel. Heinrich! rief er — ein Freund naht Euch, Eurem lebendigen Grabe mit Gefahr seines eigenen Lebens. Ich habe Eurem Bruder in dieser Frühstunde, wo er noch trunken von einer schwelgerischen Nacht in tiefem Schläfe liegt, den Schlüssel entwendet zu Eurem Kerker! Ich habe ihn mehr denn einmal selbst auf den Knieen angesleht um Barmherzigkeit für Euch, aber nicht einmal Euch den Trost der heiligen Beichte und der Absolution zu bringen, hat mir der Wütherich gestattet; und doch sind nicht nur Eure Tage, sondern Eure Stunden gezählt, da der Durst auf Eurer Zunge sitzen muß. So habe ich es gewagt aus Mitleid für Euch und bin gekommen, Euch die Wohlthaten der Kirche und unseres seligmachenden Glaubens zu bringen

— Heinrich, unglücklicher Sohn meines seligen Herrn, du Opfer einer unmenschlichen Rache, eines unnatürlichen Bruders, bist du bereit, vor deinem Sterbestündlein, das Gott dir erleichtern möge, mir zu beichten, damit ich dir Absolution kann ertheilen, und du eingehest frei von allen Höllenstrafen in das ewige Leben? Der Himmel lohne Euch für diesen Dienst der Liebe, halte es aus der tiefen, finstern Gruft herauf — Alles hat mich verlassen, nur Ihr erscheint als Engel an dem Rand meines lebendigen Grabes — ich bin bereit, würdiger Diener der Kirche, dir meine Beichte abzulegen. Und nun begann Heinrich seine Beichte. Als er geschlossen, sprach der Burgpfaffe, aber noch Eins, mein Sohn — stehst du nicht mit bösen Geistern im Bunde, oder führest du kein Zaubermittel bei dir, daß du also so lange munter bist und dich der Durst noch nicht verzehret? Nein, ehrwürdiger Vater! fuhr Heinrich in seiner Beichte fort, wenn ich noch nicht meinen letzten Seufzer ausgehaucht und dem Durste erlegen, wie mein Bruder, der Mörder, es stündlich erwartet, so ist dabei kein Zauber im Spiele. Ich leide keinen Durst, denn die Mauern dieses Thurmes sind von Sandstein und schwitzen Feuchtigkeit aus. In ihre weiten Ritzen stecke ich mein Brod, um es feucht zu machen, und so widerstehe ich dem Tode, den mein Bruder mir geschworen. Also gab der Pfaffe dem Gefangnen die Absolution und versprach ihn wieder zu besuchen und zu trösten, wenn er Gelegenheit hätte, die Schlüssel auch fernerhin auf ein Bier-

telstündlein zu entwenden. Mit freudestrahlendem
 Gesichte trat in den nächsten Augenblicken der Pfaffe
 in das Gemach Hatto's und rief: das Räthsel ist
 gelöst — und ohne meinen Scharfsinn hättet Ihr
 mögen noch manches Jährlein zum Thurme wandeln
 und lauschen auf das letzte Röcheln Eures Gefangenen,
 denn nie wird der Durst einkehren in das Verließ.
 Und nun erzählte der Bösewicht, was er gehört unter
 dem Siegel der heiligen Beichte, und ehe der Abend
 sich neigte, war es anders geworden in dem Thurme.
 Mit starken Bohlen und Dielen waren die Knechte
 Hatto's hinabgestiegen auf den Grund des Verließes
 und hatten über Mannshöhe die Wände rings bekleidet
 mit Holz — die Quelle war versiegt, bald sollte
 die teuflische Rache triumphiren. — Wieder schlich von
 Tag zu Tag Hatto in den Thurm und lauschte, ob
 der Gemarterte noch am Leben; aber am dritten Tage
 schien Alles erstorben: Vernehmet Ihr Nichts mehr?
 zischelte er dem Pfaffen in's Ohr, der sich neben ihm
 über die Oeffnung beugte — s'find nur Ratten und
 Mäuse, sprach dieser — die manchmal einen Laut
 von sich geben. Da, mit einemmale klang es, als
 strecken sich die Glieder eines vom Todeskampfe ge-
 packten Menschen, und ihm folgte ein tiefer, schwerer
 Seufzer — dann war es still! Bis zu diesem Au-
 genblick kochte noch die Rachegluth im Herzen Hatto's
 — aber als der letzte schauerliche Seufzer verhallt war,
 da stockte ihm der Athem, das Blut wurde ihm zu
 Eis, die Haare sträubten sich zu Berge, die Augen

funkelten wild, und mit einem Satz, wie ihn ein Tiger thut, sprang er plötzlich auf den Burgpfaffen und riß ihn von der Oeffnung hinweg. Kein Laut kam über seine Lippen, aber die Faust hatte sich wie eine Kralle in den Nacken des Bösewichts eingeschlagen — hatte ihn so eisern umklammert, daß dieser nur zu stöhnen noch vermochte. Fort schleifte Hatto seine Beute — hinauf riß er sie die Treppen des Thurmes auf die äußerste Zinne. Vom Stift Obristenfeld herauf schlug in diesem Augenblicke die Todtenglocke an. Hörst du dein Sterbeglöcklein? brüllte jetzt Hatto — sie läutet dir zur Höllenfahrt, verruchter Pfaffe! du Satan, hast meinen geliebten Heinrich ermordet, indem du das Beichtgeheimniß verletztest und meiner sündlichen Rache als Scherge gedient — deine giftige Zunge hat mich verführt zum schändlichen Brudermord — o Heinrich! Heinrich! noch höre ich deinen letzten Seufzer! er schreiet nach Rache! So fahre denn hin zur Hölle! Mit diesem Ruf faßte Hatto den Burgpfaffen von hinten, nachdem seine Rechte dessen Nacken los gelassen, und schleuderte ihn über die Zinne des Thurmes in die schwindelnde Tiefe zum Walde hinab.

Acht Tage später lag Heinrichs Leiche feierlich in der Gruft der Ahnen beigesetzt, und Hatto zog das Bottwarthal hinab zum Neckar, um in das heilige Land zu pilgern, nachdem er noch das Grab Franciskens besucht hatte, die in Tobsucht verfallen, zu jener Stunde beerdigt wurde, in welcher Hatto den Verräther in den Abgrund geschleudert. Die schwarze

Hildegard aber verließ Stift Obristenfeld, wo sie durch ihren Zaubertrank ein so gräßliches Unheil gestiftet, um in einen strengen Orden als graue Nonne zu treten und dort ihre Sünde abzubüßen.

XIV.

Das Ulmer Münster.

O seht den alten Riesenbaum,
Er ist versteint im langen Traum;
Die Wurzeln schlug er ein in Grüste,
Am Gipfel spielen Himmelslüfte.

Oft kommt es mir in stiller Nacht,
Ob er nicht endlich auf sich macht,
Und wird in stiller Würde schreiten
Hinüber zu den ernsten Zeiten.

So singt der edle Dichter Schwabenlands, der nun auch grau gewordene, im Geiste doch ewig blühende Carl Mayer, und er beschreibt damit auch unsre Gefühle, die sich regen, wenn wir von Ferne auf brausendem Dampfwagen das uralte Wahrzeichen der Stadt Ulm in der Abenddämmerung schauen, oder, wenn wir nahe bei dem Riesenbau stehen, und voll Verwunderung

an ihm hinaufblicken, dem gewaltigen Zeugen aus längst vergangnen Zeiten, da ein starker Glaube die Herzen opferfähig und bereitwillig machte, dem Herrn ein Haus zu bauen, in dem seine Ehre wohne.

Wir haben im Jahr 1848 an einem festlichen Tage den Dom aller deutschen Dome in Köln gesehen, aber er wartet noch lange seiner Vollendung, und sein Schiff ragt noch nicht über das Schiff des Ulmer Münsters; wir haben das Münster von Straßburg angestaunt, das leider! jetzt auf fremdem Boden steht, aber es ist weder so hoch, noch so lang, wie die Münsterkirche zu Ulm, und wäre ihr Thurm vollendet nach dem alten Plane (der noch in der Stadtbibliothek liegt), er müßte alle Dome des deutschen Vaterlandes weit überragen. Aber da wird es noch lange anstehen, oder vielmehr, es wird nie dazu kommen, denn zuvor muß man seine alten Risse heilen, in Folge deren das Münster längst den Einsturz droht, zuvor müssen die Herzen sämtlicher Christgläubigen begeisterter werden für die Wiederherstellung dieses Gotteshauses, das ja eine Zierde des süddeutschen Vaterlandes ist, wie der Kölner Dom des norddeutschen, und zu dessen Ausbau haben Alle, auch wir im Süden, so freudig die Hand geboten. Aber es fehlt besonders unter uns, die wir dem hehren Gottesbau am nächsten stehen, jene Opferwilligkeit und Begeisterung, die unsre Vorfahren kund gethan, als sie das große Werk zu Gottes Ehren begonnen. Wie das geschehen, das laßet uns hören nach dem glaubwürdigen Berichte des alten

Münster-Predigers Elias Frick (1731), der es der Chronik des schon oft genannten Ulmer Mönchen, Felix Fabri, entnommen.

Schon der Platz, auf dem das Münster erbaut werden sollte, mußte erkaufte werden, absonderlich auch die Stätte, wo die St. Jörgenkapelle stand, die dem Grafen von Wirtemberg gehörte. Ohne dessen Einwilligung durften die Ulmer den Bau nicht einmal unternehmen. Aber sie erhielten sie, und noch ein freundlich Wort dazu von dem guten Grafen, denn er lobte sie, „daß sie ein so erstaunungswürdiges Gebäude aus eigenen Mitteln aufzuführen sich vorgenommen.“ Auch der Abt des Klosters Reichenau, der älteste Patronats Herr der Stadt Ulm, mußte seine Einwilligung dazu geben, und er gab sie auch im Jahr 1376, und nicht nur dieses, sondern auch eine schöne Mitgift für die zu erbauende Pfarrkirche, wie es in der Urkunde etwa also heißt: „Betrachtend, daß bisher Burgermeister und Rath zu Ulm dem Kloster zu Einbringung seiner Renten und Gülden hülfflich und fürderlich gewesen, also stellen wir zu, und eignen dem Bau der neuen Pfarrkirchen, und dem Burgermeister, Rath und gemeinen Bürgern zu Ulm, als Pflegern und Regierern, all und jede kleine Zehnten aus all und jeden Gütern in und bei der Stadt Ulm und in den Zwängen der Pfarrkirchen daselbst gelegen, so jezo vorhanden oder hinsüro seyn werden; item den großen Zehnten zu Pful, so jezo etlichen Personen all ihr Lebenlang verkauft worden, also, daß nach ihrem Absterben der-

selb Zehent dem bemeld'ten Bau zustehen soll; item 6 fl. in Geld jährlich und ewigen Zins aus der Pfaffenwies bei der Stadt auf der Blaich gelegen; item die 3 Gulden in Gold, so ein Wefner der Pfarrkirchen in Ulm jährlich dem Probst in der Reichenau hat geben müssen; item 120 Pfund Heller, so ein jeder Pfarrherr zu Ulm oder sein Verweser von den Opfern berührter Kirchen obgedachtem Abt von Reichenau ausgereicht hat. Diese Stück alle sollen in den vielgedachten Bau hinfüro bewendet und angelegt werden."

Noch im Jahr 1376, unmittelbar nach einer Belagerung der Stadt durch K. Carl IV., griff man den Bau an; man ebnete den Platz und stach 464 Schritte auf demselben ab, um das Fundament des Baues zu graben. Dieser wurde so tief gegraben, bis man aufs Wasser kam; dann schlug man Pfähle von den stärksten Ulmen ein, um auf solchem Rost die schweren Fundamentsteine aufzulegen. Felix Fabri erzählt, daß es ein ungeheurer Graben geworden, der wohl 40 Fuß tief gewesen; denn Anfangs war man ja Willens, außer dem Hauptthurm auf beiden Seiten des Chors noch zwei Thürme aufsteigen zu lassen. Wohl während der Grund gegraben wurde, schaffte man aus der bisher gebrauchten Kirche Allerheiligen, welche vor der Stadt lag, Alles, was beweglich war: hölzerne Altäre, Bilder und Epitaphien, auf den Bauplatz. Männer und Weiber, Geistliche und Weltliche, Arme und Reiche, Alte und Junge, betheiligten sich bei

dieser Arbeit, und trugen meistens die Lasten auf den Achseln, denn Alle wollten an der Ehre Theil haben, an dem Werke mitzubauen.

Als zu Legung des Grundsteines Alles bereit war, und die Werkmeister Solches dem Rath der Stadt berichteten, so wurde auf den letzten Juni des Jahrs 1377 die feierliche Grundsteinlegung angeordnet. Felix Fabri berichtet ungefähr also davon:

„Mit anbrechendem Tage fand sich sowohl die Ulmische, als auch die aus der Nachbarschaft beschriebene Geistlichkeit in ihrem priesterlichen und gewöhnlichen Ornat am Bauplatz ein, und stellte sich in gehöriger Ordnung dar. Desgleichen erschien die ganze Gemeinde, Junge und Alte, in großer Anzahl, und zwar die Jugend und Schulkinder mit weißen Hemden angethan, brennende Wachslichter in den Händen und von grünen Zweiglein zierlich geflochtene Kränze auf den Häuptern. Die Knaben standen auf der einen, die Mägdlein mit fliegenden Hürlein auf der anderen Seite. Nun kam auch der ganze Rath, begleitet von den Edlen und Ehrbaren der Stadt, in einem langen, stattlichen Zuge, und es ertönte eine feierliche Musik. Nach Beendigung derselben wurden einige andächtige Gebete gesprochen, und nun, in der siebenten Stunde des Morgens, stieg der damals regierende Bürgermeister, Herr Ludwig Krafft, in die Gruft des Fundaments, begleitet von vielen Edlen und Ehrbaren der Stadt. Oben stand der theure Altbürgermeister, Herr Johannes Ehinger, genannt

Habfast, der sich in der letzten Belagerung der Stadt (1376) so berühmt gemacht hatte, und Herr Conrad Besserer, Stadthauptmann, um den Grundstein, der in einer großen starken Klammer hing, zu lenken, damit er an den rechten Ort käme. Die Rathsverwandten (denn man ließ keinen von den Bauleuten dazu) griffen an das Rad und die Seile der Maschine, daran der Stein hinunter gelassen wurde. Herr Ludwig Krafft legte den unten angekommenen auf die gehörige Stelle. Während dieß geschah, betete das zuschauende Volk, die Klerisei sang, und eine liebliche Musik von allerhand Instrumenten ertönte. Alles schwebte in Jubel und Freude über dem Werke, das so glücklich und hurtig von Statten ging. Kaum war der Grundstein gelegt, so griff Herr Bürgermeister Krafft in seine Tasche, langte 100 blanke Goldgülden heraus, und legte sie auf den Stein. Gleich ihm thaten die andern Edlen und Ehrbaren, die mit ihm hinabgestiegen waren. Nun stiegen auch alle Vornehmen, die oben standen, in die Grube hinab, und steuerten reichlich. Ja, wer sonst in der Gemeinde in Ansehen war, selbst auch der geringe Mann, steuerte desselben Tags gleich reichlich, also daß man ein Namhaftes zur Fortsetzung des Baues zusammenbrachte.

Von dieser Grundsteinlegung sind noch zwei Denkmale vorhanden. Das eine befindet sich an dem Portal der oberen Kirchenthüre, da man von Mittag in das Münster gehet, zur rechten Hand. Da stehet

man eine Kirche mit drei Thürmen, in Stein gehauen, welche das Münster vorstellt, wie es hat werden sollen. Ein knieendes Mannsbild, Herr Ludwig Krafft, wie das zur Seite stehende Wappen ausweist, übergibt die Kirche dem Jesuskinde, das auf dem Schooße der in einem Sessel sitzenden Maria ruht, mit der linken Hand die Kirche ergreift, und die drei Schwörfinger der Rechten emporhebt. Durch letzteres ist ohne Zweifel angedeutet, daß die Stadt durch ihren Bürgermeister diese Münsterkirche, zu unsrer l. Frauen genannt, dem Herrn Christo durch Mariens Fürbitte in seinen Schutz übergebe, was auch das Jesuskind durch einen Schwur feierlich verheißt. Das Krafft'sche Bild hält an den Schultern eine in einen blauen mit Sternen gezierten Mantel stehende Mannsperson, welche vermuthlich den Pflegvater Jesu, den heiligen Joseph, darstellt. Zur Seite dieser Bilder befindet sich ein vergoldeter Stein, der folgende Inschrift hat:

Anno Dni MCCCLXXVII am Zinstag der der lest Tag was deß Monat Juny nach der Sonnen Ufgang dri Stund von Haissen des Rates hie zu Ulm leit Ludwig Krafft Krafftz an Kornmarkt Seligen Sunden ersten Fundamentstein an diser Pfarrkirchen.

Das andere Denkmal befindet sich in der Kirche selbst, an dem dritten großen Pfeiler zur linken Hand vom Chor gegen die Orgel. Es stellt das Münster, gleich wie das erste, in Stein gehauen vor, wie es von einem knieenden Manne und einer knieenden Frau

gehalten wird, und auf einem gebückt stehenden Manne ruht. Zur Seite des knieenden Mannes ist das Krafft'sche, zur Seite des Frauenbilds das Ehinger'sche Wappen, demnach stellen beide Bilder den Ludwig Krafft und seine Frau, eine geb. Ehinger, dar. Was der gebückte Mann bedeutet, ist noch nicht klar. Einige meinen, es sey der Baumeister darunter verstanden, der mit der Kirche auf dem Rücken darstelle, daß er mit dem Bau derselben eine große Last auf sich genommen. Kirche und Bilder bedeckt ebenfalls ein vergoldeter Stein, der die Inschrift des früheren Denkmals hat, mit der alleinigen Aenderung der Worte des Rates wegen. Vielleicht ist früher unter diesem Pfeiler ein von der Familie Krafft gestifteter Altar gestanden. Nach L. Krafft's Tod wurde auch sein Wappenschild hier aufgehängt mit der Inschrift: Anno Dmni MCCCXCVII. II. Vdus Junii horae V. vesperarum, da starb Lucz Krafft an der Herdpyruck der den ersten Stein leit an die Pfarrkirchen.

Auch der theure Altbürgermeister Herr Johannes Ehinger erhielt sein Monument in der Kirche. Das große steinerne Mannsbild, so an der Wand bei dem Sakramenthäuslein auf den Knieen liegt, und die Hände betend emporhält, stellt den Herrn Ehinger vor, wie die Inschrift ausweist: Anno Dni MCCCLXXXI III. Vdus maji o. Johannes Ehinger dictus habvast. Ganz unrichtig ist also die Ansicht derjenigen, welche glauben, es stelle den Stifter des Sa-

framenthäusleins vor, denn damals hat man noch nicht an seine Errichtung gedacht. Ebenso wenig ist es ein Heiligenbild, „das man in der Zeit der Bilder-Stürmerei auch mit aller Anstrengung nicht habe wegbringen können.“

Sofort nach der feierlichen Grundsteinlegung wurde mit dem Bau des Münsters angefangen, und zwar allein „aus eignen Unkosten der Ulmer“. Sie hatten ausdrücklich verboten, daß man keine Beisteuer bei Auswärtigen, weder bei Fürsten noch Städten sammle; sie erbaten sich auch keinen Ablass, wie die Straßburger gethan, als sie ihr Münster bauten, indem diese an den Marienfesten in allen Kirchen Büchsen aufstellten, und die Christgläubigen also ermahnen ließen: lieben Freund, stüret unsrer Frauen zu ihrem Baw gen Straßburg, es sy gestohlen, gerobt, und ohnfertig Gut, der leg es harin, der hat hiemit Ablass und Vergeben der Sünd; es ist unsrer Frauen ein gutes Gut! — Solche Wege schlugen die frommen, aber schon damals aufgeklärteren Ulmer, nicht ein, sondern sie führten aus täglicher freiwilliger Beisteuer den Bau fort. Auf dem Bauplatz wurde eine Hütte aufgeschlagen, in der jeder Gutherzige seine Gabe zum Bau aufstellte. Später wurde ein ganz ordentlicher Bau daraus, den man „die Hütte oder das Hüttenamt“ hieß. Hier nahm man Alles an, was dargebracht wurde; man verschmähte keine Gabe, wie gering sie auch war. Man nahm Schürzen, Niedergürtel,

Haarbänder und dgl., machte sie hernach zu Geld, und verwendete solches für den Bau. Nachdem aber die Kirche etwas höher gediehen war, stellte man in derselben täglich ein Becken auf, worein die Ulmer immer so reichlich einlegten, daß man täglich davon konnte die Arbeitsleute bezahlen, und Steine, Kalk, Holz, Eisen, Blei und andere nöthige Baumaterialien anschaffen. Für alle diese Gaben mußte bei Zeit schon ein Verrechner und Pfleger aufgestellt werden. Der erste war ein gewisser Heinrich Friesinger, dem die Bauleute wohl wegen seiner Sorge, Gewissenhaftigkeit und Treue ein Denkmal setzten. Außen an der Mauer unter dem ersten Fenster der Seite gegen Mittag, wo der erste Laden linker Seits, wenn man zur Kirche herausgehet, gebaut ist, steht zu lesen:

Anno Dni MCCCLXXVII von Haissen deß Rates hie zu Ulm war Heinrich Friesinger der erst Pfleger des Baues der Pfarrkirchen.

Außerdem, daß Alle ohne Unterschied zum Bau des Münsters Gaben beisteuerten, suchten Viele auch auf andre Weise den Bau zu fördern. Entweder frohneten sie selbst am Bau, oder schickten sie ihre Dienstboten hin, um an der Arbeit Theil zu nehmen. Manche hielten sogar Knechte und Pferde, Monate, ja Jahre lang, um die Baumaterialien herbeizuführen und an den Bauplatz zu schaffen. Und das war kein Geringes, mußten ja die großen Bausteine meistens aus der Ferne geholt werden, viele von Rorschach

in der Schweiz, von Stuttgart und anderen Orten.

Bei solcher Rührigkeit, die die frommen Ulmer beim Bau ihres Münsters zeigten, ist es kein Wunder, wenn es nach keinem gar langen Zeitraum bald so weit gediehen, daß man darin Gottesdienst halten konnte. In den ersten Jahren hatte man im innern Raum der Kirche eine hölzerne Kapelle mit tragbaren Altären erbaut, um darin die Andacht zu verrichten. Nach 28 Jahren bedurfte man dieser kleinen Kirche nimmer, denn schon am 25. Juli 1405 war innerhalb der Kirche, an einem abgesonderten Orte, wo man von den Bauleuten nicht gestört wurde, ein heiliger Raum „mit dem Fronaltar in Gegenwart vieler Bischöfe und Prälaten zu Ehren der untheilbaren Dreieinigkeit, der Jungfrau Maria, des heil. Kreuzes, St. Vincent des Märtyrers, St. Martins des Bischofs und St. Antonii des Abts und Beichtigers eingeweiht,“ und es konnte Gottesdienst gehalten werden, aber nur unter freiem Himmel. Auch wurde bereits im Jahr 1414 von Heinrich Besserer eine Begräbnißkapelle an die werdende Kirche angebaut. Doch noch über 40 Jahre floßen dahin, bis die Dachstuhl aufgerichtet und das erste Gewölbe geschlossen wurde. Zuerst und schon i. J. 1449 wurde das Gewölbe des Chors, das mittlere und hohe Gewölbe aber erst i. J. 1471 völlig geschlossen. Die beiden Seitengewölbe wurden i. J. 1473 angefangen und i. J. 1478 vollendet. Alle zusammen sollen 30,000 fl. gekostet haben. Man

hatte bei dem Bau der Gewölbe eine ungemeine Vorsicht: sie wurden nur einen halben Stein dick gemacht, und als die Backsteine dazu gebrannt wurden, mischte man Syren in den Thon, damit die Steine desto leichter würden, und die großen Gewölbe mindere Beschwerung hätten.

Wir haben bisher von dem Beginn und Fortgang des Münsterbaus gehört, haben vernommen von dem Eifer, mit dem Jedermänniglich durch Gaben oder auf andre Weise den Bau förderte, auch von der Pietät, mit der sie durch Wort und Bild das Andenken derjenigen verewigten, welche bei der feierlichen Legung des Grundsteins thätig gewesen — um so auffallender erscheint es uns, daß von dem ersten Meister des großartigen Bauwerks, der den Plan dazu erdachte, und die ersten Arbeiten leitete, fast gar Nichts berichtet wird. Nur so Viel wissen wir, daß i. J. 1390 mit einem Ulrich von Ensfingen, (im Nidthland in der Schweiz) der einer in damaliger Zeit berühmten Baumeister-Familie angehörte, ein Vertrag wegen des Münsterbaus abgeschlossen wurde. Es ist wohl derselbe, der i. J. 1391 mit andern deutschen Baumeistern zu dem angefangnen Bau des Mailänder Doms berufen wurde, aber erst i. J. 1394 sich dort einfand. Dieser war wohl der Hauptbaumeister des Münsters bis ins Jahr 1429. Nach ihm wurde sein Sohn Caspar als Kirchenmeister in Bestallung genommen. Ihm folgte sein Bruder, da er gestorben, Matthäus, als Baumeister des Münsters, während

er auch an der Eßlinger Frauenkirche baute. Er leitete wohl bis an seinen Tod das Bauwesen zu Ulm, während zugleich sein Sohn Moriz mitbaute. An der oberen Thüre der Mitternachtseite, linker Hand an der Mauer, verewigt ein Stein mit Wappen und folgender Inschrift sein Andenken: Anno Dni MCCCCLXIII da starb Mattheus Ensinger der Kirchenmeister, dem Gott genad.

Vielleicht ist ebenfalls ein Conterfei dieses Meisters jenes Brustbild, welches in der Wendeltreppe, die an der Mittagsseite des Thurms bis an den Kranz hinauf führt, zu sehen ist. Das Bild ist in halberhabener Arbeit, aber ziemlich verwittert. Die Volksage erzählt, das Bild bezeichne einen Meister, der bis dorthin diese Treppe ausgeführt, und sich aus Verzweiflung von da herunter gestürzt habe. Moriz v. Ensfingen führte das Werk bis an seinen Tod (1480) fort und brachte den Bau beinahe zur Vollendung. Nach ihm erscheint Matthäus Böblinger aus Eßlingen als Baumeister. Er nennt sich zuerst auf einem Riß des früheren Delbergs: den Delberg hat Matthäus Böblinger von Eßlingen gen Ulm geordnet, und hat viel Stein gehauen zu denselben Zeiten 1474. Darnach über dry Jahr war ich bestellt von meinen Herren von Ulm zu ihrem Kirchenbau. Matthäus war ein Sohn des Hans Böblinger, welcher Baumeister der Liebfrauenkirche zu Eßlingen gewesen. Matthäus Böblinger setzte den Bau

des Thurms fort bis 1492. Im genannten Jahr, an einem Sonntag, während des Gottesdienstes, fielen zwei große Steine von dem Kirchengewölbe herab, und der Grund des Thurms begann etwas zu sinken; da flohen die Leute vor Schrecken aus der Kirche, und man besorgte, der Thurm möchte einfallen. Beim Nachsuchen fand man zwei große Keller unter dem Thurme, die man zwar ausfüllte, aber doch traute man nimmer auf eine Dauer des Thurms, und auch die Prozessionen und Umgänge um die Kirche gaben keine genügende Garantie für denselben. Am meisten mußte es der natürlich unschuldige Baumeister entgelten; doch, als er merkte, daß es ihm übel ergehen könnte, machte er sich aus dem Staube und floh nach Eßlingen, wo er als Baumeister der Liebfrauenkirche angestellt wurde, und bis an seinen Tod (1505) verblieben. Nun beriefen die Ulmer aus 28 Orten verständige Baumeister, aber keiner der Berufenen getraute sich zu helfen, außer Burkard Engelberger, Steinmetz aus Augsburg. Der erkannte, daß die beiden Pfeiler, welche die Hälfte des Thurms trugen, nicht stark genug waren. Darum verband er den zehnten Pfeiler auf jeder Seite mit dem äußersten des Thurms vermittelst einer den Pfeilern gleich starken Mauer, doch also, daß zu jeder Nebenseite ein Durchgang blieb. Das wurde im Jahr 1494 ins Werk gesetzt, darum findet man über dem Durchgang, wenn man unter dem Thurm gegen die Mittagsseite in

das Gewölbe gehen will, an der Mauer mit schwarzen Buchstaben gemalt:

Das hat man underfaren in dem Jar
da man zalt 1494.

Später wurde auch zwischen dem neunten und zehnten Pfeiler, und endlich vom 10. Pfeiler an auf jeder Seite eine Mauer gegen die Wand der Seitengewölbe aufgeführt, was Alles bis zum Jahr 1502 geschehen, also daß man mit dieser Arbeit acht Jahre zugebracht. Burkard Engelberger wurde von den Ulmern dankbar anerkannt, denn außer seinem Lohn, 400 Gulden, erhielt er noch bis an seinen Tod (1512) ein Leibgeding von 50 Gulden jährlich. In Folge des genannten Unfalls fanden die Ulmer es nicht für rathsam, den Thurm höher zu bauen, obgleich die Opferbereitschaft der Beisteuernden nicht aufgehört hatte. Nach diesem kurzen geschichtlichen Ueberblick betrachten wir das Aeußere und Innere der Münsterkirche.

Sie steht mitten in der Stadt auf einem rundum freien Platz, der von Linden umgeben ist, die zum Theil schon im J. 1699 gesetzt wurden. Auf der Vorderseite über dem Haupteingang erhebt sich der majestätische Thurm. Die Kirche ist von Backsteinen, der Thurm von Sandstein erbaut. Die Länge der Kirche beträgt einschließlich des Chors nach Innen 416, nach Außen 485 Fuß, ihre Breite nach Innen 166, nach Außen 200 Fuß, die innere Höhe 141 und die des Chors 90 Fuß. (Das Straßburger Münster, außer dem noch unvollendeten Kölner Dom

ist nur 355 Fuß lang, 132 Fuß breit und 72 Fuß hoch.) In die Kirche führen sechs Eingänge. Den Haupteingang bildet das Portal unter dem Thurm auf der schmalen Seite, dem Chor gegenüber. Es ist eigentlich eine Vorhalle, 45 Fuß hoch und 8 Fuß tief, mit drei reichverzierten Spitzbogen und vielen Säulen, auf welchen Statuen stehen. Der Thürsturz des Portals enthält eine merkwürdige Reliefarbeit, welche ganz im Style des 14. Jahrhunderts, oft auf höchst naive Weise, die h. Geschichte von Adam und Eva an darstellt. Ueber den übrigen vier Eingängen sind Bilder, welche noch aus der alten abgegangenen Frauenkirche stammen. Zwischen den Fenstern des Portals erblicken wir auf einem Postament den mit Dornen gekrönten Heiland, der mit der rechten Hand nach der geöffneten linken Seite zeigt. Das Bild ist aus Stein gehauen, und nach der unten stehenden Jahrzahl schon i. J. 1429 hier aufgestellt worden. Ueber dem Hauptportal ist ein großes Fenster angebracht, mit schönen Glasmalereien, welche die Legende des heil. Martins vorstellen. Leider ist vor diesem Fenster im Unterbau des Thurms und dessen Halle quer durchschneidend eine neue große Orgel von Walfer angebracht, welche übrigens an der Stelle des geschmacklosen Tonnengewölbs, auf welchem die alte von dem blinden Orgelmacher Conrad Schott aus Stuttgart im Jahr 1596 hergestellte große Orgel stand, von einem schönen gothischen Unterbau getragen wird. Das Hauptschiff der Kirche ruht auf 10 schlanken,

aber doch starken Säulen. Seitenschiffe waren es dem ursprünglichen Plan nach nur zwei, jedoch wurde später, um die Last leichter zu tragen, in jedes derselben eine Säulenreihe eingesetzt, so daß jetzt neben dem Hauptschiff vier Seitenschiffe vorhanden sind. Das Hauptschiff ist doppelt so hoch, als die Seitengewölbe. An einer der Säulen des Hauptschiffs links vom Hauptgang ist die kunstreiche steinerne Kanzel angebracht. In den drei Nischen derselben sieht man drei alte gut geschnittene drei Fuß hohe Bilder. Ueber der Kanzel erhebt sich der alte kunstreiche, pyramidalisch aufsteigende Deckel, welcher ein Känzelein sammt einer Treppe mit den Bildern der vier Evangelisten darstellt. Auf diesem Deckel steht zu lesen: Jörg Syrlin anno 1510. Also wurde dieser Deckel von Jörg Syrlin, dem Sohne des bekannten Meister G. Syrlin, gefertigt. In dem Seitengewölbe gegen Mittag, nahe bei der oberen Thüre, steht der Taufstein, ein Werk des älteren G. Syrlin vom Jahr 1470. Der Stein steht auf vier kunstreich gearbeiteten Bögen; um ihn her sind acht Brustbilder aus der biblischen Geschichte, nemlich Jesaias, Daniel, David, Abraham, Moses, Elisa, Ezechiel und Salomo, ein jedes mit einem lateinischen Spruche eingehauen; unter jedem der Bilder ein Wappen: ein einfacher kaiserlicher Adler und die Wappen der sieben Churfürsten. Inwendig ist der Taufstein mit Zinn ausgegossen, der Deckel ist von Holz ohne Kunst.

Die meisten Merkwürdigkeiten enthält der Chor mit

seinen hohen neun Fenstern, in denen noch alte herrliche Glasgemälde prangen. Unter den letzteren ist besonders kunstreich das fünfte Fenster, welches der Magistrat, und das sechste, welches die Krämerzunft gestiftet. Beide stellen Scenen aus dem Leben des Heilandes dar, und sind von dem Ulmer Maler Hans Wild i. J. 1480 vollendet worden. Zwischen Chor und Kirche steht der schöne einfache Altar, welcher zu den gottesdienstlichen Zwecken gebraucht wird, so wie im Hintergrunde der Hochaltar. Vor der Reformation standen 51 Altäre in der Kirche, aber die Reformatoren warfen sie unbarmherzig aus der Kirche, wie es auch den Taufsteinen in so manchen Orten ergangen. Nicht ein einziger Altar blieb im Münster stehen. Als aber Kaiser Karl V. im Jahr 1548 nach Ulm kommen wollte, um sich von der Einführung des Interims selbst zu überzeugen, und in eigener Person dem Gottesdienst anzuwohnen, da rüstete man auf's Eiligste zwei Altäre, den Trohnaltar und den Seelenaltar, wie man sie nannte. Am 14. Aug. kam der Kaiser nach Ulm, begab sich zu Pferde, begleitet von einer großen Prozession, in die Kirche, und empfing am hohen Altar im Chor aus den Händen des Bischofs von Arras, der den Altar zugleich einweihete, das h. Abendmahl unter beiderlei Gestalt. Eine ungeheure Menschenmenge war damals im Münster versammelt, wie ein Chronist sich ausdrückt: „es war so ein merkliche Welt in der Kirchen von Mannen, Weibern, Kindern, daß ich glauben will, weil die

Kirch gestanden ist, daß auf einmal mit so viel Volks darein kommen sey.“ Seit jener Zeit stehen diese beiden Altäre noch, und sind eine Zierde der Kirche und des Chors. Der Altar vor dem Chore, welcher an der Stelle aufgerichtet wurde, da zur Zeit der Reformation nur ein hölzerner Tisch zur Austheilung des heil. Mahls aufgestellt war, hat ein kunstreiches Altarblatt in goldener Rahme, von Hans Scheuffele gemalt (1515). Ueber dem Gemälde erhebt sich eine künstlich geschnitzte Pyramide mit drei Figuren und dem Bild unsers Heilandes. Der schönere Altar ist der im Hintergrund des Chors befindliche. Er wurde im Jahr 1808 aus der Barfüßerkirche hieher gebracht, und vor die mit Sammt bekleidete Wand des im Jahr 1548 errichteten Altars gestellt. Die Bilder dieses Altars sind von Daniel Meth geschnitzt, die Gemälde von Martin Schaffner im Jahr 1521 gemalt. Beide Meister sind geborne Ulmer gewesen. Auf der Staffel des Altars ist das heil. Abendmahl abgebildet. Das Mittelbild stellt die Maria mit dem Jesuskinde vor; knieend nähert sich die h. Anna mit einem Apfel in der Hand, im Hintergrund stehen vier Männer, unter denen Joseph der Pflegvater. Ueber dem Altar liest man in dem vergoldeten Rahmen:

Hilf Sannt Anna selb dritt,

Maria dein kind für uns bitt. 1521.

Auf dem einen der gemalten Altarflügel ist Maria Cleopha mit ihrem Mann Alphäus und ihren Kleinen, Judas Thaddäus, Josephus Justus und Jakobus dem

Jüngern; auf dem andern sehen wir die Maria Salome, ihr zur Seite den Zebedäus, um sie her die Kinder Johannes den Evangelisten und Jakobus den älteren. Unter dem Altar das h. Abendmahl. Auf allen diesen Bildern sieht man das Malerzeichen M S. und die Jahrzahl 1521.

Zur Seite des Chors steht das kunstreiche Sakramenthäuschen. Es stellt einen inwendig 3 Fuß, 4 Zoll breiten und 9 Fuß hohen viereckigten Kasten dar, zu welchem man auf zwei kleinen steinernen, an den Lehnen mit Bildern gezierten Treppen von 8 Stufen gelangt. Zu beiden Seiten sind die Bilder St. Sebastian und Christoph, letzterer mit dem Christuskind im Arme. Ueber dem Kasten steigt eine herrliche Sculptur mit ungemein schönen Bildern pyramidalisch in die Höhe und reicht fast an die Decke. Dieses Sakramenthäuschen wurde i. J. 1469 wahrscheinlich von Jörg Syrlin dem Älteren verfertigt, und nach dem unten angebrachten Wappen zu urtheilen, vom Magistrat gestiftet.

Das schönste Werk des genannten Meisters Syrlin sind die berühmten Chorstühle, welche auf beiden Seiten des Chors aufgestellt sind. Sie wurden aus dem feinsten Eichenholz vom Jahr 1468—1474 wundervoll geschnitten. Der älteste dieser Chorstühle ist auf dem Rücken des Altars, an dem man Abendmahl hält. Er ist vom Jahr 1468 und enthält eine Inschrift von sieben lat. Versen. Auf der linken Seite im Hinaufgehen gegen den hohen Altar findet man in den vorderen Reihen des Gestühls zu unterst das Brust-

bild eines Mannes, welches für das Bild Meister Syrlins gehalten wird. Dann folgen die Brustbilder von sieben heidnischen Philosophen. An der hinteren Reihe an der Wand ist über jedem Stuhl (vier ausgenommen) das Brustbild eines biblischen Heiligen oder Propheten, nebst den Namen und einem Spruch in lat. Sprache. Es sind im Ganzen 20 Brustbilder. Ein Stuhl hat kein Bild, aber die Inschrift: *Georg Syrlin 1469 incepit hoc opus*. Unter diesen Brustbildern sind noch andere kleinere, welche die Apostel und einige Heilige vorstellen. Diesen gegenüber rechts auf der mittäglichen Seite steht man in der vorderen Reihe die Brustbilder von sieben Sibyllen, und das achte Bild stellt ein gewöhnliches Weib dar, welches für Syrlins Hausfrau gehalten wird — in der hintern Reihe an der Wand sind 18 Brustbilder berühmter Frauen aus der biblischen Geschichte. Am Ende steht statt eines Bildes wieder die Inschrift: *Jörg Syrlin 1474 complevit hoc opus*. Ueber diesen Brustbildern sind gleichfalls kleinere, welche heilige Frauen und Jungfrauen darstellen. Nach dem Bericht der Chronisten sollen diese Stühle 1183 fl. gekostet haben. Oben an dem hohen Altar, zur Seite der Reidhardt'schen Kapelle, stehen noch sieben Stühle, welche der jüngere Syrlin von 1484 bis 1521 fertigte.

Auf beiden Seiten des Chors, im Grundstock von zwei Thürmen, welche sich hier erheben sollten, schließen sich zwei Kapellen an: die Reidhardt'sche mit zwei

Grüften, gestiftet laut der Inschrift von Heinrich Neidhardt, Pleban am Münster im Jahr 1444; so wie die Besserer'sche Kapelle, welche Heinrich Besserer im Jahr 1414 stiftete. In der ersteren ist das von dem Ulmer Schreiner Conrad Mezger im Jahr 1813 gefertigte Modell des Münsters aufgestellt. Die Besserer'sche Kapelle hat schön gemalte hohe Fenster, so wie mehrere Epitaphien, unter andern des Heinrich Besserer, so wie des Conrad Besserer, der im Streit bei Döffingen Anno 1388 gefallen; ferner findet sich darin das Bild des Ritters Otel Besserer von M. Schaffner im Jahr 1516 gemalt. Eine dritte Kapelle, die Roth'sche, stand an der Seite des Münsters gegen Mittag zwischen beiden Thüren; sie wurde im Jahr 1447 von Hans Roth gestiftet, und hatte ein sogenanntes heiliges Grab, mehrere alte Grabmale und gemalte Fenster, aber sie wurde in neuerer Zeit von Grund aus abgebrochen, und die Steine anderswohin verwendet. Eine schön gemalte Glasseibe aus dieser Kapelle war in der letzten interessanten Ausstellung von Alterthümern zu Stuttgart im Königsbau zu sehen. — An die von Besserer'sche Kapelle stößt die Sakristei, in welche man von der Kirche aus im mittäglichen Seitengewölbe kommt. Sie ist 47 Fuß hoch, 24 Fuß breit und 33 hoch. Claus Lieb, genannt Kalkschmied, hat sie im Jahr 1452 gestiftet. In dieser Sakristei befindet sich ein Altärchen mit vortrefflichen altdeutschen Gemälden, vielleicht von Holbein, und ein Gemälde von Johannes Rot-

tenhammer aus Augsburg, die Geburt Christi darstellend. Auch hängen darin die Bildnisse berühmter Stadtgeistlichen. — Auf noch manches Merkwürdige in der Kirche wie im Chor könnten wir die Besucher aufmerksam machen, noch mancher alte Grabstein und manches schön gehauene oder gemalte Wappen der alten Geschlechter von Ulm, besonders auch die beiden Bildsäulen des Kaisers Lothar und Conrads III. in der südwestlichen Ecke der Kirche sind der Betrachtung werth; doch wir wenden uns jetzt dem schönen, wenn auch nicht vollendeten Thurm zu, der immerhin 337 Fuß (die Spitze eingerechnet) in die Höhe steigt, und besonders von der Abendseite her in einer Entfernung von ein Paar Hundert Schritten einen majestätischen Anblick gewährt. Jede seiner vier Seiten ist 69 Fuß breit und durchaus mit zwei mächtigen Strebpfeilern versehen. Auf den Thurm führen zwei, von innen an der westlichen Seite angebrachte Wendeltreppen, die sich oben in kleine Thürmchen endigen. Bis auf den Kranz zählt man 328 und bis zur Schlagglocke 401 Stufen. Hat man deren 212 zurückgelegt, so kommt man auf den steinernen Boden, welcher das mittlere Gewölbe der Kirche bedeckt. Fünzig Stufen über dem steinernen Boden erblickt man von der Wendeltreppe aus das Glockenhaus. Noch fünfzig Stufen weiter hinauf, und wir sind oben auf dem Kranze, der eigentlich aus dem obersten Gewölbe des Thurms besteht, welcher vom steinernen Boden an frei in die Luft aufsteigt. Alle vier Ecken

des Thurms sind nämlich aus großen künstlichen Quadersteinen aufgeführt. Zwischen denselben befinden sich auf jeder Seite zwei schöne, hohe, offene Bogen, durch einen gleich künstlich behauenen Pfeiler von einander getrennt. So wie sich nun von Außen die Bogen schließen, so schließt sich auch von Innen der Thurm mit einem dicken, überaus festen Gewölbe. Der ganze obere Theil des Thurms bekam eine hohe Einfassung von Quadersteinen mit künstlichen Rosen, um auf demselben herumgehen zu können. Daher die Benennung Kranz. Der Boden des Kranzes ist mit doppelt auf einander gelegten und fest zusammengekitteten steinernen Platten, und seit 1634 auch mit Kupfer bedeckt. Von diesem Kranz an sollte nach dem ursprünglichen Plan der Thurm noch zwei Abtheilungen erhalten, wovon die eine ein Achteck, die andre aber ein spitzsäuliges durchbrochenes, 160 Fuß hohes Dach von sechs Abstufungen mit allerlei Verzierungen und Kronen bilden und in der Spitze mit einem 12 Fuß hohen vergoldeten Marienbilde mit dem Jesuskinde enden sollte. An der westlichen Seite wollte der kühne Baumeister zwei ganz freistehende Wendeltreppen mit den bisherigen gleich laufen lassen, und sie oben durch eine Gallerie wieder mit dem Thurme verbinden, damit man von da in sein Inneres kommen könnte. Wäre dieser Plan ausgeführt worden, so hätte der Thurm eine Höhe von 500 Fuß erreicht. Aber der oben erwähnte Unfall hinderte die Ausführung des großartigen Planes. Dem 15 Fuß hohen

Gemäuer, das bereits im Innern Raume des Kranges dastand, gab man bloß einen schicklichen Aufsatz, das jetzige Dach mit vier Erfern und einer hohen Glockenlaterne, die sich in ein kupfernes Dächlein zuspitzt. Auf der Spitze des Dächleins wurden drei über einander liegende vergoldete Knöpfe gesetzt, von denen der unterste 234 ulmische Eichmaaß faßt. In der eben genannten Glockenlaterne hängen vier Glocken: die große Schlagglocke, welche im Jahr 1414 zu Nürnberg gegossen worden, das Arbeitsglöcklein im Jahr 1606 v. B. Algeyer gegossen, das Steuerglöcklein, nunmehr Feuerglocke, und das Rathsglöcklein, welches jetzt Nachts 10 Uhr und bei herannahenden Gewittern geläutet wird. Die größeren Glocken hängen im Glockenhanse, und sind deren sechs: 1) Die Betglocke, 80 Centner schwer, wurde von Hans Eger von Neutlingen gegossen, laut der Inschrift:

Durch unser Fromm Er l u t m a n m i c h,

H a n s Eger von Neutlingen goß mich.

Lucas. Marcus. Matthäus. Johannes.

A. Domini 1454.

2) Die Schwörglocke wiegt 70 Centner, jetzt Sturm- und Glocke beim Begräbniß der Vornehmen. 3) Die Predigtglocke, im Jahr 1454 gegossen mit den Namen der vier Evangelisten. 4) Die Betstundenglocke, auch Fürstenglocke genannt, weil sie Stephan Fürst i. J. 1552 gegossen, 33 Centner schwer. 5) die Frühglocke, daran Maria mit dem Jesuskind und der Umschrift:

Zu Ehr vnd Lob Gottes vnd Maria goß
mich Jörg Gastner zu Ulm 1420.

6) Die Weinglocke, welche ehemals Abends 10 Uhr
den Weintrinkern in der Taberne das Zeichen zum
Aufbruch gab, und nun zum Thorschluß läutet.

Auf dem Kranze des Münsterthurms hat man eine
herrliche Aussicht, besonders in das jenseits der Donau
liegende Schwabenland bis zu den Städten Lauingen,
Dillingen und Günzburg mit der Reisersburg. Bei
heiterem Himmel, unmittelbar vor einem anhaltenden
Regenwetter, kann man sogar den Söntis mit seiner
Umgebung und den Arlsberg erblicken. Zu diesem
Zwecke finden wir in dem Erkerhäuschen des Thurm-
wächters einen guten Tubus, der die Aussicht nach
allen Richtungen hin erleichtert. Dasselbst finden wir
auch eine ungeheure Tabackspfeife, aus der eine ganze
Gesellschaft zugleich rauchen kann, so wie eine sechs-
pfündige Kugel, welche im Jahr 1805 bei der Be-
schießung der Stadt durch die Franzosen vom Michaels-
berg in das Stüblein des Thurmwächters herüber
flog. Auch ist ein Fremdenbuch hier oben aufgelegt.
Da haben sich schon viele Leute, bedeutende und nicht
bedeutende, verewigt, aber Einer hat hier oben sein
Andenken erhalten, dessen Name guten Klang hat in
der Geschichte des deutschen Kaiserreichs. Es ist Kaiser
Maximilian, welcher im Jahr 1492, ehe noch das
oberste Gewölbe des Thurms seinen Kranz erhielt,
auf den Thurm hinaufstieg. Er trat an die äußerste
Spitze desselben, stellte sich mit dem einen Fuß in

der Luft schwebend hin, und sah ganz unerschrocken auf die Stadt hinab. Denen, die ihm die große Gefahr vorgestellt, soll er geantwortet haben: „mir nicht, ich meines Orts wollte die ganze Welt nicht nehmen, daß ich mich in eine solche Gefahr begeben.“ Dem ritterlichsten Kaiser der Deutschen, dem Helden Theuerdank, trauen wir dieses Wagniß zu, wenn wir es auch nicht mit Sigill und Urkunde verbrieft sehen. Aber auf dem Thurme oben ist er in Wahrheit gewesen, denn eine lateinische Inschrift, die sich in der Wand oben auf der nördlichen Seite, rechts bei dem Eingang in das Wächterstüblein befindet, bezeugt es. Sie lautet:

Maximilianus Romanorum primus ac Ungariæ
etc. Rex, Archidux Austriae, Burgundiae Dux,
hoc opus usque edificatum visitavit Anno
Christi 1492.

Deßgleichen wird ein am Thurme angebrachtes Brustbild mit Krone und Ringelbart, das in einer Nische steht, als Bildniß des glorreichen Kaisers bezeichnet. Der bereits genannte Dichter Carl Majer hat einen passenden Reim diesem Bild gewidmet.

Drei Säulen und ein spitzes Dach
Sind manch Jahrhundert dein Gemach,
Aus dem du von des Münsters Wand
Herabblickst auf der Menschen Land.
O Kaiser mit dem Ringelbart,
Mit Kron' und Blicken milder Art,
Dein Rücken lehnt an bess're Zeit,
Als die sich deinem Blicke beut.

Ja wohl an eine bessere Zeit! denn wäre noch die Zeit Kaiser Maximilians, da man so gerne gab, was die Ehre Gottes förderte, so müßte nicht das herrliche Denkmal deutscher Vorzeit, welches so sehr der Hülfe und einer durchgreifenden, unaufschieblichen Restauration bedarf, über das ganze deutsche Vaterland gleichsam bittend um ein Scherflein seine Hand ausstrecken. Es wäre nicht nöthig, daß ein edler, für die Zierde seiner Vaterstadt begeisterter Mitbürger, der edle Haßler, von Land zu Land, von Stadt zu Stadt ginge, um eine rege Theilnahme für die nöthigste Restauration des herrlichen Bauwerks zu erwecken, das schon Felix Fabri im Jahr 1494 im Anstaunen des großartigen Bauwerks nicht ein Haus der Sterblichen, sondern der Himmlischen nannte. Wohl ist der Nestor der deutschen Fürsten, unser edler deutscher König Wilhelm, mit dem Beispiel königlicher Munificenz, durch eine reiche Beisteuer für das Ulmer Münster vorangegangen; wohl haben der gute Kaiser Franz Joseph und der hochherzige Prinzregent von Preußen durch reiche Gaben ihre Begeisterung für das schöne Bauwerk an den Tag gethan. Aber immer ist zunächst in unsrem Württemberger Lande noch nicht unter Allen ohne Unterschied, den Reichen wie den Geringeren, den Geistlichen wie den Weltlichen, jene Begeisterung rege geworden, die bereit macht, mitzubauen am großen Werke, denn nur durch unermüdetes opferwilliges Mitwirken kann das Große zu Stande kommen. ! —

Die
Gründung des Ulmer Münsters

und

die Blendung des Holzschnitzers Georg Syrlin.

Auf dem grünen Hofe in der Reichsstadt Ulm stand am Ende des vierzehnten Jahrhunderts kein stattlicheres Gebäude, als das Haus des Patriziers Johann Ehinger, genannt Habfast. Sein Giebeldach und die zwei Erkerthürme ragten über die dort ziemlich niedere Stadtmauer weit hinaus über die Donau, und nur der Brückenthorthurm mit seinen gelb, blau und grün verglasten Ziegeln hinderte gegen Mittag die Aussicht Flußaufwärts, und auf den Einlaß, wo die Blau, nachdem sie Ulms zahlreiche Mühlen getrieben, nächst dem Fischerthurm in die Donau mündet. Der Herbst war schon eingebrochen und die dichten Nebel lagen oft bis fast zur Mittagsstunde auf der Stadt und dem Donauthal, da schritt Herr Ehinger eines heitern September-Nachmittags über die Brücke in die Stadt. Er war jenseits der Donau gewesen, wo er einen freundlichen Garten mit einem Lusthäuschen besaß, um nach seinen Obstbäumen zu sehen, die er einst selbst gesetzt hatte, und die seit Jahren bei günstigen Jahrgängen die schönsten Früchte trugen. Eben wollte er links vom Brückenthor abbiegen auf die Stadtmauer, um noch einen Spaziergang um die

ganze Stadt zu machen auf dem bedeckten Gange, der rings herumführte, um dann auf die Weinstube auf dem Schwörhose zu gehen, wo sich regelmäßig einige Patrizier seiner Verwandtschaft und seines Alters einzufinden pflegten, da eilte seine alte Dienerin, die treue Ursula, auf ihn zu und rief schon auf zwanzig Schritte: Gott sey Dank, daß ich Euch noch hier treffe, hochehrbarer Herr! — ach! was bin ich geeilt, daß ich fast den Athem verliere — doch erschreckt nicht allzusehr — ach! Euer Töchterlein hat einen Anfall bekommen und ist jählings erkrankt — habe gleich den Matthias zum Doktor gesandt, und während die Jungmagd bei der Erkrankten sitzt, bin ich, wie ich gehe und stehe, fortgerannt, Euch aufzusuchen draußen im Garten. Auf's äußerste erschreckt, blieb der Edle Johannes Ehinger stehen und brachte im ersten Augenblick auch nicht ein Wort heraus, denn Katharina war sein einziges Töchterlein, mit dem ihn sein Ehegemahl beglückt, die seit zwei Jahren nicht mehr unter den Lebendigen weilte. Sie war die einzige Erbin seines großen Vermögens, eines Vermögens, wie sich keiner seiner Standesgenossen rühmen konnte, denn „so reich wie der Habfast“ war zum Sprüchwort geworden in Ulm. Und doch war der reiche Ehinger in diesem Augenblick so arm, wie der ärmste Weber, als er zitternd und zagend vor seiner Dienerin stand und schon der schrecklichen Verzweiflung preisgegeben sich fühlte, sein einziges Kind, das Ebenbild seiner seligen Apollonia, verloren zu

sehen. Aber so kommt doch — drängte Ursula — bei allen Heiligen und der Mutter Gottes, Ihr steht ja wie versteinert — es wird nicht so gefährlich seyn, wie Ihr befürchtet. Mit diesem Zuspruch trat sie bescheiden hinter ihren Herrn, als dieser, auf seinen Cedernholzstock gestützt, die ersten Schritte vorwärts that, und dann, als sey er vom Bann des ersten Schreckens erlöst, sich in raschen Lauf setzte. Gleichzeitig mit dem herbeigeeilten Arzte erreichten sie die große eichene Thüre mit vielem künstlichen Schnitzwerk versehen, und stiegen die breite Treppe hinan. Als Ursula das Gemach öffnete, schlug Katharina eben die Augen auf und der gärtliche Vater drückte sie mit einem tiefen Seufzer: mein Kind, meine arme Käthe! an sein Herz. Es war ein hitziges Fieber, welches das schöne, liebliche Töchterlein ergriffen hatte, und obwohl der Arzt meinte, es werde sich die Krankheit mittelst seiner Köhllein in einigen Tagen legen, so wurde es doch fast von Tag zu Tag schlimmer, und die Schönheit der zarten Jungfrau bleichte ab, wie eine Rose, die man aus dem Beete gerissen. Ein unsäglicher Jammer war in das Haus des Patriziers Ehinger eingekehrt, und stündlich saßen die Basen der Kranken an ihrem Leidenslager, um zu trösten, zu lindern und mit dieser oder jener Arznei zu Rath zu seyn. Der bekümmerte Vater selbst verließ das Gemach seines Töchterleins nimmer und brachte seine Nächte schlaflos bei ihr in einem Lehnstuhle zu, wo er auf kurze Zeit, wenn ihn der Schlaf und Kummer

überwältigt, einnickte und ein unruhiges Schläflein machte, um bei dem leisesten Geräusch wieder aufzuwachen und nach seinem geliebten Töchterlein zu sehen. Es war eine sternhelle Herbstnacht und das Feuer knisterte in dem großen Kachelofen, während das Nachtlicht schwach aufflackerte und seinen trüben Schein in das Gemach und an die braune getäfelte Decke warf, da war Käthe eingeschlafen und schlummerte ruhig. Draußen rauschte die Donau, und auf dem Heerdbruckerthor an der Brücke waren eben die letzten Schläge der Uhr verhallt, welche die 11. Stunde verkündete, da senkte auch der Patrizier sein müdes Haupt und nickte, und nach kurzer Zeit war er eingeschlummert. Plötzlich wachte er auf, denn er glaubte die Stimme seiner Tochter zu hören, und die Worte „wie schön, wie schön,“ welche durch festliches Geläute von Glocken tönte. Er rieb sich die Augen, als träume er noch, er blickte nach dem Lager seines Töchterleins. Da saß sie mit leicht gerötheten Wangen, wie eine junge Heilige — das Haar ringelte sich in goldnen Locken um ihr knapp anliegendes weißes Schlafhäubchen — die Hände hatte sie gefaltet, während ihr Auge entzückt zur Decke blickte, als sähe es in den Himmel. Wie schön — wie schön! rief sie wieder und wandte sich zu ihrem Vater — ach! was habe ich gesehen im Traume, lieber Vater — noch schwebt das Bild vor meinen Augen! So sprich, entgegnete der Patrizier, noch halb versunken in Nachdenken, und fuhr wieder über die Stirne, als ob ihm dort etwas durch

die Gedanken gehe. Ich habe — fuhr Käthe fort — zur heiligen Jungfrau und meiner Schutzpatronin, der heiligen Katharina, gebetet vor meinem Einschlafen um meine Genesung, und bin darauf süß eingeschlummert. Da erblickte ich im Traume hoch oben in den glänzend weißen Wölklein, die wie eine Schafheerde am Himmel langsam vorüberschwebten, die heilige Jungfrau und meine Schutzpatronin, die trugen einen riesengroßen Thurm auf ihren beiden Schultern und ließen sich langsam herab über dem St. Klarakloster, das wie ein Nebel verschwand. Ach! welch ein prächtiger Thurm, er ragte fast bis zu den Wolken, herrlich durchbrochen mit allerlei künstlichen Steinrosen und Knäufen, und einem Kranz in der Mitten, von dem aus die Spitze immer lustiger und durchsichtiger sich zum Himmel streckte, und als spitzig zulaufende Säule mit einem glänzenden Marienbild endete, welche auf einem achteckigen Stockwerk sich erhob. Ich könnte es hinzeichnen und abkonterfeien dieses Bild, so deutlich steht es noch vor meinen Blicken — habe in meinem Leben nie etwas so Schönes und Herrliches gesehen! Wunderbar! nahm Johannes Ehinger das Wort, und erhob sich von seinem Lehnstuhl, um sich an das Bett seines Töchterleins zu setzen — wunderbar! auch ich träumte zur Stunde einen ähnlichen Traum. Ganz denselben Thurm, wie du ihn mir schilderst und beschreibest, habe ich vor meinen Augen gesehen und an der gleichen Stelle. Und ganz Ulm mit Weib und Kind strömte in die weiten hochge-

sprengten Hallen, welche sie alle aufnahm, und aus
 der eine himmlische Musik heraus schallte. Ich aber
 starrte hinauf in die schwindlige Höhe und eilte durch
 einen der beiden engen Schneekenthürme bis zum Kranz,
 den du mir beschriebest, und schaute hinaus in die
 gesegneten Fluren des Donau- und Illerthales, und
 der Thurm warf seine Schatten bis hinüber zum
 Michaelsberg. Während ich nun so mit klopfender
 Brust umherblickte — auf einmal ziehen aus dem
 Blauthale hervor unabsehbare Reihen geharnischter
 Kriegersleute mit Wagen und Rossen und Belagerungs-
 zeug, und wälzen sich wie Meereswogen rings um die
 Mauern und Gräben der Stadt, als wollten sie sel-
 bige überfluthen und überstürzen. Ich wollte hinunter
 rufen zu dem Volke, daß soeben aus dem Thurme
 herauszieht und in alle Gassen und Gäßlein sich ver-
 läuft, aber wie sehr ich auch meine Stimme anstrenge
 — Niemand hört mich — und immer höher steigt
 die Fluth des eisernen Meeres. Da eile ich in die
 Glockenstube dicht unter mir, da hingen gewaltige
 Glocken von ungeheurem Umfang und mit einem
 Hammer, der am Boden lag, erklimme ich das Eisen-
 gebälke des Glockenstuhls und schlage mit aller Kraft
 an. Ueber ganz Ulm hin schallt der Klang, und die
 Glocken beginnen von selbst zu läuten, daß der Thurm
 schüttelt und schwankt, und vor dem gewaltigen Schall
 mich selbst ein Schwindel und Grausen befällt, also,
 daß ich hinaustrete wieder auf den Kranz. Aber
 stehe da, wie regt sich alles so geschäftig drunten —

wie strömt es aus allen Gassen mit bewehrten Bürgern, wie sprengen die Reistgen umher, um ihre Fähnlein und Rotten zu ordnen. Auf dem Hafenmarkt, auf dem grünen Hof und Weinhof und vor dem Rathhause — wie wimmelt es auf allen Thürmen und Mauern! In selbigem Augenblick schwanden die feindlichen Schaaren, als habe die Donau sie verschlungen, und wieder zieht alles Volk unter dem Geläute der Glocken zum Thurm, auf dem ich stehe, da tönt mitten durch den Glockenschall deine Stimme, ich vernehme die Worte „wie schön! wie schön!“ und wache auf. — Des andern Tages wunderten sich alle Freunde und Verwandte, alle Vettern und Basen des seltsamen Doppeltraumes. Herr Johannes Ehinger aber sprach: das ist ein Fingerzeig des Himmels, daß zur Ehre Gottes und der h. Jungfrau, wie zum Schirm und Schutz der Stadt wir ein Münster bauen auf derselben Stätte, wohin es unser Traum gestellt. Dann nahm er einen Tisch, dessen Decke aus einer großen Schiefertafel bestand, stellte ihn vor das Bett seines heute ganz muntern Töchterleins und zeichnete mit einem Griffel den Thurm und die Kirche darauf, wie er sie im Traum geschaut; und stehe da, der Abriß stimmte ganz überein mit dem Bilde seiner Rätthe, und indem diese dem Griffel ihres Vaters folgte, rief sie bei jedem Striche: wie wunderbar, ja, das sind die Pfeiler, das die Thürmchen, das ist der Kranz — dort nur fehlt noch ein Laubgewinde, hier eine steinerne Rosette, und bei jedem Rufe sprach der

Patrizier — ja! so ist's, fast hätte ich's vergessen. Die wunderbare Mähre aber durchlief nach wenigen Stunden ganz Ulm, und schon Nachmittags kam der halbe Rath auf Besuch zu Johannes Ehinger und forschte nach dem Abriß, und beschloß, auf Ansuchen und Vortrag des Patriziers und seiner Rätthe, einen so gottwohlgefälligen und ehrenhaften Bau zu beginnen, der weit und breit bis zum Rhein und der untern Donau seines Gleichen nicht haben sollte. Freudig rief der Rathsherr Ehinger aus: Gott sey Dank, daß meine hochachtbaren Mitbürger also bereit sich zeigen, dieses herrliche Werk zu befürworten und zu unterstützen. Ich selbst und meine Tochter, deren Krankheit seit diesem Traume gebrochen, durch die Guld der Mutter Gottes, wollen Alles daran setzen, was uns der Himmel bescheerte an zeitlichen Gütern, um einen Thurm in Bau zu setzen, der die Biederde und der Stolz aller schwäbischen Gauen werden soll. O! setzte er hinzu — könnte ich nur diesen meinen schwachen und unförmlichen Abriß von geschickter Hand in ein Modell umgewandelt sehen, damit Ihr Euch mit mir überzeugtet, wie herrlich das Bild war, das ich und meine Rätthe im Traume erblickte. Ei! hochwerther Herr Vetter! sprach seine Base, die Rathsherrin Kraft — da weiß ich guten Rath dafür — da wohnt in der Büchsengasse der Schaftschneider und Holzschnitzler, der Georg Syrlin — ist ein armer Schlucker, aber er sucht seines Gleichen in der Kunst, hat uns erst voriges Jahr unsere Hausthüre mit den

schönsten Schnörkeln verzieret — dem will ich es so-
gleich, wenn ich heim komme, sagen lassen, daß er bei
Euch erscheine. Es war auch keine Stunde verflossen,
da erschien unter dem Haufen ehrbarer Bürger, welche
die wundersame Kunde aus allen Theilen der Stadt
in das Haus des Joh. Ehinger lockte, der Meister
Georg Syrlin. Die Pelzmütze in der Hand, das
Schurzfell um das grob wollene Arbeitsgewand und
einen kleinen, niedlich geschnitzten Maßstab im Gürtel
stecken, trat er in das Gemach und ward von dem
Patrizier freundlich bewillkommt. Erstaunt blickte
Meister Syrlin auf den Schiefertisch, wo ihm der
wunderschöne und herrliche Bau des Thurmes, wel-
chen der Abriß mit seinen unbeholfenen Strichen dar-
stellte, in die Augen fiel und seiner Phantasie ein
weites Spiel ließ, das sich vollends auszumalen, was
die Zeichnung nur andeutete. Prächtigt! rief Meister
Syrlin — ein solcher Bau wetteifert mit den schön-
sten, die im deutschen Reiche von den geschicktesten
Steinmetzen je aufgeführt wurden, wie harmonisch
sind diese Pfeiler, welcher Schwung und welches Eben-
maß liegt in diesen Bögen und Zierrathen, in diesen
Rosen- und Laubgewinden. Aber, lieber Meister!
unterbrach ihn Rätke, getrauet Ihr Euch denn in
Holz diesen Abriß abzuformen, daß man eine Abbil-
dung habe von dem, was aus Stein aufgeführt werden
soll? Vermöget Ihr denn mit Eurer Einbildungskraft
Alles das auszufüllen und hinzuzuthun, was wir mit
unserm Griffel nicht darzustellen vermochten, so klar

uns auch das Traumbild vor Augen steht? Mit Gott und Eurer Hülfe — antwortete der Meister, hoffe ich, ein getreues Abbild Eures Traumes darzustellen, nur müßt Ihr mich fleißig besuchen bei meiner Arbeit und mir dieses und jenes recht sorgfältig angeben aus Eurem Gedächtniß! Meister Syrlin! lächelte Johannes Ehinger, der Winter rückt vor die Thüre und der Weg vom grünen Hof in die Büchsengasse ist etwas weit — so meine ich nun, Ihr richtet Eure Werkstätte bei uns ein — seht, da neben ist ein freundlich helles Gemach, hat die Mittagssonne und ist geräumig genug zu allerlei Handthierung. Hier, denke ich, sollet Ihr an die Arbeit gehen, damit wir stündlich um Euch sehn können, um dieses und jenes mit Euch zu sprechen, und Euch Fingerzeige zu geben, damit Ihr das Abbild unseres Traumes genau trefft! Also zog Meister Syrlin mit seinem Arbeitszeug in das Haus des Patriziers und richtete sich gemächlich ein in der freundlichen Stube, und am nächsten Morgen begann er seine Arbeit. Von Stund an aber fühlte sich Rätthe wohler, und am ersten Tage, wo Syrlin das Holz zurichtete, brachte sie einen Schmuck von großem, fast unschätzbarem Werthe herbei und sprach: lieber Meister, so mein Vater gewillt ist, mit den hochweisen Rathsherren der Stadt und der ehrsamten Bürgerschaft, diesen kühnen Bau und dieß ungeheuer groß Werk mit eigener Kraft anzufangen und auszuführen, so will ich diesen Schmuck dazu opfern für den zukünftigen Hochaltar, daß Ihr ein Sakra-

menthäuslein für die allerheiligste Hostie verfertigt, so künstlich und fein geschnitzet, daß Ihr ein halbes Menschenalter daran arbeitet! — Am Neujahrstag 1360, also drei Monate nach dem Beginn der Arbeit, war das Modell fertig, und ganz Ulm strömte herbei, das Kunstwerk zu besichtigen, das bis auf die letzte Verzierung hinaus ganz mit dem Traumbild harmonirte, denn der Patrizier und sein Töchterlein saßen fast den ganzen Tag diese Zeit über bei Meister Syrlin und gaben ihm bald diesen, bald jenen Wink, bis sie gar nichts mehr auszusagen hatten und fröhlich ausriefen: jetzt haben wir Thurm und Kirche ganz so, wie selbige uns im Traume vorgeschwebet. Fünf Schuh hoch stand das Kunstwerk auf dem Tische, und wer es erblickte, war erstaunt und bereit, Alles, was in seinen Kräften stünde, beizusteuern vom Reichsten bis zum Vermisten herab. Als nun der Patrizier inne ward, daß die Theilnahme an seinem Beginnen sich so allgemein zeigte und selbst große Versprechungen zu baarem Vorschuß gemacht wurden, da nahm er Rücksprache mit Meister Syrlin wegen eines Steinmetzen, der den Muth und die Geschicklichkeit besäße, das Modell in Stein auszuführen, denn die Meister der Stadt, die gerufen wurden, zogen die Stirne in Runzeln und sprachen: Wir mögen uns nicht erühnen, ein solch groß Wagniß zu unternehmen, sintemal uns das Größenmaß der Gewölbe unausführbar dünket. Da setzte sich Joh. Ehinger mit seinem Meister Syrlin auf zwei Rößlein und zogen dem Rhein zu nach

Straßburg, allwo man immer noch an dem unge-
 heuren Münsterthurme arbeitete und nach dreihundert
 Jahren noch nicht fertig war. Als sie nun über den
 Schwarzwald hinunter gezogen und den Rhein über-
 schritten hatten, und von weiter Ferne schon das
 mächtige Gebäu bewundert hatten, dessen Gestein zu-
 gereicht hätte zu einer halben Stadt, da kehrten sie
 in der Herberge zum Weinstock ein und setzten sich
 ermüdet von ihrem sechstägigen Ritte in eine Ecke
 der warmen Zechstube. Woher des Weges, ehrsame
 Herren, sprach der Wirth, und wo geht die Reise hin?
 Wir kommen aus Schwaben, aus der freien Reichs-
 stadt Ulm an der Donau, und haben gehört, daß bei
 Euch zur Stunde die geschicktesten Steinmegern wären
 im ganzen deutschen Reiche. Mit diesen möchten wir
 Rücksprache nehmen im Namen unserer Stadt, dieweil
 wir an der Donau das Vorhaben uns vor Augen
 gesetzt, ein großes, mächtiges Gotteshaus zu bauen,
 das an Umfang sich mit dem Eurigen messen soll.
 Da seid Ihr zur guten Stunde und im rechten Hause
 bei mir hier abgestiegen, denn wisset, daß alle Abende
 dort im Hinterstüblein die Steinmegern zusammen-
 kommen, welche unsern Bau leiten. Da ist Herr
 Johannes Erwin, dessen Vater den Riß zu unserm
 Münsterthurm gemacht und ausgezirkelt, aber über
 dem Bau gestorben, und dessen Schwester, die ehrbare
 Sabina, die das Portal und die große Rose am Uhrwerk
 eigenhändig ausgehauen hat — der ist jeden Abend
 bei mir, seinen Krug Markgräfler zu trinken, und

vorgestern ist der berühmte Steinmetz Johannes Hilsen aus Cöln am Rhein angekommen, der hat auch seine Herberge hier genommen. Meister Erwin selbst hat ihn hieher berufen, um mit ihm Rede zu pflegen über die Spitze des Thurmes, die wir in wenigen Jahren zu vollenden hoffen. Auch soll dieser Tage Meister Ulrich von Ensingen eintreffen aus Schwaben, um seinen Rath zu ertheilen — doch, wenn es Euch beliebt, so tretet in das Nebenstüblein, denn ich denke, daß jeden Augenblick Herr Erwin und Hilsen kommen können. Höchlichst vergnügt über diese erfreuliche Auskunft, setzten sich die beiden Ulmer in das angewiesene Nebenstüblein, und kaum hatten sie Platz genommen und einige Züge aus ihren zinnernen Weinkännlein gethan, da öffnete sich die Thüre, und der Wirth wies zwei Männer herein mit den Worten: da sitzen die Ulmer Gäste, denen ich schon von Euch erzählt und die Eurer harren! Gott zum Gruß — lieben Brüder! sprach der Jüngere, Meister Erwin, ein schmucker, freundlicher Mann von vierzig Jahren, mit krausem, blondem Bart um Mund und Wangen — seid willkommen in der Stadt Straßburg — mein Name ist Johannes Erwin, und dieser mein Begleiter ist der hochberühmte Steinmetz Johannes Hilsen aus Cöln! Froh erhoben sich Johannes Ehinger und Meister Syrlin, und der Erstere sprach: Viel Dank, hochehrbare Männer, und aufrichtigen Gruß von unserer Stadt, in deren Namen wir kommen — sehet da meinen lieben Mitbürger, Meister Syrlin, wohler-

fahren in der edlen Kunst der Holzschnitzerei, und was mich betrifft, so gehöre ich zu den Geschlechtern Ulms und nenne mich Joh. Ehinger = Sabast! Eine eifrige Unterhaltung begann nun, indem der Patrizier seinen und seines Töchterleins wundersam zusammenstimmenden Traum erzählte und wie Meister Syrlin bereits das Modell gefertigt, und daß der Rath und die Bürgerschaft beschlossen, selbiges in Stein auszuführen, aber wegen Mangel an geschickten Steinmезen sie hieher gesandt hätte, sich dieses zu erholen. Aufmerksam hörten die Steinmезen dem Erzähler zu, und wie die Ulmer Anstand nahmen an dem Größenmaß der Gewölbe, daß solches nicht auszuführen — dann lächelten sie und sprachen: laßet uns die Sache näher überlegen und unsere Rechnungen anstellen nach den Regeln der Baukunst, so werdet Ihr, wie wir hoffen, nicht ohne Trost nach Hause ziehen. — Der Schnee war schon geschmolzen und hoch gingen die Bogen des Rheins, an dessen Ufern die ersten Märzveilchen sproßten, da zogen die Ulmer heimwärts und mit ihnen Meister Ulrich v. Ensingen. Sie hatten einige Monate in Straßburg verweilt und abgewartet, bis Erwin und Hilse ihren Riß gemacht zu den Gewölben und Alles berechnet hatten. Darauf packten sie die Zeichnungen und Aufrisse sorgfältig zusammen, und Ulrich von Ensingen erbot sich, auf den Grund der Aufrisse hin, den Bau zu beginnen mit Gottes Hülfe. Ein großer Jubel schallte auf dem grünen Hofe im Hause des Patriziers Joh. Ehinger, genannt

Habfast, als derselbe nach seiner Zurückkunft seine
 Verwandten, Freunde und Rathscollegen zu einem
 Abendimbiß eingeladen und ihnen Alles mitgetheilt
 hatte, wie seine Reise abgelaufen, und daß nun der
 ehrbare und wohlberühmte Steinmetz, Ulrich von Ein-
 singen, bereit sey, das Modell auszuführen, zur Ehre
 Gottes und zur Freude der christlichen Bürger von
 Ulm. Gleich des andern Tages ward eine Raths-
 versammlung gehalten und darin beschloffen, daß man
 nun alle Anstalten treffe, das große Werk zu beginnen.
 Darauf wurden alle Innungen und Zünfte in Kennt-
 niß gesetzt, daß man vor dem Rathhause zwei große
 Becken aufgestellt, darin die ersten Beisteuern nieder-
 zulegen, wobei die Bürgermeister und der Rath mit
 gutem Beispiele vorangehen würden. Als nun die
 Stunde kam, strömte Alles dem Marktplatz zu, Reich
 und Arm, Alt und Jung, Mann, Weib und Kind,
 um Jedes sein Scherflein, groß oder klein, zu opfern
 für den Münsterbau, die reichste Habe aber legte Jo-
 hannes Ehinger ein und nach ihm die Bürgermeister,
 und so herab bis zum letzten Kinde, das seine Spar-
 büchse herbeibrachte, wurden an 5000 Goldgulden in
 den Becken gesammelt und dem Seckelmeister zugestellt.
 Das erste, was nun geschah, war, daß mit Bewilli-
 gung des Grafen Eberhards des Greiners das Non-
 nenkloster zu St. Klara und das geistliche Haus der
 Franciskaner, welche unter dem Schutz des Würtem-
 berger Grafen standen, abgebrochen und darauf der
 Boden geebnet wurde, um nun ein Fundament zu

graben von 30 Ellen Tiefe und 464 Schritte Umfang. Manches Jährlein ging darüber hin, und des Patri-
 ziers frommes Töchterlein war indessen eine stattliche
 Jungfrau geworden, welche an Schönheit und Gold-
 seligkeit alle ihre Gespielinnen in Schatten stellte.
 An Huldigungen von Seiten der Ritter, die draußen
 im Donau-, Iller- und Blauthal auf ihren Schlössern
 saßen, fehlte es nicht, und ebenso wenig an denen
 des städtischen Adels, und alle junge Patrizier scher-
 wenzelten um die schöne Käthe, wenn ein Bankett
 und öffentliche Tanzbelustigung gehalten wurde, und
 darunter war auch der Edle Hans von Baldinger,
 ein schmucker Jüngling von angenehmen Sitten und
 feiner Lebensart. Mit neidischen Blicken sahen seine
 Nebenbuhler auf ihn, wenn er sich bei öffentlichen
 Gelegenheiten dem Plaze näherte, wo die schöne Käthe
 saß und sich sittiglich verneigte zum Gruße, den je-
 desmal die Jungfrau so freundlich zurückgab — und
 noch höher stieg ihr Neid, wenn er unterm offenen
 Fenster mit ihr lag und mit ihr zu kosen schien,
 denn als entfernter Verwandter hatte er längst Zu-
 tritt erhalten im Hause des Johannes Ehingers.
 Auf einmal aber lief die Kunde durch alle Patrizier-
 häuser, daß Hans Baldinger verlobt sey mit der lieb-
 reizenden Tochter des reichen Habfast. Auch sollte
 die Hochzeit schon im Anfang des Sommers gefeiert
 werden, und der Vater der Braut hatte dazu die Feier
 der Grundsteinlegung des Münsters bestimmt. Am
 letzten Juni des Jahres 1377 war ganz Ulm auf

den Weinen, und auch aus der Ferne zogen schon vor des Tages Grauen Schaaren Volkes und Adeliger zur Stadt und drängten sich unter den Thoren, denn das Geläute aller Glocken verkündete, daß heute ein großes Fest gefeiert werde, während über dem Donauthal ein herrlicher Morgen leuchtete. Um die zweite Vormittagsstunde nach Aufgang der Sonne öffnete sich die hohe Thüre des Patrizierhauses, und heraus trat, unter Vortritt von verwandten Knaben und Mädchen, alle reich bekränzt mit frischen Rosen, Braut und Bräutigam. Die Braut trug ein weißes Kleid von florentiner Seide mit einem golddurchwirkten Gürtel, und ein großer Schleier aus Brabanterispizen lag wie ein schimmernder Nebel über ihrem myrthen- geschmückten blonden Lockenkopfe und floß fast bis zur Schleppe des Kleides hinab, unter welchen hervor beim Vorwärtsschreiten rothe kleine Schuhe mit hohen gelb gesteppten Absätzen sichtbar wurden. Der Bräutigam trug einen hohen schwarzen Filzhut mit goldnen Schnüren verziert. Sein Leibrock war aus gelber Seide zugeschnitten mit rothen Puffen, darüber ein schwarz sammtnes Mäntelchen herabhing. Die Weinkleider waren anliegend aus scharlachrothem feinem Tuch, und schloßen sich unter den Knien in gelblederne Stiefel mit weiten Stülpfen. Ein reich verziertes Schwerdt von silberner Kuppel und die großen, vergoldeten Sporen zeigten an, daß ihr Träger von adeligem Stand und Herkommen war. Hinter ihm folgten die Verwandten, und so begab sich der Zug, ein

Häuflein Musikanten in festlichem Gewande voran, in die nahe Allerheiligenkirche auf dem grünen Hofe. Nachdem die Trauung vorüber war, bewegte sich der Hochzeitszug durch die lange Straße über den Marktplatz und bog rechts ab nach dem Münsterplatze, dessen Häuser bis zum First hinauf alle reich verzieret waren mit grünem Schmucke, mit Maien und Blumengewinden, und alle Fenster und Dächer besetzt mit festlich gepuzten Zuschauern. Während sie von dieser Seite den Bauplatz betraten, näherte sich der große Zug, und die Proceßion der Geistlichkeit, des hohen Rathes, und der Zünfte und Gewerbe nebst vielem Volk unter Gesang und lauten Gebeten unter dem Geläute aller Glocken vom Kornmarkt her, wo der Bürgermeister Kraft wohnte — ihnen voraus die Trompeter und Zinkenisten und Paukenschläger in den Farben der Stadt schwarz und weiß. Nachdem ein großer Kreis geschlossen, in welchen der Hochzeitszug sich eingereiht hatte, stieg der Steinmetz Ulrich von Enssingen, angethan mit grün und gelb gestreiftem Wammse, auf welchem vornen auf der Brust rechts ein silberner Hammer und links eine silberne Kelle hing, in die Tiefe des Fundaments hinab, wo zweihundert Gesellen seiner harreten und um einen Stein aufgestellt waren, der vier Ellen lang und drei Ellen breit war. Derselbe war zu einer Truhe ausgemeißelt und mit einem marmornen Deckel versehen. Hierauf ließen sich die Edelleute und Vornehmsten der Stadt an starken Seilen mittelst einer Drehjunge auf den Grund hinab,

und als diese unten, folgte der erste Bürgermeister Ludwig Krafft, angethan mit einem schwarz seidenen Habit und eine güldene Kelle an silberner Kette um den Hals. Derselbe wurde mit vielen Bücklingen von den Edelleuten sanft aufgefaßt und zur Erde gestellt vor einen Altar, der gleichfalls zur Feier des Festes unten aufgestellt war. Auf ihn folgten die Brautleute und die Rathsherren und die 24 Geschlechter der Patrizier nebst dem Meister Syrlin. Als nun Alles wohlbehalten auf dem Fundament stand, da hielt der Pfarrer von der Allerheiligen-Kirche, Markus Weng, eine Festrede. Er flocht den Traum ein des edlen Johannes Ehinger und seiner Tochter Katharina, nun geehlichte Baldinger, und pries den heutigen Tag glücklich, an welchem dieses herrliche Werk fest begründet, und wies auf den künftigen Tag hin, an welchem der 660 Fuß hohe Münster mit seinem 12 Fuß hohen vergoldeten Marienbilde weit in alle Gaue hinaus grüßen werde, ein Denkmal des frommen, christlichen Sinnes der freien Reichsstadt Ulm. Darauf, als er geendigt, fiel das Volk mit sammt der Musik in einen frohlockenden Jubel ein, und nun begannen die Rathsmitglieder und Geschlechter Jeder etwas in die Truhe des Grundsteines zu legen: Früchte, Münzen, Weinflaschen, zierliche Kunstwerke und ähnliche Sachen. Als aber das Brautpaar an den Stein trat, so legte Baldinger seinen Degen und Katharina ihren Myrthenkranz in denselben. Auf sie folgte Meister Syrlin mit einer äußerst künstlich geschnitzten Armbrust, die

er auf das Hochzeitsgeschenk legte. Hierauf ward der Deckel geschlossen mit der Ueberschrift: „Anno 1377 am letzten Juni drei Stunden nach Sonnen Aufgang legt im Namen des Rathes allhier zu Ulm Ludwig Krafft, wohnhaft am Kornmarkt, den ersten Fundamentstein an dieser Pfarrkirch an.“ Nachdem dieses geschehen, trat Ulrich von Ensfingen herfür, warf mit seiner Kelle etwas Mörtel auf den Rand des Deckels, zog dann seinen silbernen Hammer und bot ihn dem Bürgermeister, der drei Schläge that, und dem Johannes Ehinger, seinem Schwiegersohn, und Tochter, die gleich also thaten, worauf die Andern alle folgten, die unten auf dem Fundament stunden. Alsdann trug der Stadtschenke eine große neue Bütte mit rothem Wein herbei, füllete den großen Kaiserbecher, welcher auf der Rathsstube zu Ulm als Geschenk vom Kaiser Rudolph von Habsburg aufbewahrt wurde, und trank auf Gesundheit des Kaisers, auf den Bürgermeister und seine drei Collegen, auf Johannes Ehinger, genannt Habfast, auf den Edlen v. Baldinger und dessen Ehefrau Katharina — dann auf den großen Rath, bestehend aus 40 Mitgliedern, auf den kleinen Rath, auf die 12 Schöffen, Gerichtsleute, Einiger oder Polizeileute, die allfertigen Zünfte und das Wohl der ganzen Stadt Ulm. Nun griff der Bürgermeister Krafft in seinen Sackel und legte 100 Goldgülden auf den Altar. Ihm folgte Joh. Ehinger und die Brautleute je mit 200 Gülden — und die Uebrigen jeder nach seinem Vermögen, also daß man

3000 Goldgülden zum Weiterbau zurücklegte. Den ganzen Tag aber dauerten nun die Lustbarkeiten, und das Hochzeitsfest des Hans Baldinger war ein Fest der ganzen Stadt und wurde Mittags durch ein Fischerstechen unterhalb dem festen Thurme „Rug ins Land“, der sich zunächst der Donau auf einem Hügel erhob, verschönert. Bei diesem fröhlichen Stechen der rüstigen Fischer, die, auf der Spitze ihrer schmalen Rähne oder Zillen stehend, mit einer Schifferstange bewaffnet gegen einander fuhren und jeder den andern herabzustechen suchte, war Alles versammelt und brach in hellen Jubel aus, wenn der Bestiegte ins Wasser plumpete durch den herzhafsten Stoß seines Gegners. Am zweiten Tage aber hielt man drüben über der Donau im Schießhaus ein Armbrustschießen, und als Hans Baldinger eine fein geschnittene und mit Elfenbein ausgelegte von Meister Syrlin gefertigte Wiege mit seiner Armbrust gewann und selbige seiner Katharina, die auf einer mit bunten Teppichen ausgeschlagenen Schaubühne im Kreis der jungen Frauen saß, überreichte, schlug diese erröthend die Augen nieder, während alle Schützen in ein schallendes Freudengeschrei ausbrachen. — Während so der Bau des Münsters begonnen und die Fundamente allmählig aus der Tiefe sich erhoben, saß Meister Syrlin von Morgens bis in die Nacht in seiner Werkstätte, und schnitzte aus der rohen Holzmasse an dem Sacramenthäuslein, das Rätke ihm in Auftrag gegeben. Neben ihm am gleichen Werke beschäftigte sich ein junger Geselle

Namens Martin Holzwart aus Reutlingen, der seit kurzem bei dem Meister Syrlin eingesprochen. Gleich am ersten Tage, als derselbe den Abriß zu dem Kunstwerk erblickte, hatte er seinen Meister in bescheidener Weise auf Dieses und Jenes aufmerksam gemacht und mit geschickter Hand einen neuen Riß entworfen, welcher den ersten um Vieles übertraf. Als nun aber bei der Arbeit selbst auch der Geselle sich so geschickt anließ und alle Schnörkel, die aus seiner Hand hervorgingen, viel zierlicher ausfielen, da regte sich in der Brust des Meister Syrlin allmählig der Neid und krallte sich immer giftiger in sein Innerstes ein. Manche Woche saßen so Meister und Geselle an der gemeinschaftlichen Arbeit, da klagte Holzwart von Tag zu Tag mehr über Schmerzen und Schwäche seines Augenlichtes, und als es immer schlimmer mit ihm wurde, schnürte er seinen Bündel und verließ das Haus seines Meisters, um in seine Heimath nach Reutlingen zurückzukehren. — —

Gegen hundert Jahre später warf in der Büchsen-
gasse zu Ulm ein Bildschnitzer, Meißel, Säge und
Hammer aus der Hand und rief, vor einer außeror-
dentlich zierlichen pyramidenartig zulaufenden Holz-
schnitzerei stehend: Gottlob, das Werk ist fertig! O
Georg! setzte er hinzu, indem er sich zu seinem acht-
jährigen Söhnlein wandte, welches in der Ecke ganz
vertieft saß und eben auf ein vier Schuh hohes Modell
von Thon, das den Ulmer Münster vorstellte, eine
winzige Figur, die Jungfrau Maria, aufsetzte — o

Georg! wenn dein Großvater jetzt vom Himmel heruntersehen könnte, wie würde er sich freuen über diese Stunde! zwanzig Jahre hat er gearbeitet im Auftrag eines Töchterleins des Patriziers Johannes Ehinger auf dem grünen Hof, die all ihren Schmuck daran setzte, um ein wundersam feines Sacramenthäuslein zu vollenden — aber der Tod hat ihn darüber abgefordert und sein Augenlicht ist immer schwächer geworden über der Arbeit, also daß er zuletzt fast gar nicht mehr den Meißel führen konnte und die feine Lochsäge — doch — ein tiefer Seufzer hob sich aus des Meisters Brust — Gott habe seinen Geist selig! Ja zwanzig Jahre hat dein Großvater an diesem Kunstwerk gefessen und ich habe jetzt das Werk vollendet. Komm, reiche mir den Meißel! Behend sprang der Knabe hinter seinem thönernen Abbild der Münsterkirche hervor, um den Meißel aufzuheben, da blieb sein Vater, die Arme in die Hüfte stemmend, plötzlich wie eine Bildsäule stehen und blickte das Werk seines Söhnleins an. Ei, Georg! rief er endlich — du bist ja auch fertig in diesem Augenblick mit einem Kunstwerk, und jetzt erst gewahre ich, was du für ein herrliches Augenmaß und welche geschickte Hand du hast — habe das Ding noch gar nie in Augenschein genommen während meiner Arbeit, in die ich vertieft bin, und für kindisch Zeug genommen — das keines Blickes werth wäre! In der That, je mehr ich deine Arbeit ansehe und in ihren einzelnen Theilen prüfe und vergleiche, je mehr muß ich finden, daß du hier

ein Stück Arbeit geliefert, die ich schon dem hohen Rath darf zeigen und die Bitte an ihn richten, daß man dieses Modell zur Augenlust und zum Wohlgefallen des Volkes öffentlich aufstelle, sintemal ohnedieß die Mittel immer schwieriger werden zum Ausbau des Münsters, und der Thurm noch nicht einmal die Hälfte der bestimmten Höhe erreicht hat, allwo der Kranz soll aufgesetzt werden. Gewißlich aber greift jedes wieder gerne in den Sackel, wenn es das Kunterfei vor sich sieht und wie fein und zierlich der Thurm ausläuft nach dem Risse, welcher Stolz und welche Zierde dieses für die Stadt Ulm, und wie weit das Werk noch zurück!

Ein schön Trinkgeld zu einem neuen Habit wird auch für dich abfallen — doch komm, gib den Meißel — auch ich bin fertig mit meinem Werke, dem Sacramenthäuslein, und hoffe Ehre einzulegen, nachdem ich es zu Ende gegibelt, unsere Nachkommen sollen nun auch wissen, wann dieses Meisterstück vollendet. Mit diesen Worten setzte er den feinen Meißel oder Grabstichel an und meißelte die Worte in sein Werk:

Georgius Syrlin hat dieses Werk anno 1469
angefangen,

Georgius Syrlin hat dieses Werk anno 1474
absolviret.

Dann aber warf er sich in einen Lehnstuhl, ließ sich von seinem Söhnlein eine Kanne Weißbier holen, und indem er nochmalen dessen so wohl gelungenes Modell lobte, begann er ihm zu erzählen, wie ein Traum im

Hause des Patriziers Joh. Ehinger der Grund geworden
 zur Erbauung der Münsterkirche, und wie der Großvater
 dabei großen Dienst geleistet und beim Fundamentlegen
 gewesen, auch ein Modell gefertigt, das aber durch einen
 Unfall vor geraumer Zeit zerbrochen worden. Dann
 fuhr er fort: Obwohl Alles Gut und Vermögen daran
 setzte und die, so kein Geld entbehrlich hatten, ihre Dienst-
 boten und Rosse zu dem überaus großen Werke liehen,
 und also der Bau seit hundert Jahren immer höher und
 höher emporsteigt, so will es doch jetzt nicht mehr fürbaß
 gehen, denn bereits sind gegen 1 Millionen Goldgulden
 aufgewendet worden und mancher Steinmeze ist drüber
 gestorben. Herr Ulrich von Enzingen, der erste, ist in
 die Grube gefahren, nachdem er manches Jährlein mit
 deinem Großvater geschaltet und gewaltet am Münster-
 bau, darnach traten an seine Stelle seine beiden Söhne
 Gaspar und Matthäus, tüchtige Gewerbmeyster und wohl
 erfahren in den Berechnungen — alljezo aber führt
 der ehrsame Enkel, Herr Moriz von Enzingen, das
 Werk, nur denke ich mit Betrübniß, daß er nicht allzu-
 lange mehr das Nichtscheid führt, denn er fällt von
 Tag zu Tag mehr zusammen. Ja, wenn einer den
 Stab Moßis hätte und dürfte den Thurm nur so in
 die Höhe schießen lassen über Nacht, oder man vermöchte
 das Gebäu so rasch zusammenzufügen, wie der Orgelma-
 cher Kellermann zu Buchau, welchem der hohe Rath
 den Bau der Orgel übertragen. Das soll ein Fest ge-
 wesen seyn — fuhr Meister Syrlin fort, nachdem er
 einen langen Zug aus dem Rännlein gethan und den

zinnernen Deckel wieder zugeklappt hatte — als die Orgel aufgestellt wurde, die 1690 Pfeifen hatte und wovon die größte Pfeife 315 Maasß hält! O — rief der kleine Georg, drüben der alte Leineweber am Erbsenkasten hat es uns schon oft erzählt und gesagt, da sein Vater ein kleiner Bube gewesen, da sey der Meister aus Buchau gekommen und habe seine Orgel aufgestellt. Als Trinkgeld über den geforderten Lohn habe ihm der Rath 900 fl. geschenkt und die große Pfeife mit Wein füllen lassen. Darauf habe der Orgelmacher in die große Pfeife einen Hahn eingefügt, die Schuljugend zusammen gerufen und ihnen beim Austrinken unter frohen Gesängen die Orgel dazu gespielt. So war es, fuhr Meister Syrlin fort, und beinahe wäre es dem wackern Orgelmacher übel bekommen, denn die Pfaffen wollten ihn strafen wegen Entheiligung eines Kirchengeräthes, da er die Pfeife mit Wein gefüllt, aber der hohe Rath sprach kurzweg: der Wein ist eine Gottesgabe, die nicht allein die Pfaffen verschlingen dürfen — man fuhrwerke alljährlich viel Faß Wein in die Klosterkeller, aber keine mehr gefüllt heraus, daher zu bemerken, daß die Pfaffen, obwohl nicht aus Orgelpfeifen, so doch aus zinnernen Rännlein genugsam ihren Durst löschten. Aber nun laufe hinüber zum Nachbar, dem Zirkelschmied, und hole ihn mir herüber nebst seinem Gesellen, denn ich will meine Arbeit heute noch aus dem Hause schaffen. Der kleine Georg sprang die Treppe hinunter, und nach wenigen Augenblicken stunden die gerufenen Nachbarn in der Werkstube, staunten die künstlichen Schnitzereien

an und halfen Meister Syrlin sein Kunstwerk auf das Rathhaus bringen. — —

Fünfzehn Jahre später saß in einer Weinschenke der Stadt Rom an der Tiberbrücke unter dem Pfeiler des Vordaches ein junger Mann, blaß im Gesicht und abgemagert, mit einem schmutzigen Ueberhemd bekleidet. Er hatte einen Lindenstock in der Hand mit einem starken Knoten oben, an welchem er schnitzte, um daraus ein Menschengesicht zu formen, welcher den Kopf St. Peters vorstellte. Drinnen in der Schenke lärmte es und klangen lustige Lieder von fröhlichen Gesellen, während der Holzschnitzer von Zeit zu Zeit hastig und mit hungergierigen Mienen nach einem Stück trocknen Brodes und einigen Melonen griff, die neben ihm lagen, und dann wieder den Stock hin und her drehte. Endlich wandte einer der Gäste heraus, und als sein Blick zufällig auf die bettlerartige Gestalt in dem elenden Aufzug fiel, der ihm halb im Wege saß, fluchte er laut auf und gab ihm einen Tritt mit dem Fuße, so daß dem Unglücklichen der Stock aus den Händen fiel und über die steinernen Treppen hinabrollte. Schädiger Strolch! rief der Halberauschte, der das Gewand und die Tracht eines Malers trug — als er den geschnitzten Kopf St. Petri gewahr wurde, was machst du hier? wie kommst du zu diesem Schnitzwerk — willst du es mit deiner rohen unverständigen Faust verderben? Vergebung! antwortete der bettlerartige, flechte Jüngling — Ihr sehet doch, daß ich daran bin, den Kopf zu vollenden, noch ein Viertelstündlein, und der Stock ist fertig, und wenn Ihr Er-

barmen habet mit einem Unglücklichen, so kauft mir ihn ab für etliche Pfennige, daß ich meinen Hunger kann stillen! Verwundert blieb der lustige Becher stehen und betrachtete aufmerksam den Stock; wie? sprach er — die Arbeit ist von dir, bei allen Heiligen, das ist ja eine wundersame Schnitzerei! da — er griff in die Tasche und zog ein Goldstück heraus — gehe hin zu einem Bader und lasse dich reinigen, und kaufe dir beim nächsten Juden ein sauber Gewand, dann komme wieder hieher, damit ich und meine Gefellen das Nähere über dich vernehmen. Freudig sprang die abgemagerte Gestalt auf und eilte, den Worten nachzukommen, und nach einem Stündlein trat er wieder in die Schenke ein, wo ihn die lustigen Brüder erwarteten, die alle neugierig darauf waren, den jungen Meister kennen zu lernen, welcher ein so zierliches Bild geschnitzt. Nachdem er bei ihnen Platz genommen und sie höflichst begrüßt, sprach ein Gast, der an einem Nebentischlein saß, gar vornehm gekleidet und von freundlicher Miene — wenn ich nicht irre, so seyd Ihr nach Eurer Aussprache ein Schwabe und an der Donau zu Hause. So ist es, edler Herr! entgegnete der Gefragte: Ich bin ein Ulmerkind und mein Name: Georg Syrlin! Dann grüß Euch Gott, fuhr der Andere fort, und setzte sich herüber zu den lustigen Gefellen — da sind wir ja Landsleute, bin auch ein Ulmer, der Sohn des Kaufherrn Wolsfenter — aber wie kommt Ihr so abgerissen hieher — ja, jetzt Ihr jungen lieben Gefellen sollt Euch nicht mehr wundern über diese künstliche Schnitzerei — denn mein Landsmann gehört ja

zu der Familie des Syrlin und sein Großvater hat das berühmte Sacramenthäuslein für unser Münster gefertigt und dessen Sohn es vollendet. Bei diesen Worten blickte einer der Gefellen im Künstlerhabit den Georg Syrlin mit einem stechenden Blick an. Eine finstere Wolke schien über seine Stirne zu ziehen, und nach einigem stieren Anschauen sprach er: Wie schön sich das zusammen findet hier in dieser Schenke, Landsleute, und Kunstgenossen, und was das merkwürdigste ist, Enkel von Großvätern, denn wisset, daß mein Großvater Christoph Holzwart bei dem Johannes Syrlin in Ulm seine Kunst getrieben, als derselbe am Sacramenthäuslein geschnitz, hat drauf in Ulm franke Augen bekommen und ist nach Reutlingen, seiner Vaterstadt, gezogen, hat dort einen Hausstand eingerichtet und bald darauf sein Augenlicht ganz verloren. Nun! rief der Ulmer Kaufherr, wie wunderbar ist dieses Zusammentreffen, aber Ihr lieber Georg! sollt uns jetzt erzählen, wie Ihr in solch dürstige Lage gekommen und was Euch hieher führt. Habt ja daheim im Schwabenland gewiß ein schön Stück Geld verdient, wie ich von meinem Vetter weiß, der mir oft von Euch erzählte. Habt Ihr nicht zu Stuttgart in die Hospital- und Stiftskirche die schönen Kirchstühle gefertigt, und beim Turnier, welches der Graf von Württemberg gab, eine künstliche Armbrust aufgelegt, und den Mönchen in Blaubeuren einen Hochaltar verfertigt, wie weit und breit keiner soll gefunden werden? Ja, schon als Kind habt Ihr ja ein Modell gemacht vom Münster, daß Kaiser Maximilian, als er es später erblickte, ausgerufen:

„dieses Mühwerk ist werth, daß es für alle Jahrhunderte aufbewahrt werde, zumal man daran schon den vollendeten Bau des Thurmes abmerken kann!“ So ist es, antwortete Syrlin, und er nahm es mit nach Regensburg, zuvor aber mußte ich sein eigen Bild auf den Thurmrand des Modells stellen. Warum das? fragte einer der Gefellen, die aufmerksam zuhörten, als sie vernahmen, was für ein berühmter Kunstschneider der Fremdling sey, den sie so eben noch als Bettler gewahrt hatten. Das will ich Euch erklären, nahm der Kaufherr für Syrlin das Wort, der hungrig über die Speisen herfiel, welche der Wirth aufgetragen hatte. Als der Kaiser nach Ulm kam, war der Thurm eben bis zum Kranze fertig, und da er nun hinaufstieg mit seinen Begleitern und diese gar erschrocken an den Kranz traten, um sich umzuschauen und vor Schwindel ihnen der Kopf brauste, da lachte der Kaiser hell auf, trat einige Schritte zurück und sprang mit einemmale mit freien Füßen auf den Umlauf. Dann umlief er stracks den Thurm auf dem Rande des Kranzes, hielt ob dem Eingang unten plötzlich in schnellem Laufe still und streckte, auf einem Fuße stehend, den andern weit über die schauerliche Tiefe hinaus. Doch — fuhr der Kaufherr fort — mein werther Landsmann, noch seyd Ihr uns Eure Läufe schuldig zu erzählen. Ach! antwortete dieser, mein Leben gleicht einem Rade, das stets umläuft. Glück und Unglück wechselten rasch darin. Mein erster Fehltritt warf mich in die Welt hinaus — war bei einem Delmaler in der Lehre und sollte im Kloster Wiblingen die Kirche auspin-

sein, da fiel ich in ein Delgemälde, das man von der
 Wand genommen, und riß ein Loch hinein. Darüber
 schrieen die Mönche Mordio und verlangten von meinem
 strengen Meister Schadenersatz; darauf entlief ich voller
 Angst vor den Schlägen, die meiner warteten, nach Mem-
 mingen, wo ich das Stadtwappen schnitzte über dem
 Rathhause nächst der Uhrtafel, wofür der Rathsvogt mir
 seine eigene Halschnalle vom Hemde schenkte. Drauf
 ging ich unter die Reißigen des Grafen von Fürstenberg,
 zog nach Wien und versfertigte dem Kaiser Friedrich, der
 ein Bein verloren, ein hölzernes mit künstlichen Gelenken.
 Als nun der Kaiser gestorben, zog ich mit dem Heere
 seines Nachfolgers, Kaiser Maximilian, nach Salzburg
 gegen den Bischof als Edelknecht. Aber es sollte mir
 fast schlecht bekommen, denn unserer Viele wurden ge-
 fangen und sollten auf Befehl des Bischofs alle das
 Leben verlieren durch Henkershand. Vor den Mauern
 von Salzburg wurden wir an einen Ort geführt, welcher
 der Mordplatz heißet, und schon lagen zehn Köpfe blutig
 im Sande und ich hatte nur noch fünf Unglücksgefallen
 vor mir in der Reihe, da erhob sich ein solch furchtbares
 Gewitter mit Blitz, Donner und Hagel, daß Alles aus-
 einander lief, sein Leben zu schützen. Nach fünftägigem
 Irren und halbnackt kam ich wieder in Memmingen an
 und zog von da mit den oberschwäbischen Rittern als
 Kolben- und Schaftschneider zum großen Turnier nach
 Stuttgarten. Wäre gern dort geblieben und hatte Ar-
 beit vollauf in den Kirchen, und ward gut aufgenommen
 bei den Grafen, aber da erblickte ich in der Hirschgasse

das Töchterlein des Silberschmieds Clayber und begann mit ihr einen Liebeshandel. Darob fiel mich ihr Bruder an, und als ich mich wehrte und denselben fast tödtlich verwundete, entfloh ich selbige Nacht und nahm Dienste in der Republik Venedig. Aber das Kriegsleben machte mich krank und flech, und so beschloß ich, die Armbrust zu verwechseln wieder mit dem Schnitzmesser, und wanderte Rom zu. Entblößt von Allem kam ich hieher und vermochte kaum mich weiter zu schleppen vor Mattigkeit und Schwielen an den Fußsohlen, und nachdem ich einen Lindenstoß zu mir genommen, den ein Eselstreiber weggeworfen, beschloß ich, einen Kopf von St. Peter daran zu schnitzen, um mir einige Pfennige zu verdienen. Dem Himmel sey Dank! rief der Kaufherr, daß Ihr gerade hieher gerathen vor die Thüre dieser Schenke, um einen Landemann in mir zu finden und junge Gönner bei diesen werthen Gefellen, die Euern Stock nicht genug bewundern können. Ich denke, es soll besser mit Euch werden und Euch eine schöne Zukunft blühen, zumal nächster Tage der Grundstein gelegt wird zur neuen Peterskirche, welche die schönste in der Welt werden soll. —

Das Fundament zur prächtigen St. Peterskirche war gelegt und von Pabst Alexander eingesegnet, und rasch schritt der Bau in die Höhe, denn die ganze Christenheit steuerte dazu bei. Auch Meister Syrlin hatte beschlossen, dem Gotteshause eine Stiftung zu weihen zum Dank für das Glück, das ihm in Rom aufgeblüht und für die Rettung seines Lebens aus Meuchlerhänden. Er saß in einem freundlichen großen Gemache,

deſſen Fenster mit luſtiger Leinwand geſchützt, auf einen kleinen freundlichen Garten hinausgingen, und arbeitete an einem vielſtändigen Palliſanderſtamme, um daraus einen Chriſtus am Kreuz zu formen, umgeben von Joſeph, Maria und Magdalena, inſgeſammt ſieben Schuh hoch, und in einem Nebenzimmer, das durch eine offene Thüre verbunden, bückte ſich über einen Sticrahmen ein holdes, italieniſches Weib in der vollen Blüthe ihrer Jahre. Geſicht und Nacken, wie der halb entblößte Arm waren blendend weiß, das Auge feurig und dennoch ſo mild, die Naſe, Lippen und Kinn fein und edel geſchnitten; es war das Bild einer reizenden Römerin. Von Zeit zu Zeit wechselte Syrlin ein freundliches Wort mit ihr, wenn er auf Augenblicke von ſeiner Arbeit aufſtand, um etwas an ſeinen Werkzeugen zu richten, und eine zärtliche kurze Umarmung, ein flüchtiger Kuß auf die Stirne der ſchönen Frau, bezeugten, wie glücklich Beide ſich fühlten im gegenseitigen Beſitz. Strenge dich nicht ſo ſehr an, lieber Georg! unterbrach ſie dann immer den Meiſter — es könnte deiner Bruſt ſchaden, denn immer noch iſt ſie nicht ganz geheilt, die ſchreckliche Wunde, welche die Meuchelmörder dir verſetzt. Beiſällig nickte in einer Ecke ein alter Mann mit grauem Lockenhaar, der ſtumm der Arbeit Georgs zuſah und die Arme in weite Aermel verhüllt hatte. Meiſter Syrlin war nemlich vermählt und ſein Ehgemahl Sylvia, Wittwe eines römischen Edlen und Tochter des alten Mannes, welcher der Bildſchnitzerei

ein so aufmerksames Auge schenkte, aber stets nur mit dem Kopfe nickte, ohne einen Laut über die Lippen zu bringen. Der Unglückliche war verstümmelt, keine Zunge bewegte sich in seinem Munde; sie war ihm ausgeschnitten, seinen Vorderarmen fehlten die Hände, sie waren ihm abgehauen durch die Henker des Papstes Alexander, weil Antonio Macinello, der edle Römer und Rechtsgelehrte, in öffentlichen Versammlungen mit unerschrockenem Freimuth die gottlosen Sitten und unerhörten Laster des päpstlichen Hoflebens und des Lebens der Pfaffen geschildert hatte. Zwei Jahre hatte Sylvia im Wittwenstande gelebt, ihr gegenüber aber wohnte der Maler Holzwart und der andere Geselle, welcher Syrlin vor der Schenke angetroffen, ein Bildhauer aus Mailand. Zu ihnen war Syrlin gezogen, reichlich beschenkt von dem Ulmer Kaufherrn, und hatte sich auf die Schnitzerei von Stöcken gelegt, die reisenden Absatz fanden und die er durch einen Diener verkaufen ließ. Dazwischen verfertigte er auch andere niedliche Kunstwerke, kleine Cruzifixe, und ward darum zu der Wittwe gerufen, um ihr aus einem Stückchen Olivenholz, das sie vom heiligen Lande erhalten, ein solches zu fertigen. Anton Holzwart, der Maler, aber war längst von unendlicher Leidenschaft zu der reizenden Wittwe erfüllt, er lauschte halbe Tage am Fenster, bis er sie erblicken konnte; er folgte ihr auf Schritt und Tritt, wenn sie ausging und konnte dennoch nichts von ihr erhalten, als höchstens ein stummes, leichtes Kopfneigen auf seinen Gruß. Wo-

denlang saß er an seiner Staffelei und malte ihr Bild, um darin zu schwelgen und sich in ihren Besitz zu träumen — ganze Nächte wandelte er im kleinen Gärtchen, das an den ihren stieß, und starrte hinauf an ihr Schlafgemach. Wie beneidete er darum den Ulmer Holzschnitzer, als dieser zu Sylvia gerufen wurde, als sie ihm fort und fort neue Aufträge gab — wie wahnsinnig tobte es darum in seiner Brust, als eines Tages Georg nicht ihm, denn ein geheimer Widerwillen hielt den Ulmer stets von näherem Umgang mit dem Maler zurück — aber dem Mailänder Bildhauer die vertrauliche Kunde mittheilte, daß Sylvia ihm gewogen, ja, daß ihm das hohe Glück blühe, ihre Hand zu erhalten. Das war zu viel! In der nächsten Nacht, als Syrlin von einem Freunde jenseits der Tiber am Ufer des Flusses heimwandelte, wurde er plötzlich von zwei Vermummten überfallen — er fühlte nach kurzem Ringen einen Dolchstoß, der nach seiner Brust gerichtet war, und im nächsten Augenblick ward er über die niedere Wegmauer in die Tiber geworfen. Tags darauf lag er in einem Spital, Fischer hatten ihn herausgezogen, und da sie noch Leben an ihm verspürten, ihm die Wunde verbunden und ihn zu den grauen Mönchen gebracht. Auf die Kunde von diesem Mordanschlag eilte Sylvia herbei und ließ den Verwundeten in ihr Haus bringen — nach zwei Monaten war der Kranke geheilt, um mit dem edlen Weibe am Traualtar zu erscheinen, Bildhauer und Maler aber waren seit jener Nacht verschwunden.

Es war ein neblichter Frühlingsabend des Jahres 1531, da schleppte sich ein siecher Mann, der schon an sechszig zählen mochte, an einem Pilgerstab mühsam und gebrechlich auf der Straße dahin, die von dem Städtlein Schelllingen nach Blaubeuren führt. Obgleich es immer kälter und feuchter wurde und das zerrissene Gewand kaum die Blößen der fröstelnden Glieder deckte, setzte er sich doch alle Viertelstunden auf einen Stein, um etwas auszuruhen, wobei er stets ein Bäclein aus dem Busen zog, um damit seine Kniee vor der Abendluft zu schützen und es unter heißen Küffen dann wieder in seinen Busen schob. Er mochte die Hälfte des Weges zurückgelegt haben, da holte ihn ein Reiter auf einem Maulthier ein. Als der den zitternden Pilger gewahrte, stieg er ab und bot ihm aus einer ledernen Reiseflasche einen Trunk Weines an, begann mit ihm ein Gespräch und fragte ihn, woher und wohin, und wessen Berufes? Junger Mann, entgegnete der Greis — ich bin ein Bildschnitzer, komme aus dem h. Lande und aus Italien und sehne mich nach meiner Vaterstadt Ulm, daselbst mein Haupt zur Ruhe zu legen; und wer seid Ihr mit Verlaub? Ein Landsmann von Euch — meines Standes ein Handelsmann, habe mich umgesehen bei unsern Geschäftsfreunden in Mailand, Rom und Palermo auf der Insel Sicilien, denn unser Leinwandhandel macht fast alljährlich eine Reise nöthig. Wer Name? fuhr der Alte fort — Matthias Wolfenter! entgegnete der Reisende. Alle Heiligen! seufzte jetzt

der Greis — doch nicht der Sohn des Jakob Wolfenter, der einst in Rom mein Wohlthäter geworden, als ich so arm und fleh wie jetzt vor den Hallen einer Schenke lag. Meister Syrlin, rief sein Begleiter — solltet Ihr es seyn, denn wohl kenne ich die Geschichte, wie oft hat sie uns Kindern der Vater erzählt, wie er einen Ulmer getroffen in höchster Noth mit Namen Syrlin, der den Blaubeurer Hochaltar und manch ander Kunstwerk geschnitz, und drauf in Rom im größten Glend vor einer Weinschenke gelegen. Und später erzählte er uns, als er von seinen Reisen aus Italien zurückkam, daß dieser Syrlin sich daselbst großen Ruhm erworben mit einem Christusbild, für das der Pabst einen besondern Altar in der Peterskirche bauen ließ. D! fuhr er fort, als ich das erstemal nach Rom kam, eilte ich sogleich in den prächtigen Tempel, um dieses Kunstwerk zu sehen, von dem ich so viel gehört — darnach in Palermo auf der Insel Sicilien erblickte ich wieder die berühmten Werke von Euch — das war das Stadtwappen von Palermo an der Villena Piazza, und die große aus Ahornholz geschnitzte Altarplatte im Dom, deren Modelle die heilige Jungfrau und Simon im Tempel vorstellt — aber, bei allen Heiligen, wie kommt Ihr nach solchen berühmten Werken zu solch ärmlichem Aufzug — Ihr könntet ja einen Ballast bewohnen in Italien? Lieber Landsmann, antwortete Meister Syrlin, Alles ist vergänglich in der Welt, und wer heute reich und glücklich, ist morgen arm und mit

Kummer beladen. Ja, ich war glücklich, ein edles Weib
 hat mir der Himmel geschenkt, und durch sie ein liebes
 Söhnlein. Aber mein Gemahl starb und ich pilgerte
 aus Schmerz nach dem h. Lande, während ich mein
 Söhnlein in einem Kloster zurückließ. Drei volle Jahre
 blieb ich im h. Lande und modelte den Delberg, Geth-
 semane, das heilige Grab nebst allen Mauern, Thoren
 und Kirchen der Stadt Jerusalem. Alles dieses schickte
 ich dem Pabst nach Rom vor meiner Abreise, ich selbst
 aber kam arm und ausgeplündert von den Türken nach
 Italien zurück. Dort sah ich meine ganze Arbeit, in
 1700 einzelnen Stücken bestehend und die ganze heilige
 Landschaft darstellend, öffentlich zur Schau ausgestellt
 zur Verehrung, und reiche Opfer fielen dabei in den
 Kirchenschatz. Wieder arbeitete ich manch Jahrlein an
 der St. Peterskirche, da fiel mein geliebter Sohn, der
 ein geschickter Steinmetz geworden, von einem Gerüste
 und zerschmetterte sein Haupt. Ein wahnsinniger
 Schmerz erfaßte mich, zwei Jahre lang lag ich in einem
 Irrenspital, nahm nichts zu mir, als Wasser und Brod
 und klagte und jammerte um meinen Sohn. Als ich
 entlassen wurde, war alle Lust zur Kunst bei mir er-
 storben — ich hatte nur noch einen Gedanken, meine
 Vaterstadt wieder zu sehen und zu sterben. Arm, wie
 ich nach Rom gekommen, verließ ich seine Thore und
 trug nichts daraus mit fort, als das Todtenhemd meines
 geliebten Sohnes Carlo — hier — hier schloß der
 Greis seine Erzählung, dieses Bäcklein enthält dasselbe.

Mitleidig betrachtete der junge Kaufherr den zitternden Greis, der krampfhaft das Todtenhemd seines Sohnes an das Herz preßte und vor Aufregung fast in den Boden sank. Steigt auf mein Maulthier, sprach der Kaufherr, denn wir haben noch eine lange Stunde bis nach Blaubeuren und ich sehe, daß Eure Kräfte erschöpft sind, ehrwürdiger Vater! Er half ihm theilnehmend in den Sattel und schritt nebenher die Straße, indessen die Nacht hereinbrach und die hohen Felsengipfel des Blau-thales immer näher wie dunkle Schatten ob ihren Häupten zum Himmel sich streckten. Als sie am Kloster zu Blaubeuren anlangten, hielt der Kaufherr an und sprach: Meister Syrlin, ich denke, das Beste für Euch ist, ich führe Euch in die Klosterpflege. Dasselbst möget Ihr einige Tage rasten bei Eurer Gebrechlichkeit und dann, wenn Ihr es mir wissen lasset, daß Ihr bereit seid, hole ich Euch ab nach Ulm. Die Kosten aber für die Pflege allhier werde ich besorgen, denn man soll nicht sagen, daß ein Ulmer Kind seinen Landsmann ohne Hülfe läßt. Schweigend fügte sich der bresthafte Greis in den Vorschlag seines Begleiters, und so führte ihn dieser in die Klosterpflege, sprach mit dem Pförtner, drückte dem Meister die Hand und zog mit seinem Maulthier in das Städtlein, daselbst in einer guten Herberge zu übernachten.

Der kranke Meister mochte über 14 Tage in dem Kloster gelegen haben, wo er gute Pflege hatte. Namentlich saß Stunden lange ein bejahrter Mönch neben

ihm, der ihn Alles ausfragte über sein vergangenes Leben und dessen Züge und Stimme ihm manchmal so bekannt dünkten, daß er sie schon einmal vor vielen Jahren gesehen und gehört zu haben meinte. Es war mit Einbruch der Nacht am fünfzehnten Tage, da traten zwei Mönche in das Krankengemach, darunter der Alte, der so oft bei ihm gefessen. Meister Syrlin, sprach der Zweite, ich schäke, daß Ihr jetzt die Klostersuppe satt seid, und einige Rännlein alten Weines und eine schmackhafte Forelle werden Eurem Gaumen besser zusagen — darum kommt mit uns auf unsere Zelle, wir wollen einmal auch einen fröhlichen Abend mit einander zubringen, damit Ihr Euer Unglück und Eure Leiden wenigstens auf einige Stunden vergeßet. Mit diesen Worten führten sie den Klostergeist über den Hof und durch einige dunkle Gänge in eine Zelle. Nehmt Platz hier im Lehnstuhl, sprach der Jüngere, bis der Imbiß und das Weinkännlein kommen, und ich denke, wenn Ihr unsern Tisch erschmeckt, so bleibet Ihr vielleicht ganz bei uns in unserm stillen Kloster und leget Euch nieder auf Eure Kunst! Und die werdet Ihr, setzte der Ältere hinzu, nicht vergessen haben, denn wer ein solch Kunstwerk, wie unsern Johannes-Hochaltar gefertigt vor 30 Jahren, und hat so lange in Italien sich seiner Kunst beflissen, der vermag wohl noch etwas Schöneres zu Stand zu bringen. Wohl, entgegnete Meister Syrlin, getraute ich mir einen zweiten Hochaltar zu schnitzen, gegen welchen der Erste ein Lehrjungenstück, obwohl es

mir einst gut bezahlt worden — aber es treibt mich ein unnennbar Wehe nach meiner Vaterstadt und möchte ich um keinen Preis mehr auch nur eine Woche länger in der Fremde verweilen. Ist das Euer Ernst? fragte der Aeltere — wolltet Ihr unserm Kloster nicht für guten Lohn ein Kunstwerk liefern, wie Ihr es zu fertigen Euch getrauet und vorhin versichert habt? Meine Tage sind gezählt, antwortete Syrlin, und wenn ich noch einige Jährlein Frist erhalte vom Himmel, dann gedächte ich sie wohl zu nützen und meiner guten Stadt Ulm ein Kunstwerk zu liefern in die neue Münsterkirche, wie ich selbst für St. Peter nichts gearbeitet — aber hier vermag ich nicht zu bleiben und wenn Ihr mir alle Schätze der Welt anbötet! Wohlan! knirschte der alte Mönch und fiel mit seinem Nebenmönch über Syrlin her — so wollen wir dir dafür thun, daß du dich nicht rühmen kannst, ein größeres Kunstwerk geschnitten zu haben, denn unsern Altar! Und mit diesen Worten verstopften sie ihm den Mund und banden ihn mit Händen und Füßen an den Lehnstuhl, daß er kein Glied mehr rühren, noch einen Hülfelaut ausstoßen konnte. Dann schritt der Alte hinaus, brachte eine Kohlpfanne mit Glut herein, stellte sie auf den Tisch und legte einen dünnen Eisenstab hinein, wie sehr auch das Opfer sich auf seinem Stuhle zu winden versuchte, als es die Glutschüssel und den Eisenstab erblickte, der drinn glühend zu werden begann, so war doch Alles vergebens. Der alte Mönch aber schob die Kapuze weit zurück, die

sein Gesicht immer halb bedeckt hatte und gringte ihn an, während seine Hand den Draht in den Kohlen hin und her drehete: Meister Syrlin — kennst du mich nicht mehr — oder ist dein Gedächtniß so schwach — ich habe mit dir Vieles abzurechnen, und eine uralte Schuld deines verruchten Großvaters, wie deine eigene soll durch meine Hand gesühnt werden nach dem alten Geseze: Zahn um Zahn — Auge um Auge! Ja, fuhr er vor Wuth schäumend fort, und stocherte mit dem Eisendraht in den glühenden Kohlen — dein Großvater, Johannes Syrlin, hat meinen Großvater, der bei ihm arbeitete und an dem Sakramenthäuslein half, aus Reid, daß derselbe ein feineres Kunstwerk liefere, um die Gesundheit seines Augenlichtes gebracht durch ein höllisches Mittel, das er ihm im Schlaf auf die Augen streute — du aber, alter Sünder, hast mir das Weib meiner rasenden Liebe entrissen durch den Zauber deiner Schnitzwerke, deren Schönheit sie geblendet und ihre Huld dir erworben. Schon damals war dir der Tod geschworen und ich warf dich mit einem Dolchstich in die Tiber, aber die Häfcher ergriffen mich fast auf der That und ich wurde auf die Sklavenschiffe gebracht, wo ich erst nach zehn Jahren entfliehen konnte in dem Wahn, daß du längst verfault. An meinem Großvater hat dein Geschlecht gefrevelt, mir hast du Leiden und langes Unglück gebracht und mir meine höchste Seligkeit entrissen — nun willst du auch unserem Kloster den Ruhm rauben, den schönsten Hochaltar zu besitzen

und deiner Vaterstadt diese Ehre zuwenden — darum für all' diese Schuld büße uns dein Augenlicht! Mit diesen drohenden Worten riß der Mönch den glühenden Draht aus den Kohlen und stieß ihn zischend und rauchend nach einander in die rechte und linke Augenhöhle des unglücklichen Meisters, der zusammenschauerte, ohne nur seinen unnennbaren Schmerz durch einen Schrei ausstoßen zu können. Lange lag er zuckend in Ohnmacht, während seine Beiniger die ausgelaufenen Augenhöhlen mit frischem Wasser wuschen und ihm einen Verband anlegten. Aber als er zur Mitternachtsstunde wieder allmählig zum Bewußtseyn zurückkehrte, da trat der rachsüchtige Holzwart, in der einen Hand einen Dolch, in der andern ein Cruzifix, vor Syrlin, und während sein Helfershelfer dem Schlachtopfer den Knebel aus dem Munde zog, sprach Ersterer: Ein Laut und du bist des Todes! So schwöre uns nun bei dem Bild des Gefreuzigten und deinem ewigen Seelenheil, daß du nie mehr bis zu deinem Tode dieses Kloster verlassen — auch Niemanden je verrathen wollest, daß wir dein Augenlicht dir genommen und dir Gewalt angethan haben. In größter Todesangst sprach der arme Meister den Schwur nach und bat nur um Schonung seines Lebens.

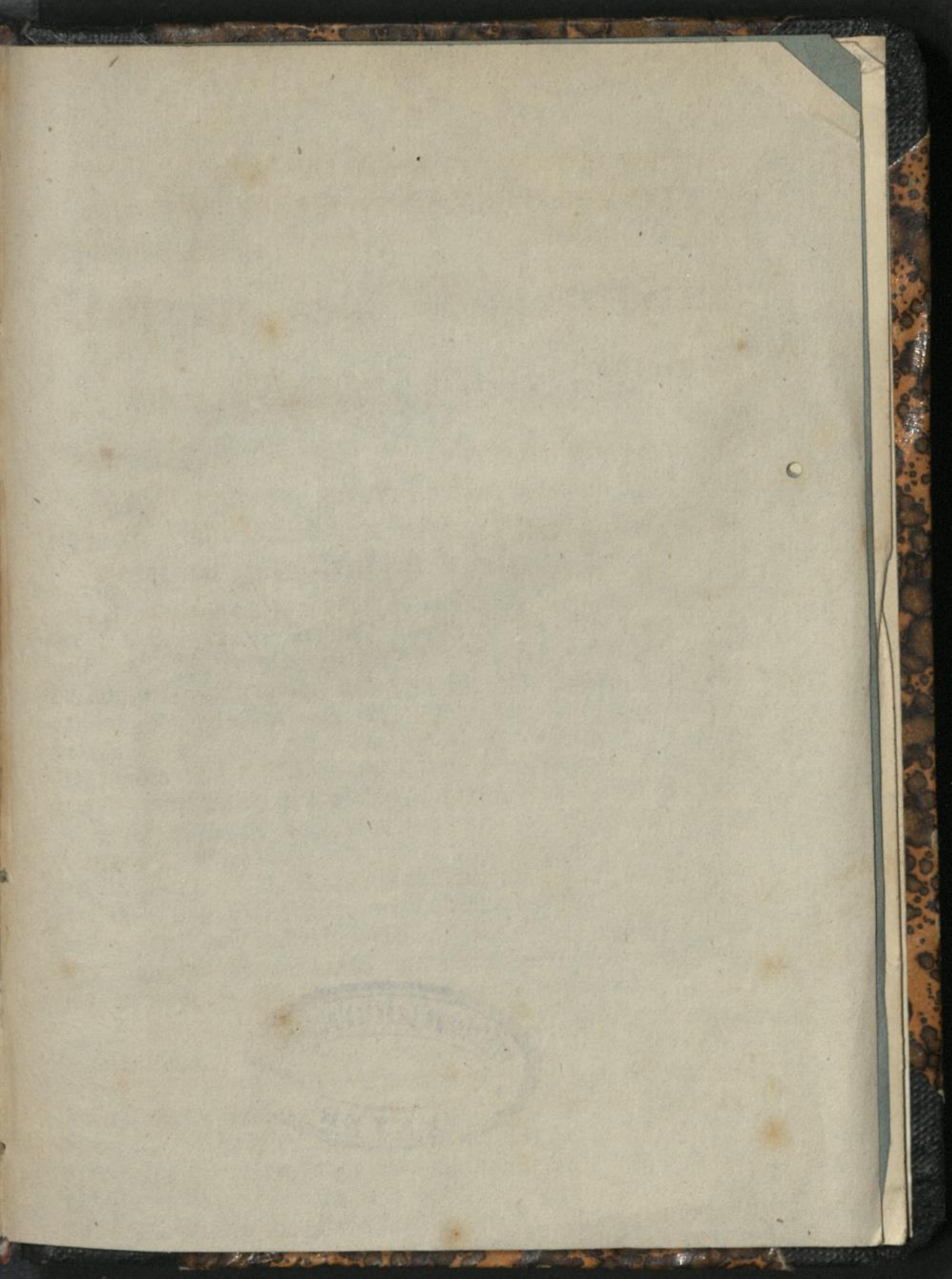
Durch die Pflege seiner Beiniger genas der Unglückliche bald von seinen gräßlichen Wunden, und seines Augenlichtes beraubt, von Kummer und Langeweile geplagt, versuchte er sich auf's Neue in seiner Kunst.

Er fertigte sein eigen Bild auf's Treueste nach und befestigte es über der Sakristeithüre der Klosterkirche, wo es heute noch zu sehen. Auch schnitzte er in seiner Blindheit viele Stühle und Wappen, und da er stets seinen Eid hielt, so faßten die Mönche Vertrauen zu ihm und ließen ihn auf seine Bitten noch einen letzten Besuch in Ulm machen, wo er das Münster mit einem schönen Christusbild schmückte, das noch an der Vorhalle des Hauptportals prangt. Als er dieses vollendet, kehrte er, treu seinem Eide, an der Hand eines Knaben ins Kloster Blaubeuren zurück, um dort sich in Todtenhemde seines Sohnes zur ewigen Ruhe zu legen. Fr. Norden.

I n h a l t.

	Seite
Die Achalm	1
Die Sage vom Bau der Achalm	21
Kloster Maria Gnadenthal	37
Der Schuß in das Christusbild	43
Schloß Sachsenheim	49
Der Klopferle von Sachsenheim,	57
Ober-Klingenstein im Blauthal	60
Wolf von Klingenstein	62
Ruine Reußenstein	66
Der Bau des Reußensteins	70
Hohenentringen	72
Ritter Jörg von Ehingen, der Landsfahrer	80
Hohenasperg	92
Die Sage vom Asperg	119
Kloster Gnadenthal zu Offenhausen	169
Die Nonne von Gnadenzell	187
Pfalzgrafenweiler im Schwarzwald	199
Die Historie von Meister Eppen u. seinen Hunden	202

	Seite
Die Kilianskirche zu Heilbronn	208
Die Sage von dem Siebenröhrenbrunnen in Heil- bronn	224
Hohenstaufen und Vorch	230
Die Belagerung der Burg Hohenstaufen	319
Löwenstein	336
Die Sage von dem Seeschlößlein bei Löwenstein	352
Schloß Lichtenberg	391
Die Brüder von Lichtenberg	397
Das Ulmer Münster	421
Die Gründung des Ulmer Münsters und die Blendung des Holzschnitzers Georg Syrlin	449





Als sehr anziehende Lektüre kann besonders empfohlen werden:

Vorzeit und Gegenwart

in

historisch-romantischen Erzählungen.

3 Bände à 1 fl. oder 20 Sgr.

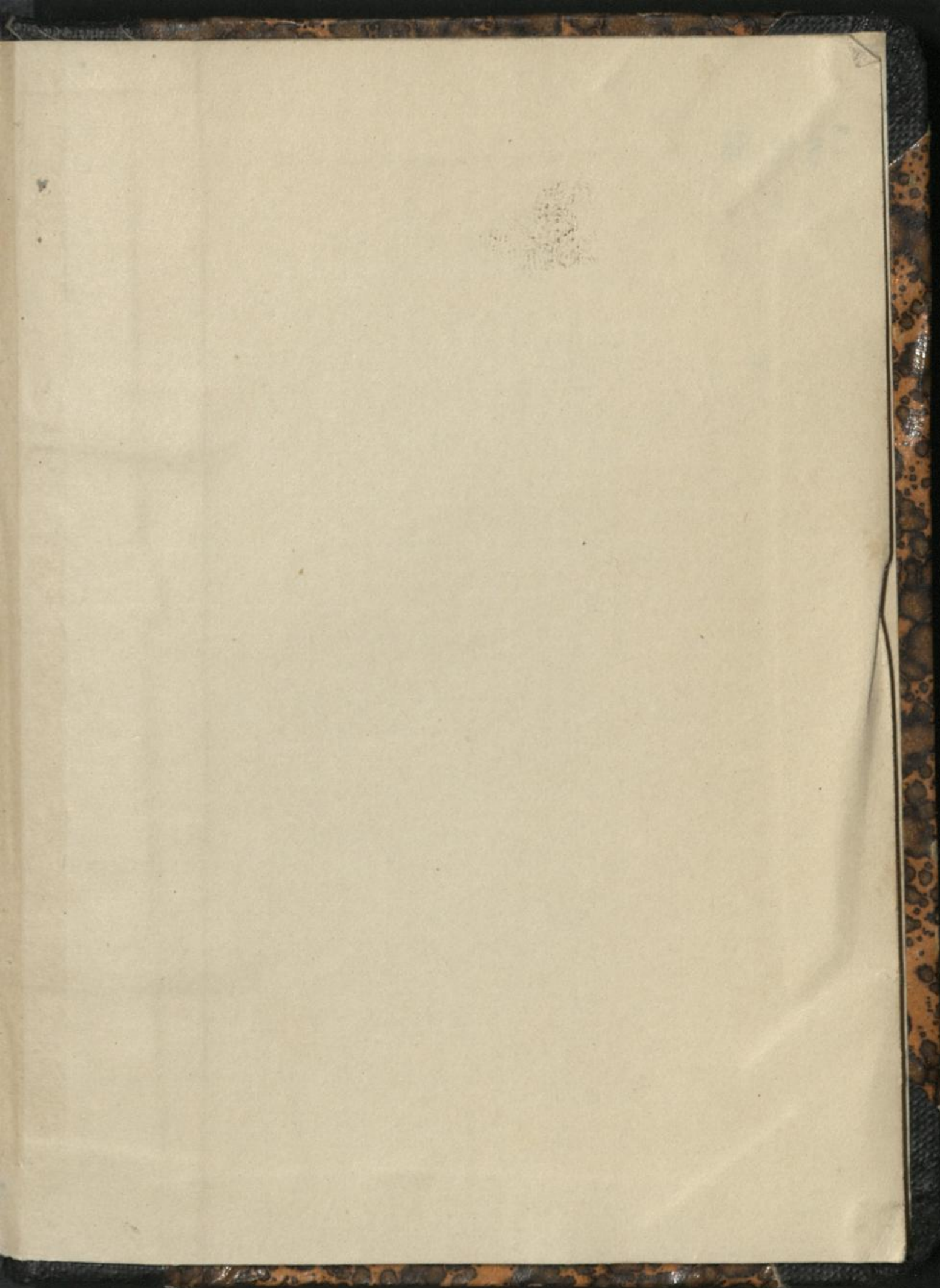
 Jeder Band ist 24 Bogen stark auf schönem Papier und mit neuen Lettern; der Preis ist **ganz ungewöhnlich billig.**

Inhalt des ersten Bandes: I. Der Delberg vor der St. Leonhardts-Kirche. Erzählung aus Stuttgarts Vorzeit. II. Widerholds Pflegesohn oder der mahnende Todtenkopf. Erzählung aus Hohen-Ewiel. III. Landgraf Raspo, genannt der Pfaffenkönig, vor Ulm oder des Fischers Meisterschuss und Ulm's Rettung aus großer Gefahr. IV. Das Herr-segne-uns-Glöcklein auf der Stiftskirche zu Stuttgart und die Gründung des Gasthofs zum „Baumstark“ in Ulm. V. Das Wappen der Seefendorfe. VI. Die Rose von Stuttgart. Erzählung aus der Zeit Königs Friedrich I. von Württemberg. VII. Des Waffenschmieds Tochterlein oder Rätchen von Heilbronn. Erzählung aus Heilbronn's Vorzeit zur Zeit der heiligen Behme. VIII. Das Mädchen vom See und der Lautenhanus von Mergentheim. Erzählung aus der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts.

Inhalt des zweiten Bandes. I. Die Hugenotten in Stuttgart. Erzählung aus der Zeit der Pariser Bluthochzeit. II. Der Klosterbruder von Lorch und Bertha von Hohenberg. Erzählung aus der Zeit des Bauernkriegs. III. Albrecht Harsdörfer und Conrad Besserer, die beiden Bürgermeister von Ulm, oder Ehracht und Liebe. Wahre Geschichte aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. IV. See und Land oder Möhringen's Rettung durch Bäckermeister Wolf.

von 1796. V. Der Schwedenmusketier am Bodensee und das rettende Gebetblichlein. Erzählung aus dem 30jährigen Kriege. VI. Der Blaugeist und das Muttergottesbild in Blaubeuren.

Inhalt des dritten Bandes. I. Die Rache der Städtemeisterin und die ungerechte Enthauptung des Ritters Hans von Stetten in Hall. II. Lederle, Lederle, das will ich dir gedanken, oder die Bauern in Mergentheim. Erzählung aus der Zeit des Bauernkrieges. III. Mathilde von Montmartin, die Braut des Himmels, oder Verbrechen und Reue. Erzählung aus der Zeit des Herzogs Carl. IV. Die Brüder von Hohenlohe und die Sage von der Rätterburg. V. Graf Normann. Historisch-romantische Zeitbilder. VI. Die beiden Junfer von Maienfels und die Nebtiffin von Steinheim. VII. Genovesa, das Hirtenmädchen und Graf Rudolph von Helfenstein, oder Selbstmord aus Liebe. Erzählung aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts.



6.10. 68

24. 9. 63

8. 9. 65

23. 3. 72 / 4

